DER
STÄDTE
BAU
1920

# DER STÄDTEBAU

## MONATSHEFTE

FÜR DIE KÜNSTLERISCHE AUSGESTALTUNG DER STÄDTE NACH IHREN WIRTSCHAFTLICHEN, GESUNDHEITLICHEN UND SOZIALEN GRUNDSÄTZEN MIT EINSCHLUSS DER LÄNDLICHEN SIEDELUNGSANLAGEN UND DES KLEINWOHNUNGSBAUES

BEGRÜNDET
VON
THEODOR GOECKE UND CAMILLO SITTE
BERLIN WIEN

HERAUSGEBER: ARCHITEKT H. DE FRIES, BERLIN

SIEBZEHNTER JAHRGANG

VERLAG VON ERNST WASMUTH A.-G.
BERLIN W 8, MARKGRAFENSTRASSE 31
1920

Herrosé & Ziemsen, G. m. b. H., Wittenberg

# INHALTS-VERZEICHNIS.

## I. TEXT-BEITRÄGE.



## II. CHRONIK UND MITTEILUNGEN.



## III. AUSGESCHRIEBENE WETTBEWERBE.



## IV. ENTSCHIEDENE WETTBEWERBE.



## V. NEUE BÜCHER UND SCHRIFTEN.

# VERZEICHNIS DER TAFELN UND ABBILDUNGEN.



# MITARBEITER.

JAHRG. XVII 1920 HEFT 1/2

DER STÄDTEBAU

MONATSHEFTE FÜR STÄDTEBAU UND SIEDLUNGSWESEN

HERAUSGEBER H. DE FRIES, BERLIN

GEGRÜNDET VON THEODOR GOECKE UND CAMILLO SITTE :: VERLAG VON ERNST WASMUTH A.-G., BERLIN W8





# EINFÜHRUNG.

Diese Zeitschrift hat kein Programm, wenn nicht das Wort „Baukunst“ ein solches bedeutet.

•

Die Zielrichtung einer periodisch erscheinenden Druckschrift weist naturnotwendig von Vergangenem in Zukünftiges. Vergangenheit bleibt sich Bewegendem stets weiter zurück, Zukunft wird stets näher deutlich. Nur sie wird leidenschaftlich erstrebt, in ihr allein liegen Möglichkeiten der Erfüllung jener Ideen und Ideale, an denen die Vergangenheit baute, ohne sie vollenden zu können.

Es ist das gute und schwere Schicksal unserer Zeit, daß sie eine der schwersten Kulturkrisen durchleben muß, die Deutschland, Europa, die Welt je gekannt haben. Verschweigen wir uns nicht, daß Kriege, Revolution, daß Haß und Hunger nur äußerliche Symptome sind, Geburtswehen einer neuen Zeit, der ein anderes Weltbild, andere Anschauung von Menschendasein und Menschenwert vorschwebt. Einer Zeit, die unter fieberhaften Zuckungen leidenschaftlich sich bemüht, jenseits hohlgewordener Formen das Herz der Menschen und der Dinge wiederzufinden.

Was die Baukunst betrifft, so mußte sie naturgemäß das Schicksal einer Kultur teilen, der die Frontwandanschauung letztes Gesetz geworden war. Im betont Repräsentativen, äußerlich Schematischen, übertrieben Dekorativen, phrasenhaft Betonten endete Vergangenheit. Die Künstler legten — und legen — weit mehr Wert auf Standesfragen, auf die Organisation von Interessenten-Gruppen, auf Verbände und Vertretungen, auf Kunstphrasen und Reklamelärm als auf die Kunst selbst, der zu dienen sie vorgeben. Sekundäres war auch hier herrschend geworden, die Mittel, wie in Politik und Armee, zum Selbstzweck. Es ist äußerst gleichgültig, welche Menschen das Recht haben, sich „Architekt“ zu nennen, welche Leute die Ehre haben, den Vorsitz der Interessenten-Verbände zu zieren. Aber es ist ganz und gar nicht gleichgültig, was — neben und zwischen diesem Lärm — mit der Baukunst geschieht.

Im Grunde hängt beides, Menschen und Art ihrer Kunstäußerung, innigst und untrennbar zusammen. Daß die Vereinler der Reaktion wie die Verbändler des Radikalismus ihre Aushängeschilder, ihre Programme, ihre Absichten so lebhaft loben und propagieren, daß sie weit mehr Wert auf Literatur, Reden, Programme, Sitzungen, Vereinswesen legen, als auf den Bau selbst, ist natürliche Begleiterscheinung einer Kultur der Frontwand-Anschauung. Ein Mensch, dessen Wesen eingestellt ist auf Persönlichkeits-Wirkung, Repräsentation, Machtbetonung, also auf Oberflächen-Wirkung, ist unfähig, in der dritten Dimension der innerlichen und äußerlichen Tiefe wesentliches zu leisten. Er ist vielleicht ein guter Vorsitzender, Direktor, Literat, Programmatiker.

Er ist niemals Baukünstler!

Beweis geben die Häuser, Straßen, Plätze, Städte letzter Jahrzehnte. Unerhörtes an Verschandelung Europas ist geschehen. Die Seuche jener Kultur der Frontwand-Anschauung ist am eigentlichen Objekt der Baukunst, dem Bau, am schärfsten in Erscheinung getreten. In unseren Städten drängen sich Fassaden an Fassaden, jede bemüht, die Nachbarn herabzusetzen, zu erdrücken, jede bemüht, „Fassade“ zu sein, ohne Rücksicht auf Zusammenklang im Raum. Einzig betont nur das Bestreben, mit der Phrase des Stucks möglichst laut sich bemerkbar zu machen. Hinter diesen Fassaden — nichts von Belang. Kein einziger neuer Gedanke im Haus-Organismus, in der Raumform, in der Durchbildung des erweiterten Gewandes des Menschen, der Wohnung. Hinter der schreienden Front Stille in der dritten Dimension, Leere, Unfähigkeit. Hinter den so wechselreichen wie häßlichen Dekorationswänden der Baublöcke Kleinwohnungen zum Erbarmen, die bis zur Stunde noch nicht einmal den dringendsten kulturellen Erfordernissen

Rechnung tragen. Übermäßige Enge, schlechte Luft, Krankheiten des Körpers und der Daseins-Formen, viel Haß, viel Verzweiflung sind zusammengepreßt hinter albernen Fassaden, die bemüht sind, das alles wegzulügen. Über 80 % der großstädtischen Bevölkerung leben so. Die Notgeburt der Siedelungsbewegung kann nur wenig helfen und kommt den Bedürftigsten am wenigsten zugute. Auch sie geht am Wesen der Dinge vorbei, ohne die Kraft, helfen zu können, mag guter Wille übergenug vorhanden sein.

Ähnliches in den repräsentativen Baulichkeiten der öffentlichen Verwaltung. Imitierte Sandstein-Fassaden mit lächerlichstem Säulenaufwand vor Postämtern, Bahnhöfe wie Kirchen, Kirchen wie Paläste, nüchternste Verwaltungsgebäude, eigentlich Stätten einfachster und schematischster Bureauarbeit, überladen mit phrasenhaftem Prunk. Gerichtsgebäude, überwimmelt von pompösen Allegorien, die der traurigen Notwendigkeit ihres Daseins ins Gesicht speien. Der Staat, die Behörde, das Bureau als Selbstzweck, anstatt Mittel im Dienste des Volkes, der Nation!

Frontwand-Anschauung überall!

Krisenhafter Erschütterungen voll ist unsere Zeit. Noch immer bricht Morsches zusammen, Trümmerfelder verhindern den Aufbau, wirtschaftliche Not von unerhörter Schärfe, die tiefgehende Zermürbung der Kräfte der jungen Generation durch den Krieg machen jede Arbeit, die wirklich vorwärts will, schwer über alles Maß. Noch in den jüngsten Bewegungen schwingen allzustark die Methoden der Vergangenheit nach: Vereinswesen, Versammlungen, Literatur, Repräsentation, Reklame.

Frontwand-Anschauung!

Es gibt nur ein Programm für die Baukünstler und für die Baukunst, das Programm der Tiefe! Nur leidenschaftliche Verinnerlichung, nur rücksichtslose Arbeit an uns selbst, nur die räumliche Gestaltung unserer Seele kann uns fähig machen, sinnlich sichtbare Form zu bilden, die Wert des Kunstwerkes hat.

Es genügt nicht, die Vergangenheit zu schmähen, auf deren Schultern wir stehen und deren Wesen, mögen wir ihre äußere Erscheinung abschütteln, zu tiefst in unserem Blute verwurzelt ist.

Es genügt nicht, Neues in den Himmel zu heben, nur weil es neu ist. Es ist kindhafter Unfug, Radikalismus für einen Wert an sich zu halten. Es genügt nicht, neue Bauhäuser, Bauhütten, Baukammern zu gründen, die Erziehungsprogramme zu ändern, Raum-Ästhetiken zu schreiben. Das sind Symptome von unzweifelhaftem Wert, aber sie berühren nicht das innerste Wesen einer neuen Baukunst, die nur das Werk eines neuen, vertieften Menschen sein kann.

Es genügen nicht die vielfachen und wertvollen Ansätze neuen Geistes in Städtebau und Raumform, unser Wille muß endlich die Grenzen tastender Versuche überschreiten. Tat ist notwendig.

Es ist notwendig, entschlossen von der Oberfläche fort sich in das Wesen der Dinge zu vertiefen, Raum zu erleben, Raum zu bilden, Raum zu beseelen.

Es ist notwendig, in der Papierfläche und in der darstellerischen Technik nichts wie sekundäre Mitte zur technischen Ermöglichung der Bau-Ausführung zu sehen.

Es ist notwendig, räumliches Erleben auch nur räumlich zu bilden, sich von der leichtfertigen Flächigkeit des Papiers der dreidimensionalen Masse des schwergewichtigen Tonklumpens zuzuwenden.

Es ist notwendig, mit der ganzen leidenschaftlichen Inbrunst des menschlichen Herzens und des künstlerischen Willens sich selbst allein, ohne die allzubilligen Krücken der Vergangenheit, des Erlernten und des Gewohnten voraussetzungslos den großen Aufgaben der Zukunft gegenüber zu stellen, um die beglückende und erlösende Schönheit des geformten Raumes schöpferisch zu gestalten.

Das kubische Problem aller Baukunst ist immer zugleich das Problem des vertieften Menschen. Raumgestaltung und Form der Seele sind ewig unlösbar verknüpft.

*

Diese Zeitschrift hat kein Programm, wenn nicht das Wort „Baukunst" ein solches bedeutet.

H. de Fries.

Abb. 1. (Zum Artikel: „Wolkenkratzer auf Manhattan-Island".)
Aus dem Geschäftsviertel von New York.
Ein Bild architektonischer und malerischer Schönheit der Großstadt.

# WOLKENKRATZER AUF MANHATTAN-ISLAND.

Hierzu die Tafel 1.

Die im vorliegenden Doppelhefte des „Städtebau" wiedergegebene Radierung „Klippen" von Joseph Pemell gibt stadtbaukünstlerische Visionen von seltener Eindrucksstärke. Das Thema der Radierung sind „Die Klippen", jene auf engstem Raum zusammengepreßte Gruppe von Wolkenkratzern, die in die Südspitze von Manhattan-Island am Zusammenflusse des Hudson und East Rivers hineingerammt erscheint und die zugleich den Brennpunkt des New Yorker Handelsverkehrs bildet. Die Radierung zeigt Baumassen verschiedener Proportionen zu einem Akkord von eindrucksvoller Schönheit vereinigt. Das Abwägen der verschiedenen Baukörper in ihren Beziehungen zueinander, die Lichtverteilung, die wundervolle Überschneidung durch die Diagonalkurve, der Hochbahn, der Kontrast des Übergewichtes der senkrechten Raumpfeiler zu den wenigen Horizontalen im unteren Teil der Radierung und in den Dachgesimslinien, das alles gibt weit mehr wie Freude an einer guten Radierung, es gibt ein Raumerlebnis von seltener Intensität und Leidenschaftlichkeit.

Abb. 2. New Yorker Fliegeraufnahme.
Die Südspitze von Manhattan-Island, am Zusammenfluß des Hudson und East-Rivers.

Abb. 1 zeigt fast genau den gleichen Bildausschnitt in photographischer Wiedergabe. Es ist von großem Interesse, die Darstellungen der realen Wirklichkeit und des künstlerischen Erlebnisses vergleichend zu betrachten.

Abb. 2 endlich zeigt die Gesamtansicht von Manhattan-Islands Südspitze, in sich wieder von großem Reiz durch den Gegensatz der erregenden Vertikalen der Wolkenkratzer, mit dem ruhig horizontalen Sichausbreiten der Wasserfläche und durch die Art der Überleitung beider Themen ineinander, durch niedriger sich abstufende Bauten, Park- und Hafenanlagen, Landungsbrücken und Schiffe, die wie vom Lande losgelöste Teile der festen Materie anmuten.

Schriftleitung.

# DENKSCHRIFT BETREFFEND EINE ERGÄNZUNG DES GESETZENTWURFES ZUR BILDUNG EINES STADTKREISES GROSS-BERLIN.

Die Bildung eines Stadtkreises Groß-Berlin ist eine Kulturtat höchsten Ranges. Aus dem Zusammenbruch heraus soll diese Tat des Aufbaues steigen. Erst spätere Generationen werden ermessen können, welch wertvolles Erbe ihnen die Väter, die diese Tat vollbringen, hinterlassen.

Unser Geschlecht überkommt seinen Kindern fast keine

positiven Werte. Unter allen positiven Werten, die wir in tiefster Not unseren Kindern zu schaffen uns bemühen, ist ein einheitliches Groß-Berlin einer der bedeutungsvollsten. Ihn zu gestalten, bezweckt der Entwurf eines Gesetzes über die Bildung eines Stadtkreises Groß-Berlin, der soeben der Verfassunggebenden Preußischen Landesversammlung zugegangen ist.

Mit der Frage der Vereinheitlichung in der Verwaltung allein ist es aber nicht getan. Gebieterisch tritt vor sie die Kardinalfrage der Großsiedlung selbst, die durch ihr gewaltiges Ausmaß und ihre grundlegende Bedeutung die gesamte Situation ändert.

Greifen wir, um die Forderung, die in dieser Frage liegt, zu verstehen, aus dem aktuellen Fragenkomplex als vorläufig einziges Beispiel die Wohnungsfrage heraus, so ergibt sich, daß es nur ein scheinbarer Fortschritt ist, wenn diese Frage im Rechts- und administrativen Sinne geregelt wird. Der Unterschied, der zwischen der Grunewald-Villa und dem Hinterhause der Ackerstraße besteht, kann durch rechtliche und administrative Vorschriften für den Augenblick zwar gemildert, auf die Dauer aber, im Zeitalter der Massenbildung, nur verschärft werden.

Sicherlich haben in der fernen Vergangenheit zwischen der Insula eines römischen Patriziers und den Wohnhöhlen der Subura — mutatis mutandis — dieselben Unterschiede bestanden, wie zwischen den Mietkasernen im Norden und Osten und den Wohnpalästen im Westen Berlins. Wir haben es auf diesem Gebiete in Jahrtausenden nicht weiter gebracht. Aufgehoben werden kann dieser Unterschied auch nicht; denn die Differenzierung in der Einheit des Kulturlebens beruht auf den unabänderlichen Gesetzen der Natur. Sie beseitigen hieße den Tod begraben wollen.

Die Fragen der Differenzierung müssen in ihren einzelnen Faktoren kultiviert werden. Darunter ist zu verstehen, daß eine sich mit neuem Bewußtsein aufbauende Kultur nicht gestatten darf, das oberste Glied in der Kette der Differenzierungen zum Gott werden zu lassen und ebenso wenig dulden darf, daß die niederste Kreatur in ihrem Getriebe nicht mehr Mensch sein kann. „Jedem das Seine!“, das muß der Leitsatz unserer künftigen Entwicklung sein.

Diese Entwicklung kann nur von der wirtschaftlichen Seite aus eingeleitet werden. Mit der Lösung des wirtschaftlichen Problems ist zugleich auch in kausaler Konsequenz die Lösung der sozialen, einschließlich der hygienischen, der administrativen, der rechtlichen und jeder anderen Frage gegeben.

Dem wirtschaftlichen Kern des Problems Groß-Berlin gelten die folgenden Ausführungen. Wir möchten sie nicht als eine Kritik des Gesetzentwurfs oder gar als eine Polemik gegen ihn aufgefaßt wissen. Der Gesetzentwurf mit der ganzen Fülle der in ihm steckenden Arbeit ist uns der Ausgangspunkt zu einer Betrachtung, die in ernstem Bemühen versuchen will, die Fragen, die er behandelt, tiefer zu begründen. Wir wollen aus dem Kreise der behandelten Fragen hinabgehen auf die natürliche Grundlage und von diesem primitiven Standpunkte aus das Problem zu lösen versuchen.

* * *

Schicksal und Aufgabe jeder Zivilisation ist die Massenentwicklung. Die Massenentwicklung führt naturgemäß zur Großstadtbildung. In der Großstadtbildung vermögen wir die Art und den Grad der Kulturentwicklung und den Stand der Zivilisation am deutlichsten zu erkennen.

Was für die chinesische und die indische, für die babylonisch-assyrische, für die ägyptische und die römische Zivilisation galt, gilt auch für die unsere. Die abendländische Zivilisation ist durch die Namen London, Paris, Berlin, Wien und in weiterem Sinne New York, Chicago usw. gekennzeichnet.

Das tiefe Empfinden, daß Groß-Berlin das Symbol des Schicksals und der Aufgabe der gesamten deutschen Zivilisation ist, herrscht unbewußt in allen Ständen und Parteien. Ein Symptom dieses Gefühls ist der Gesetzentwurf über Groß-Berlin. Aus der Problemstellung des Gesetzentwurfes vermögen wir zu erkennen, (Punkt I) bis zu welcher Höhe die deutsche Zivilisation gelangt ist, (Punkt II) bis zu welchem Grade sie die Massen, die ihre Träger und ihre Voraussetzung sind, zu entwickeln vermag.

### Punkt I.

Welches Bild der deutschen Zivilisation zeigt uns die Problemstellung des Gesetzentwurfes?

Der Entwurf handelt vom verwaltungspolitischen Standpunkt aus über politische, soziale, ökonomische und hygienische Verhältnisse der Großstadt. Ein geschlossenes Bild vermögen wir nicht daraus zu entnehmen.

Stellen wir den speziellen Fragen, die der Gesetzentwurf behandelt, ein geschlossenes Bild gegenüber.

Wir entnehmen das Bild, das der französische Dichter Anatole France von der Weltstadt Paris zeichnet, seinem Buche „L'île des Pinguins“ (Paris 1908). Es enthält in seinen Grundlinien einheitlich so viel wahre Züge der Großstadt, daß es denjenigen, die um die politische Zukunft Berlins besorgt sind, zu denken geben sollte. Anatole France schildert dort die Zukunft von Paris folgendermaßen:

„Man fand die Häuser niemals hoch genug: man machte machte sie immer höher . . . 15 Millionen Menschen arbeiteten in der riesenhaften Stadt . . . keine Klarheit des Himmels durchdrang den Rauch der Fabriken, von denen die Stadt eingeschnürt war, aber manchmal sah man die rote Scheibe einer strahlenlosen Sonne über ein schwarzes Firmament gleiten; es war durchfurcht von eisernen Brücken, und ein ewiger Regen von Ruß und Kohlenstaub fiel von ihm herab. Die Stadt war die arbeitsamste und reichste von allen Städten der Welt. Ihre Organisation erschien vollkommen: nichts war übrig geblieben von den alten aristokratischen oder demokratischen Gesellschaftsformen; alles war dem Interesse der Trusts untergeordnet . . . Es folgt eine Schilderung der drei Klassen, aus denen sich die Bevölkerung der Stadt zusammensetzte. Zuerst die Leiter der großen Kapitalkonzentrationen, die Asketen des Reichtums, die ihre ganzen geistigen Fähigkeiten in den Dienst der Geschäfte stellten. Die Reichen bildeten nur eine kleine Minderheit, aber ihre Mitarbeiter, die aus dem gesamten Volke bestanden, waren ihnen ganz ergeben oder ganz unterworfen. Sie bildeten zwei Klassen, die der Angestellten des Handels und der Banken und die der Fabrikarbeiter. Bei den Handlungsangestellten gab das beständige Wachsen des öffentlichen Reichtums und Mobilisierung der privaten Vermögen den Intelligentesten und Verwegensten Berechtigung zu den kühnsten Hoffnungen . . . bei den Arbeitern, die in den

Fabriken in der Umgebung der Stadt beschäftigt waren, zeigte sich ein tiefer physischer und moralischer Verfall . . . Trotzdem die Entwicklung gewisser Muskeln, verursacht durch die besondere Art ihrer Tätigkeit, über die Körperkraft der Proletarier falsche Vorstellungen zu erwecken vermochte, waren die deutlichen Anzeichen einer krankhaften Hinfälligkeit unverkennbar: mit ihrem niederen Wuchs, kleinem Kopf, schmaler Brust unterschieden sich die Proletarier von den wohlhabenderen Klassen durch eine Menge von physiologischen Anomalien und besonders durch die häufigen Unregelmäßigkeiten des Kopfes oder der Glieder . . . Dies war der Typ des Proletariers, den nach Anatole France der industrielle Unternehmer der Zukunft gerade wünschen mußte, weil er darauf angewiesen war, stets willige Werkzeuge zu finden, deren Geisteskraft sich bei der Bedienung der immer komplizierter werdenden Maschinen erschöpfte. Eine empfindlichere Gefahr entstand aus dem physiologischen Zustande der Gesamtbevölkerung. Die Gesundheit der Armen ist so, wie sie sein kann, sagten die Hygieniker, aber die der Reichen läßt zu wünschen übrig. Es war nicht schwierig, die Ursachen zu finden. Der für das Leben notwendige Sauerstoff mangelte in der Stadt, man atmete eine künstliche Luft ein . . . Die Menschen hatten sich an eine ganz neue Nahrungsindustrie zu gewöhnen . . . Aus der medizinischen Wissenschaft wurde eine neue Industrie, und die Quacksalberei nahm unheimliche Dimensionen an.

**Bevölkerungsbewegung der Stadt Berlin (Weichbild) in den Jahren 1600—1913.**
Mit Einteilung nach Generationen.

Abb. 3.

Nachdem so Anatole France, sich nur auf allzu richtige Beobachtungen der gegenwärtigen Entwicklung stützend ein düsteres Zukunftsbild entworfen hat, weist er auf die unerwarteten Möglichkeiten hin, die die Entwicklung der Chemie bietet. Er zitiert William Ramsays Worte: „Die Chemie, an deren Anfang wir uns befinden, wird sich mit Veränderungen beschäftigen, die ein Körper hervorruft, der eine solche Menge konzentrierter Energie enthält, wie wir sie noch nie in ähnlichem Maße zur Verfügung gehabt haben."

Auf diese neuen Möglichkeiten gestützt, so schildert Anatole France weiter, wird ein neuartiger Feldzug gegen die menschenfeindliche Stadt unternommen. Anatole France macht also gleichsam Ernst mit den Bismarckschen Worten: „Die großen Städte müssen vom Erdboden verschwinden." Es folgt die Schilderung einer Reihe von systematischen Anwendungen der neuen Sprengstoffe. Die Eigenart dieser neuen Mittel bringt es mit sich, daß die Urheber unfaßbar bleiben. Für diese unbekannten Chemiker war der Dynamit eine unschuldige Materie, gut genug höchstens zur Zerstörung von Ameisenhaufen . . .

Wochenlang folgen die systematischen Sprengungen. Die Opfer waren zahlreich und gehörten meistens den niederen Klassen an . . . in den dichtbevölkerten Vierteln hörte man die Frauen unerhörte Strafen für die Urheber fordern. Die Fabrikarbeiter indessen widersetzten sich einem gewaltsamen Vorgehen oder blieben gleichgültig. Die Polizei nahm zahlreiche Arretierungen vor . . . das Vertrauen kehrte zurück . . . am nächsten Morgen flogen der Südbahnhof, die Zentrale des Petroleumtrusts und die wunderbare, auf Kosten des Millionärs Morcellet gebaute Kirche in die Luft; 30 Häuser brannten . . . die Feuerwehr zeigte bewundernswerte Leistungen von Aufopferung und Furchtlosigkeit. Das Militär stellte die Ordnung wieder her . . . trotzdem entstand eine Panik in den Geldinstituten, die zu ihrer dreitägigen Schließung führte . . . vor den Gerichtsverhandlungen kam es zu öffentlichen Demonstrationen der Bevölkerung gegen die Angeklagten. Am Tage vor der Verhandlung flog der Justizpalast in die Luft, 800 Personen gingen zugrunde; das Gefängnis wurde gestürmt, die Angeklagten gelyncht. Das zur Herstellung der Ordnung entsandte Militär wurde mit Steinen beworfen und Revolvern empfangen . . . die Soldaten schossen scharf, es gab zahlreiche Opfer. Die Ruhe wurde wieder hergestellt. Am nächsten Morgen flog die Bank des Staates in die Luft. Von diesem Augenblick an sah man Unerhörtes. Arbeiterunruhen, Spaltungen in der Armee . . . während die eine Hälfte der Stadt ihrer alltäglichen Beschäftigung nachging, ging die andere Hälfte in Flammen auf. Die Explosionen nahmen kein

Ende mehr, morgen wird alles zu Ende sein, und es ist besser so.

Das Land erholte sich niemals ganz von dem Verlust seiner Hauptstadt und fand seine alte Prosperität nicht wieder; Handel und Industrie litten, die Zivilisation verließ allmählich das Land, das sie lange allen anderen vorgezogen hatte."

Punkt II.

Welche Merkmale, die zu einer Entwicklung führen können, sind aus dem Gesetzentwurf zu erkennen?

Seine Art der Problemstellung ist in der Hauptsache eine rechtliche und administrative. Das Problem Mittelpunkts- und Weltstadt wird nur begrenzt behandelt.

Die Entwicklung Deutschlands, die durch die letzten Ereignisse zu einem Abschluß gekommen ist, zeigt uns, daß das System und die Methoden, die ihr zugrunde lagen, nicht ausreichend waren, einer Massenentwicklung Herr zu werden. Die Elemente dieses Systems lagen vorwiegend in der Macht- und Rechtsauffassung.

Wir verkennen nicht den Wert des Macht- und Rechtsfaktors für den Staat. Ist er doch der potenzierte Ausdruck der Funktionsfähigkeit des Individuums, die wir bei ihm als Kraft und Überlegung bezeichnen. Aber wie beim Individuum für eine gesunde Kraft und Überlegung ein gesunder Körper und Geist die Voraussetzung ist, so ist es auch für den Staat, der in der Reihe der Entwicklungsformen nur die nächsthöhere Einheitsform darstellt, ein gesunder Körper und ein gesunder Geist die Voraussetzung der Macht- und Rechtsfaktoren.

Es ist ein Grundirrtum, das wirtschaftliche und soziale Heil von Verwaltungs- und Rechtskonstruktionen zu erwarten. Verwaltung und Recht sind Faktoren, die aus der Biologie hervorgehen müssen, nicht aber die Konstruktionselemente eines biologischen Körpers.

Was ist also wichtiger, als zu erkennen, was in notwendigem Ausmaße bisher noch keine Zivilisation erkannt hat, obwohl es jede aus dem Untergang der anderen hätte erkennen können, wie das Objekt unserer Zivilisation biologisch richtig aufzubauen und so zu einem Organismus zu gestalten ist, der der Natur der Sache entspricht, nämlich die Massen, die Träger und Voraussetzung der Zivilisation sind, zu gliedern und zu entwickeln?

Wir fragen nun: Existiert nicht schon ein Organismus Groß-Berlin?

Einen biologischen Organismus Groß-Berlin gibt es unseres Erachtens nicht. Der historisch gewachsene Körper Groß-Berlin, der zugleich der Ausdruck der deutschen Entwicklung ist, ist kein einheitlicher biologischer Organismus.

Erklärung: Aus kleinen brandenburgischen Anfängen hat sich ein Berlin gebildet, das dem Preußen Friedrichs des Großen entsprach. Das rein räumliche und in den steigenden und springenden Bevölkerungsziffern auszudrückende Anwachsen, das der Stadt nach 1871 beschieden war, deutete darauf hin, daß sich das preußische in ein deutsches Berlin, daß sich die Hauptstadt Friedrichs des Großen in die Hauptstadt Bismarckschen Geistes umgewandelt hatte.

Es ist nicht zu verkennen, daß dieses Anwachsen organisch erfolgte. Lebendige Kräfte haben Groß-Berlin gebaut und sich in ihm verkörpert, und es wäre unnatürlich, wenn diese lebendigen Kräfte nicht auch genötigt gewesen wären, Organismen zu gestalten. Wir wollen also nicht leugnen, daß es einen organischen Körper Groß-Berlin gibt. Was wir feststellen möchten, ist lediglich das, daß derselbe Mangel, der das Deutsche Reich zu so schnellem Niederbruch geführt hat, sich auch in der Gestaltung Groß-Berlins zeigt.

Die Reichsgründung war, weltgeschichtlich gesprochen, eine Epoche. Ihr zugrunde lag der Gedanke des notwendigen Überganges der Kultur der deutschen Einzelstämme in eine gesamtdeutsche Zivilisation.

Die Zivilisationsfrage, das sahen wir, hat vom Deutschen Reiche nicht gelöst werden können. Die Art, wie Groß-Berlin sich innerhalb des Deutschen Reiches entwickelt hat, muß naturgemäß ein Symbol und Ausdruck für dieses allgemeine zivilisatorische Manko sein.

In der Tat ist dies das Bild, das der Organismus Groß-Berlin bietet. Wohl ist er vorhanden, aber er stellt keinen biologisch einheitlichen Körper dar. Wie im Deutschen Reiche zivilisatorische Ansätze gemacht worden sind, so sind auch in Groß-Berlin biologisch richtige Einzelheiten nicht zu verkennen. Berlin ist, was es sein muß, Mittelpunktsstadt der deutschen Regierung und Verwaltung, Sitz führender Institute auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft, Handelsvorort mit Großbanken und Vertretungen führender Handelshäuser, derjenigen Industrien, durch die Deutschland seine Bedeutung als Weltmacht gewonnen hat, und bildet überdies den Wohnsitz aller derjenigen Personen, die innerhalb der Mannigfaltigkeit all der Institutionen, die wir genannt haben, tätig sein müssen.

Was fehlt ihm also zu einem Organismus?

Wir antworten: Die Einheit und die richtige Gliederung. Berlin hat die Massen anzuziehen verstanden, die Massen zu entwickeln und zu gliedern hat es nicht vermocht. Es ist groß geworden, aber zur entsprechenden Größe hat es sich nicht aufschwingen können. Es hat eine Anzahl der Institutionen an sich gezogen, die in den Mittelpunkt hineingehören, all diese Institutionen zu verkörpern ist ihm nicht gelungen, und noch weniger ist es ihm möglich gewesen, diese Institutionen und die in ihnen tätigen Menschen so zu gliedern und die einzelnen Glieder so miteinauder kommunizieren zu lassen, daß das Ganze ein gesundes Lebewesen ergibt.

Wir fragen: Wird ein einheitlicher Organismus durch den Gesetzentwurf Groß-Berlin geschaffen?

Wir antworten: Nach unserer Auffassung ist für die praktische Ausführung eines einheitlichen Organismus Groß-Berlin ein entsprechender Gesetzentwurf rechtlicher und administrativer Art notwendig. Voraussetzung dafür ist aber die der Natur der Sache entsprechende Problemstellung und der in allen seinen Teilen theoretisch und konstruktiv gelöste Gesamtplan. Jeder zu schaffende Organismus, sei er materieller oder geistiger Natur, muß in erster Linie in bezug auf seine Aufgabe erkannt und dieser Aufgabe entsprechend konstruiert sein.

* * *

Nach der Ordnung der Natur sind die Beziehungen der Menschen und Völker zueinander in ihren Grundzügen wirtschaftliche.

Wie der Mensch ein auf Gemeinschaftsbildung angewiesenes Wesen ist, weil er seinen wirtschaftlichen Bedürfnissen für sich selbst und allein nicht völlig zu genügen

vermag, um so weniger, je mehr er sich entwickelt, und je höher dadurch die Bedürfnisse steigen, so ist auch der Grund, aus dem die einzelnen Völker untereinander in Berührung und Beziehung treten, allein im Wirtschaftlichen zu suchen.

Nur weil das eine Volk hat, wessen das andere bedarf, deshalb verkehren sie miteinander.

Diese Wahrheit gilt auch für das einzelne Individuum. Alle intellektuellen und moralischen Beziehungen, die sich überdies noch zwischen den Völkern und Menschen herstellen, sind, so sehr sie im Vordergrund stehen, nicht als Grundbeziehungen, sondern als Folgeerscheinungen zu betrachten. Mit dieser Wahrheit ist der Standpunkt gegeben, von dem aus die neue Aufgabe angefaßt werden muß, wenn anders sie in die Tat umgesetzt werden soll.

Eine entwicklungsfähige Gemeinschaft ist nur als eine solche denkbar die sich über ihre gemeinschaftlichen Wirtschafts- und sozialen Angelegenheiten zu verständigen vermag und ferner einsieht, daß ihre Entwicklung auch das Gedeihen anderer Volksgemeinschaften zur Voraussetzung hat.

Dieser hohen Aufgabe kann nur ein einheitlicher Organismus entsprechen, der nach den Gesetzen der Biologie zivilisatorisch lebens- und entwicklungsfähig ist. Ihn zu schaffen, ist allein eine Frage der wirtschaftlichen und sozialen Erkenntnis und des wirtschaftlichen und sozialen bewußten Willens.

Der Organismus, von dem wir reden, ist die deutsche Wirtschaftsgemeinschaft, geteilt in einen Produktionsmotor und seine entsprechende Konsumtionsfläche. Für eine biologische Entwicklung des Ganzen kommt es darauf an, Produktions- und Konsumtionsfaktor rationell zur höchsten Auswirkung zu bringen. Das kann aus natürlichen Gründen nur geschehen durch ein beiden Faktoren adäquates Kommunikationsnetz und durch einen der Natur der Sache entsprechenden Mittelpunktsakkumulator, dem die Erregung und Regelung der Bewegung obliegt.

Die Skizzen zu einem entsprechenden Kommunikationsnetz im kombinierten, also im nationalen und kontinentalen Sinne, sind vom Verfasser dieser Denkschrift, der dabei von der Auffassung Friedrich Lists ausgeht, entworfen worden. Die Skizzen können wir aus technischen Gründen nicht beifügen, doch stehen sie jedem ernsthaften Interessenten zur Einsicht zur Verfügung.

Was uns an dieser Stelle, wo wir uns mit dem Gesetzentwurf Groß-Berlin beschäftigen, im besonderen interessiert, ist die Art der Mittelpunktsbildung.

Wie der Mikrokosmos Mensch nicht existenzfähig ist, wenn nicht jeder äußere Eindruck und jedes innere Geschehen zunächst dem Gehirn übermittelt wird und dann vom Gehirn die Anweisung empfängt, was zu tun ist, so ist auch der moderne Großstaat nicht existenzfähig, wenn er sich nicht ein Gehirn schafft, dem alle Eindrücke von außen und alle Bewegungen im Innern, seien sie wirtschaftlicher oder sozialer Natur, übermittelt werden, das mit den feinsten Kräften, die der Staat aufzuweisen hat, aufgebaut wird, das die Vorgänge im Innern und die Aktionen nach außen zu registrieren, anzuregen und zu beherrschen vermag.

Das wirtschaftliche, soziale und politische Leben eines Volkskörpers ist das eines gewaltigen überpersönlichen Individuums. Auch er hat deshalb ein registrierendes, ein allen Anregungen beständig ausgesetztes und selbst Anregungen zu geben befähigtes Instrument notwendig, das in ihm dieselbe Rolle spielt wie das Gehirn im menschlichen Körper. Die natürliche Vorbestimmung, zu diesem Instrument physiologisch ausgestaltet zu werden, trägt die Mittelpunkts- und Hauptstadt eines Volksorganismus. Sie ist der Akkumulator, Generator und Regulator aller materiellen und geistigen Kräfte der Volksgemeinschaft.

Ein den physiologischen Bedingungen entsprechender Organismus ist zwar die Grundlage, vermag aber als solcher noch nicht seine Funktionen verstandesmäßig zu bewerkstelligen. Dazu fehlt ihm die bewußte Seele. Zur Vollkommenheit muß er also die Gabe besitzen, sich seines Selbst bewußt zu werden, dessen Funktionen verstandesmäßig zu begreifen und zu regulieren und weiter die Möglichkeit gewinnen, Welt und Menschheit über die Schranken des eigenen Mikrokosmos hinaus als ein Ganzes zu erfassen, sich als lebendige Zelle in den Gesamtorganismus einzuschalten, nicht nur die eigene Berechtigung zu lebendigem Wachstum erkennen und durchsetzen, sondern auch das lebendige Wachstum der übrigen Zellen als notwendig berechtigt anzuschauen und sie in lebendiger Wechselbeziehung fördern. Träger dieser psychischen Mittelpunktsaufgabe im deutschen Gesamtorganismus können nur die besten deutschen Köpfe sein. (Siehe „Die Großsiedlung und ihre weltpolitische Bedeutung", Kapitel: Großsiedlung und Konzentration.)

Wie wir vorhin den physischen Akkumulator zeichneten, so sprechen wir jetzt davon, daß dieser zugleich geistiger Akkumulator sein muß. In dieser Eigenschaft des Mittelpunktes liegt die Bewältigung seiner psychologischen Aufgabe.

Die Akkumulierung der psychischen Kräfte muß im Gesamtorganismus wie in der Mittelpunktssiedlung pyramidenförmig sein. Die Mittelpunktssiedlung stellt in sich die Spitzenschichtung der Gemeinschaftspyramide dar, muß aber selbst und als solche ebenfalls in feinster Zuschichtung über die Schichten der ausführenden, in die immer schmaleren Schichten der schöpferischen Geister hineinlaufen. So belebt bildet der biologisch nach der physischen Seite hin richtig gebaute Mittelpunktsorganismus zugleich die bewußte Seele aller verstandes- und willensmäßigen Akte des Wirtschaftslebens, ist er auch nach seiner psychischen Seite hin dessen Generator und Regulator.

Gregorovius spricht in seiner Geschichte von Athen den historischen Städten die Bedeutung wesenhafter Porträts der Völker, die sie geschaffen haben, zu. In der Antike kommt diese Tatsache z. B. mit voller Klarheit dadurch zum Ausdruck, daß das ganze Imperium Romanum den Namen seiner Weltstadt führt.

Die Gestaltung der heutigen zivilisierten Welt ist wirtschaftlich und sozial mannigfaltiger geworden als die der Antike. Aber die funktionelle Bedeutung, der psychologische Ausdruck der Mittelpunktsstädte ist derselbe geblieben wie damals. Man kann genau so von einem Londoner Imperium, wie von einer Pariser Zivilisation sprechen.

Ausdruck der psychischen nnd physischen Eigenart eines Menschen ist seine Physiognomie. Sie ist dem Menschenkenner deutlich sichtbar, der konzentrierte Ausdruck seiner Gesamtpersönlichkeit. Genau so liegen die Verhältnisse bei einem geographisch ethnischen Individuum. Die Vereinigung dieser seiner beiden Pole, des materiellen und des geistigen, findet ihren Ausdruck in der Physiognomik seines Antlitzes, d. h. eben das Gehirn tragenden Mittelpunktsorganismus, von dem wir sprechen. Groß-Berlin muß die

**Bevölkerungsbewegung in Berlin (Weichbild) auf 1000 Einwohner.**

Abb. 4.

Physiognomie der physischen und psychischen Eigenschaften des deutschen Individuums sein. Die natürliche und kulturelle Kennzeichnung durch Sichtbarkeitsmerkmale, durchgeistigte Materie, materiell versinnbildlichte Geistigkeit, Deutschlands Physiognomie: das ist das deutsche Wesen, durch seine Mittelpunktsbildung repräsentiert.

Die praktisch-politische Aufgabe, zu deren Erfüllung diese deutsche zentrale Siedlung gestaltet werden muß, liegt, das geht aus allem, was wir bisher ausgeführt haben, hervor, darin, Groß-Berlin zur Repräsentativstadt schlechthin zu machen.

Berlin muß die deutsche Ausstellungsstadt ohnegleichen werden. Nicht ein Ort von Ausstellungen niederer oder höherer Ordnung, sondern eine Ausstellungsstadt höchster Ordnung. Die Siedlung muß der Weltbedeutung des Deutschen Reiches entsprechen, ein getreues Spiegelbild deutscher Kultur, Deutschlands ständige Weltausstellung sein.

Zu diesem Zwecke ist es notwendig, die einzelnen Faktoren, deren Verkehr durch den Organismus Berlin bewirkt werden soll, und die deshalb in ihm repräsentiert werden müssen, zunächst räumlich und innerhalb eines entsprechenden Rahmens charakteristisch zusammenfassen. Das Zufällige und Gelegentliche, das Unordentliche und Disharmonische, das in dieser Beziehung Berlin anhaftet, muß durch bewußtes und gewolltes, systematisch und harmonisch Gebautes ersetzt werden.

Jeder Produzent im In- und Auslande findet in Berlin den gegebenen Ort, um seine Leistungen darstellen und zum Verkehrsgut machen zu können. Jeder Konsument hat die Sicherheit, in Berlin alles das leicht zu finden, was für seine Bedürfnisse in Frage kommt. Nach Berlin hin strömt die Leistung (die Produktion), durch Berlin wird das Bedürfnis erweckt und befriedigt (Konsumtion).

Die großen Handelshäuser, nach der Art der Produkte gruppiert und geordnet, sind der mächtige Ausgleichsfaktor für Rohstoffe, Halb- und Fertigfabrikate. Die geschlossene Anwesenheit der großen Finanzinstitute, auf einem Platze zentriert, gibt ihm den Charakter des deutschen Clearing-Hauses für fungible Tauschwerteinheiten, die als zirkulierendes Mittel in der Weltwirtschaft den Ökonometer der deutschen Wirtschaft abgeben. Die sinnvoll systematische Zusammenstellung der Museen, Bibliotheken, Forschungs-, Bildungs- und sonstigen Institute ist das Erkenntnis- und Mitteilungssymbol geistiger und künstlerischer Schöpfungskraft. Die mit den besten Mitteln und an bevorzugter Stelle eingruppierten Gaststätten sind als Ausdruck der deutschen Gastfreundschaft der Sammel- und Treffpunkt des nationalen und internationalen Personenverkehrs.

Die einheitliche Vertretung der deutschen Industrien durch große musterhafte Industrieanlagen gibt die Möglichkeit, auch den Werdegang der in den Handelshäusern repräsentierten Produkte, die Herstellung der Produkte bis zur Fertigstellung in allen Einzelheiten beobachten zu können. Durch eine musterhafte Lösung der sozialen Frage des Körpers Groß-Berlin, sowohl nach ihrer geistigen, wie nach ihrer körperlichen Seite, wird die Mittelpunktsgemeinschaft zu einer Ausstellungsstadt, die ein Vorbild für den Gang der Konsumtion bietet.

Eine dieser Anordnung entsprechende Konzentration der Regierung und Verwaltung in der Spitzengruppe des Ganzen repräsentiert die deutsche öffentliche Ordnung und Sicherheit und wirkt als lebendiger Faktor im rechtlichen und administrativen Sinne regulativ.

Haben wir so die Aufgabe Groß-Berlin gekennzeichnet und gezeigt, daß das Hauptagens einer Bewegung, sowohl in bezug auf Anziehungs- als Ausstrahlungskraft in der Problemstellung liegt, dann haben wir damit zugleich das Kriterium gewonnen, das zur Ermittlung der Größe und Massenteilung führt.

Es liegt heute noch nicht in unserer Möglichkeit den mathematisch genauen Nachweis zu erbringen, wie groß die Fläche sein muß, die diesen Entwicklungsnotwendigkeiten Groß-Berlins entspricht. Aber aus der Sinnfälligkeit dieser Bedürfnisse und aus den Schätzungen, die uns das dürftig vorhandene statistische Material der historischen Entwicklung ermöglichen, läßt sich doch eine Handhabe für den erforderlichen Flächenumfang ermitteln.

Groß-Berlin hat heute eine Einwohnerschaft von nahezu 4 Millionen Seelen. 90% davon sind auf einem Raum zusammengedrängt, der ein Flächenmaß von zirka 615 qkm hat.

Stellen wir dem tatsächlich für diese Masse vorhandenen Raum denjenigen Raum gegenüber, den der Hygieniker jedem einzelnen als Mindestraum zubilligt, dessen er schon allein als animalisches Wesen bedarf, so gelangen wir zu dem Ergebnis, daß der Raum, der nach Anschauung seiner

Sachverständigen den vitalen Bedürfnissen einer solchen Bevölkerungsmasse zu genügen vermöchte, ein Mehrfaches von demjenigen Raum darstellt, auf dem diese Masse tatsächlich zu leben genötigt ist. Aber nach unserer Anschauung sind diese Forderungen, die in den jetzigen Projekten aufgestellt sind, viel zu gering, denn wir wollen dem Einzelwesen ja nicht nur sein animalisches Leben sichern, sondern wir wollen ihm die Möglichkeit geben, sich geistig und körperlich harmonisch zu entwickeln. Dazu muß er zur Arbeit und Ruhe über denjenigen Raum verfügen können, der es ihm gestattet, sein Leben in dem von uns schon so oft dargestellten Sinne zu gestalten.

Aber auch in der Erfüllung dieser individuellen Erfordernisse liegt die volle Lösung der Größenfrage Groß-Berlins nicht. Berlin lebt, wie wir bereits ausgeführt haben, nicht für sich, sondern es hat die große Aufgabe, Deutschlands Mittelpunkt und Weltstadt zu sein. Diese Funktionsaufgabe hat ein der jeweiligen Repräsentationsnotwendigkeit entsprechendes Vielfaches von dem Raum zur Voraussetzung, der der individuellen, rotierenden Bewegung entspricht.

In der Summe der beiden Bedürfnisse liegt das Maß der Erfordernisse, denen Groß-Berlin zur Erfüllung seiner Aufgaben in wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht zu entsprechen hat.

Nach unserem Dafürhalten muß Groß-Berlin schätzungsweise eine Kreisfläche bedecken, die einen durchschnittlichen Radius von 50 km, vom Berliner Rathausturm aus gemessen, aufweisen kann. Das entspräche einem Flächeninhalt von rund 7800 qkm.

Die Massenteilung kann nach unserer Erkenntnis nur nach den differenzierten Erfordernissen des wirtschaftlichen und sozialen Lebens erfolgen und zwar unter der ausdrücklichen Betonung der Sichtbarkeitsmerkmale, um eine weitere wirtschaftliche soziale Folgewirkung herbeizuführen. Diese Massenteilung, wie wir sie meinen, ist auf die natürliche Grundlage einerseits der Arbeitsteilung, andererseits der Einteilung unseres eigenen Lebensrhythmus gestellt. Die Arbeitsteilung weist auf eine vernunftgemäße Anlegung der einzelnen Konsumtions- und Produktionsgruppen hin, der Lebensrhythmus erfordert eine vernunftgemäße Anordnung der Arbeits-, Erholungs- und Wohnstätten.

Verhältnis von Einwohnerzahl und Landesfläche in den Ländern. — Verhältnis von Einwohnerzahl und Grundfläche in Berlin.

Abb. 5.

Die Erwerbstätigen von Berlin innerhalb des Weichbildes.

Abb. 6.

Bevölkerungs-Bewegung.

Abb. 7.

**Schematische Massenteilung.**

Durchgangslinien:
Hamburg - Breslau.
Rotterdamm - Warschau.
Frankfurt - Königsberg.
Leipzig - Stettin.
Dresden - Warnemünde.

Warnemünde. Koppenhagen.
Stettin. Stockholm
Hamburg.
Oranienburg.
Hannover. Rotterdamm.
Königsberg. St. Petersburg.
Posen. Warschau.
Magdeburg. Frankfurt.
Potsdam.
Königs-Wusterhausen.
Breslau. Budapest.
Leipzig - Halle - München - Stuttgart.
Dresden. Prag - Wien.

Reserve - Zone 10 km
Handel 5 km
Verwaltung, Repräsentation, Fremde, Gastbetriebe, Kunst, Wissenschaft.
Wohngebiete.
Jndustrie.
Alimentations - und Reinigungs - Fläche.

Abb. 8.

Die organisatorische Neukonstruktion, die wir vorzunehmen haben, muß so gestaltet sein, daß um eine lebendige Keimzelle herum sich das gesamte Zellgewebe gruppiert, wie es einem natürlichen Wachstum entspricht. Die vitale Urzelle der Weltstadt ist der Handel. Deshalb weisen wir ihm eine Kreisfläche von 6 km Radius um den Berliner Rathausturm herum zu.

Um diese Kreisfläche schließt sich ein Kreisring mit einem Radius von 10 km als kommerzielle Reservezone, die der Weiterentwicklung des Stadtinnern dient und die notwendige Umgestaltung ermöglicht.

In die Handels- und Reservezone hinein schneidet von Westen her ein Kreissektor von 60°, dessen Grundlinie gleich dem Radius der Innenkreise ist und dessen Höhe in der Ostwestachse liegt. In diese Teile hinein sind von innen nach außen zu gruppieren: Verwaltung, Repräsentation, die Stätten zur Beherbergung der Fremden, Kunst-, Forschungs- und Bildungsinstitute.

Die große Außenringfläche, deren innere Begrenzung durch die eben genannte Reservezone und deren äußere Grenze durch einen 50-km-Radius gebildet wird, dient der Aufnahme und Gruppierung der Industrie, der Wohngelegenheiten, der Erholungsstätten, der Reinigungs- und Alimentierungsflächen sowie den Sammel- und Übungsplätzen, die für das Schutz- und Trutzsystem notwendig sind.

Auf dieser Gesamtfläche — innere Kreis- und äußere Ringfläche — soll der gewaltige Umbau durchgeführt werden, nach dem die weltstädtische Konzentration gebieterisch verlangt.

Die Bauweise soll hier über das heute geltende Höchstmaß weit hinausgehen. Unter intensivster Ausnutzung des Raumes mit äußerster Exaktheit in Anlage und Durchführung sollen sich hier gleichsam ohne Zwischenraum die Institute auf- und übereinander türmen, nach innen eine geschlossene, durchorganisierte Arbeitsstätte für zahllose Menschen und zahllose Institute, die, weil sie auf kleinem Raum nebeneinander gruppiert und doch völlig für ihren Umfang ausreichenden Räumen untergebracht, miteinander

aufs zwangloseste und feinste in Kommunikation treten können; nach außen der wuchtig moderne, monumentale Ausdruck der Handels- und Finanzgröße eines Volkes.

Der Sektorteil unterscheidet sich in seiner Bauweise, entsprechend dem Charakter der in ihm gruppierten Faktoren von dem eben geschilderten Teil. Herrschte in jenem die Monumentalität moderner Gotik, so ist die Architektur in diesem durch die klassische Monumentalität gekennzeichnet, die die stille Arbeit der Verwaltung, das feierliche Wesen der Repräsentation, die weltabgeschiedene Innerlichkeit der Forschung und Bildung und des erhabenen Dienstes der Kunst sowie die freundliche Gastlichkeit der Wohnstätten für die Fremden bedingt.

Um diesen Teil seinem Charakter entsprechend formen zu können, gruppiert er sich vom Repräsentationsmittelpunkte, dem Rathaus aus, zu beiden Seiten der Linden und des Tiergartens und erstreckt sich mit divergierenden Richtungslinien nach Westen, zugleich den Anschluß an die freie landschaftliche Umgebung suchend und gewinnend.

Innerhalb der großen äußeren Ringfläche richten wir uns in der Gruppierung ausschließlich nach vorhandenen natürlichen Wasserwegen.

Südöstlich am Spree-Dahme-Wassernetz, mit dem Mittelpunkt Königswusterhausen, sowie an der Havel und dem Großschiffahrtsweg im Nordwesten mit dem Mittelpunkt Oranienburg, finden wir die Gebiete, die für die Industrie-Siedlungen notwendig sind.

Das südöstliche Gebiet bietet außer einem großen ausbaufähigen Wasserstraßennetz den unschätzbaren Vorteil, daß es im Rücken — Richtung Südosten — sich an die großen Braunkohlengebiete lehnt, die von Sonnenwalde bis weit über Frankfurt a. O. hinaus halbkreisförmig gelagert sind, und die für die künftige wirtschaftliche Entwicklung ein unermeßlich wertvolles Kraftreservoir bedeuten.

Das nordwestliche Gebiet hat den Vorteil, daß es durch den Großschiffahrtsweg unmittelbaren Seeanschluß hat.

Diese Industriesiedlungen sind so gedacht, daß sie auch zugleich Raum für die Arbeitersiedlungen gewähren. Die Industrie und die Arbeiterschaft gehören zusammen. Die Industrie muß sich dort ansiedeln, wo sie die Arbeiter würdig unterbringen kann. Der große, breite Raum, den wir für diese Siedlungen vorgesehen haben, ermöglicht eine restlose Lösung sowohl des Industrie- wie des Arbeitersiedlungsproblems.

Zwischen den Industriegebieten in der Richtung Südwest und Nordost gruppieren sich an den Wasserläufen die beiden großen Gebiete für die Wohnsiedlungen der im Zentrum tätigen Menschen, der Invaliden, Rentner usw.

In der Richtung Grunewald, an der Havel entlang, mit dem Mittelpunkt Potsdam, gewinnen wir das eine dieser Wohngebiete. Im Nordosten erstreckt sich das andere auf der Linie Frohnau, Wandlitz, Lanke, Seenkette bis zum Werbellinsee, Eberswalde, Freienwalde, Märkische Schweiz, Strausberg, Kalkberge, Erkner und Friedrichshagen.

Im Süden, zwischen dem südöstlichen Industrie- und dem südwestlichen Wohngebiete, liegen die großen Reinigungs- und Alimentierungsflächen. Im Nordosten gruppiert sich das Wohngebiet, dessen Kreislinie wir eben bezeichnet haben, um das zweite von uns vorgesehene Alimentierungs- und Reinigungsgebiet herum. Alimentierungsgebiete können auch noch im Osten zwischen dem östlichen Industrie- und Wohnungsgebiet und im Westen in der Füllhornöffnung des von uns vorgesehenen Kreissektors angelegt werden. An den äußersten Grenzen der Alimentierungsgebiete liegen im Osten, Süden, Westen und Norden die Sammel- und Übungsplätze des Schutz- und Trutzsystems.

Vorbedingung für diese exakte Massenteilung und Gliederung ist ein der Natur der Sache entsprechendes Verkehrsnetz für die innere, rotierende Bewegung, die mit der äußeren, zirkulierenden Bewegung absolut kontinuierlich verbunden sein muß.

Es soll an dieser Stelle nicht auf Einzelheiten eingegangen werden. Wir wollen nur so viel sagen, daß als erste Forderung ein Fortfall aller Kopfbahnhöfe im Innern und eine Anlage, die eine Kontinuität ermöglicht, unbedingt notwendig ist.

* * *

Nichts wäre falscher, als zu sagen, daß zur Durchführung dieser Ideen keine Mittel vorhanden sind. Es handelt sich hier nicht darum, Geld zu konsumieren, sondern um eine Zusammenfassung von genutzten und ungenutzten Mitteln, die werbend angelegt werden sollen. Durch eine solche Zusammenfassung und Umgestaltung setzt Berlin seine eigenen Werte um und erhöht sie in dem Maße, als es dieselben konzentriert und einem höheren Zwecke zuführt. Durch diesen Prozeß lenkt es aber auch die schaffenden Kräfte des Reiches und des an der produktiven Tätigkeit Deutschlands interessierten Auslandes auf sich. Es wird der Zielpunkt wirtschaftlicher und sozialer Menschheits- und Weltaufgaben. Zusammengefaßt betrachtet wird es zum Produktionsmittel, denn es führt zur Anknüpfung gewinnbringender Vorgänge und dient unmittelbar zur Erweckung oder Förderung der Produktion, zu ihrer Vermehrung und Verbesserung. Es wird aber auch zum Produktionszweck und ist als solcher ein Rentabilitätsfaktor höchster Potenz.

Damit ist aber nur der materielle Charakter des Aufbaus der neuen Weltstadt für die Mehrwertbildung gekennzeichnet. Sein höchster Wert liegt jedoch darin, daß dem Auflösungsprozeß, der zurzeit in rasendem Fortschreiten begriffen ist, initiativ ein Ordnungsprinzip gegenübergestellt wird, das allen synthetischen Kräften ein Ziel gibt und den Vorteil für jeden, der sich an dem neuen Aufbau beteiligt, so offenkundig macht, daß außerdem analytische Kräfte in weitestem Maße in schaffende umgestaltet werden.

* * *

### Statistische Notiz.

Es ist allgemein bekannt, daß der den Kaminen der Fabriken und Wohnhäusern entströmende Rauch und Ruß schwere gesundheitliche Nachteile nach sich zieht.

Weniger bekannt sind die wirtschaftlichen Nachteile, die durch die Rauchplage verursacht werden. Die Universität Pittsburg hat im Jahre 1916 folgende Ergebnisse einer Untersuchung über Pittsburg veröffentlicht:

| | |
|---|---|
| Verluste durch unvollkommene Verbrennung des Heizmaterials | M. 6390000 |
| Mehrausgabe für Wäsche gegenüber anderen Städten | „ 6350000 |
| Mehrausgaben für Trockenreinigung | „ 3150000 |
| Mehrausgaben für Verputz- und Anstricharbeiten an Gebäuden | „ 1400000 |

| | |
|---|---|
| Mehrausgaben für Klempnerarbeiten | M. 4 250 000 |
| Mehrausgaben für Reinigung und Erneuerung von Tapeten, Vorhängen und Gardinen | „ 3 822 000 |
| Mehrausgaben für künstliche Beleuchtung in Privatwohnungen | „ 353 000 |
| Mehrausgaben für künstliche Beleuchtung in Geschäftshäusern | „ 2 800 000 |
| Wert der durch den Rauch beschädigten Waren in den Geschäften | „ 6 930 000 |
| Ausgaben für außerordentliche Vorkehrungen im Geschäftsleben | „ 1 890 000 |
| Mehrausgaben für Reinigung von Wohn- und Geschäftshäusern | „ 3 150 000 |
| Mehrausgaben für Reinigung von Hotels und Krankenanstalten | M. 324 500 |
| Mehrausgaben für künstliche Beleuchtung von Beamtenwohnungen | „ 400 000 |
| | Mk. 41 209 500 |

Aus dieser materiellen Feststellung vermögen wir das Kriterium zu gewinnen, das uns die Lösung der Gesamtfrage ermöglicht. Lösen wir die Frage wirtschaftlich, dann haben wir sie auch hygienisch gelöst. Höchste Konzentration und wirtschaftliche Auswertung im Verbrennungsprozeß ordnet zugleich die gesundheitlichen Verhältnisse.

# DIE UMGESTALTUNG DES ST. JAKOBSPLATZES UND DES ANGERVIERTELS IN MÜNCHEN NACH DEN ENTWÜRFEN VON PROF. DR.-ING. GRÄSSEL, MÜNCHEN.

Von Dr.-Ing. ALBERT GUT, München. Hierzu die Tafeln 2—5.

Unweit des Marienplatzes, des geschichtlichen Mittelpunktes von München, befindet sich eine andere bedeutsame Platzanlage, der St. Jakobsplatz (vgl. Tafel 2). Während sich der Marienplatz im Wandel der Zeiten auch als Verkehrsmittelpunkt ersten Ranges erhalten und noch weiter ausgebildet hat, liegt der Jakobsplatz, umgeben von stillen, alten Straßen, in fast unberührter Abgeschiedenheit. Es ist noch nicht allzulange her, da war diese Abgeschiedenheit auch baulich fast noch vollkommen unangetastet. Heute noch umschließen den Platz großenteils Gebäude, die zum Teil einer recht ehrwürdigen Vergangenheit angehören. An der Ecke der Pettenbeckstraße und der Nordostseite des Platzes (Jakobsplatz Nr. 1) liegt das um das Jahr 1490 erbaute ehemalige „Büchsen- und Kornhaus“, das spätere „Zeughaus“, „eines der wenigen Gebäude der Stadt, welche auf eine Vergangenheit von einem halben Jahrtausend zurückblicken können und welche den Charakter ihrer Entstehung und zugleich den Charakter der Baukunst des 15. und jenen des Anfanges des 16. Jahrhunderts rein und unverändert erhalten haben“ (Destouches). Besonders bemerkenswert ist im Innern dieses Gebäudes eine sehr gut erhaltene Halle mit gotischen Rippengewölben auf gemauerten Säulen und eine gotische Wendeltreppe mit gemauerten Stufen. In dem Bau ist seit langen Jahrzehnten bis auf die Jetztzeit das Münchener historische Stadtmuseum untergebracht gewesen, von dem weiterhin noch ausführlicher die Rede sein wird. Das anschließende Haus auf der Nordseite des Jakobsplatzes (Jakobsplatz Nr. 2) befindet sich ebenfalls in städtischem Besitz und beherbergt heute den städtischen Marstall. Bereits 1410 hatte der Rat der Stadt die Grundstücke angekauft und an Stelle der abgerissenen Privathäuser ein „Stadthaus“ und ein „Stadt-Zeughaus“ „mit Stallungen, Gewölben und Städeln“ errichten lassen. Zwei alte gotische Hallen mit Rippengewölben auf freistehenden Backsteinsäulen sind heute noch erhalten. Auf der gegenüberliegenden Südseite des Platzes liegt die St. Jakobskirche, deren Chor eines der ältesten Baustücke Münchens neben den beiden Türmen von St. Peter bildet, mit dem anschließenden Kloster gleichen Namens. Die Westseite des Platzes schließt, zwischen dem Unteren Anger und dem Platz liegend, ebenfalls ein altes Gebäude ab, das gleichfalls zum städtischen Besitztum gehört, das 1795 erbaute ehemalige Feuerhaus, in dem seit Jahren städtische Ämter untergebracht sind. Das Haus wirkt in seiner Baumasse ebenso glücklich wie das auf der Ostseite in den Platz hineingestellte sogenannte „Seidenhaus“. Letzteres ist ein Privatwohngebäude, welches in drei Stockwerken unter einem gemeinsamen Dach 10 sogenannte „Herbergen“ enthält, worunter man in München solche Wohnungen versteht, bei denen der Mieter auch zugleich der Eigentümer ist (die bisher angeführten Gebäude sind in dem Stadtplan Tafel 2 dunkel herausgehoben).

Der Charakter des St. Jakobsplatzes, der durch die Erscheinung der eben beschriebenen Gebäude maßgebend beeinflußt wird, erfährt seine Abrundung und Ergänzung durch den Eindruck der anliegenden Straßen, die — wie schon erwähnt — mit ihren einfachen und bescheidenen, oft recht alten Häusern ein ruhiges und stilles Stadtviertel bilden. In diesen Häusern haben sich viele Kleingeschäftsleute und Kleingewerbetreibende, vor allem auch Altertumshändler und Tändler — so werden in München die Althändler genannt — niedergelassen, die wiederum dem Stadtbild dadurch eine eigenartige Note verleihen, daß sie ihre Waren zum großen Teil auf den Bürgersteigen im Freien ausstellen und feilbieten.

Die Eigenart dieses Stadtviertels, die um so eindrucksvoller wirkt, als nur wenige Schritte davon entfernt die Sendlingerstraße als Hauptverkehrsader zum Marienplatz führt und der Viktualienmarkt mit seinem Getriebe den Verkehr ansaugt, wurde zum ersten Male empfindlich gestört, als am südöstlichen Teile des Jakobsplatzes im Anschluß an das vorerwähnte Kloster der fünfstöckige Neubau der Klosterschule entstand. Etwas weiter ab vom Jakobsplatz wurde am Unteren Anger während des Krieges ein ebenfalls fünfstöckiges, neues städtisches Amtsgebäude für die

Gaswerke erstellt. Ein Wettbewerb unter den Privatarchitekten Münchens für den Ergänzungsbau dieser Anlage, der sich vom Unteranger um die Ecke herum mit der Längsfront an der Blumenstraße bis zum Anschluß an die Klosterschule erstrecken soll, hat kürzlich in der breiteren Öffentlichkeit Aufmerksamkeit und Beachtung gefunden [1]). Die durch diesen Wettbewerb wieder aufgenommene planmäßige Umgestaltung des Angerviertels zusammen mit der Erörterung einiger weiterer städtebaulicher Fragen, die weiter unten gestreift werden, und mit dem Umstand, daß die Räume des historischen Stadtmuseums schon lange nicht mehr für die immer umfangreicher gewordenen städtischen Sammlungen ausreichten, gab Veranlassung zur Fertigung der Entwürfe von Baurat Professor Dr.-Ing. Hans Grässel, die hier besprochen werden sollen.

Der Plan Professor Grässels geht von zwei Grundlagen aus, einer baulichen und einer städtebaulichen. Die erstere besteht darin, daß die vorher beschriebenen Gebäude am Jakobsplatz, soweit sie aus älterer Zeit stammen, nicht nur zueinander eine gute Lage besitzen, sondern auch in ihrer äußeren Erscheinung einen harmonischen Eindruck hinterlassen, ja daß sie teilweise — wie oben in Einzelheiten angedeutet wurde — im Äußern wie im Innern selbst gewissermaßen Museumsstücke darstellen, die aus Gründen der Denkmalpflege und des Heimatschutzes der Nachwelt unbedingt in dieser Form erhalten werden sollten. Dadurch kam Grässel auf den Gedanken, diese Gebäude in ihrer Gesamtheit nicht nur zu der erforderlichen Erweiterung des historischen Stadtmuseums zu benutzen, sondern auch durch die Heranziehung anderer Sammlungen eine großzügige Museumsanlage zu schaffen, die durch die darüberliegende geschichtliche Stimmung zweifellos eine bedeutende Wirkung ausüben würde. Wie die Anlage im einzelnen geplant ist, ergibt sich aus Tafel 3. Zunächst sollen durch die Zusammenfassung der beiden alten Gebäude Jakobsplatz Nr. 1 und 2 unter Erhaltung des Äußeren und unter Mitverwendung der unveränderten alten gotischen Hallen im Innern die erforderlichen Räumlichkeiten für die städtischen kulturgeschichtlichen Sammlungen (das bisherige historische Museum) geschaffen werden. Dabei wäre gleichzeitig an einen Ausbau des bisherigen historischen Museums zu einem großangelegten Orts- und Heimatmuseum zu denken, das nicht durch das vorhandene große Nationalmuseum ersetzt werden kann, da dieses andere — bayerische, nicht Münchener — Aufgaben zu lösen hat. Das bisher für Verwaltungszwecke benutzte ehemalige Feuerhaus an der Westseite ist für die Unterbringung des städtischen Archivs, das sich jetzt an anderer Stelle befindet, und für die für das Museum erforderlichen Verwaltungsräume gedacht. Durch einen Um- bzw. Neubau des in seiner Baumasse zu erhaltenden Seidenhauses sollen endlich zusammenhängende Räume zur Ausstellung der im Besitz der Stadtgemeinde befindlichen Gemälde gewonnen werden, die zurzeit über eine große Zahl von städtischen Gebäuden zerstreut sind. Die Verwirklichung dieses Gedankens wäre um so mehr zu begrüßen, als es überhaupt erstaunlich ist, daß München noch nicht (wie z. B. Wien für seine Wiener Maler) eine Bildergalerie für seine Münchener Meister besitzt. Die Verbindung sämtlicher Sammlungs- und Verwaltungsräume untereinander wird durch Gänge auf zwei Straßenüberführungen erreicht. Durch die Anlage von offenen Hallen im Anschluß an die Gemäldegalerie (das jetzige Seidenhaus), die zur Aufstellung von Bildwerken dienen sollen, und die Fortführung dieser Hallen bis zum Verwaltungsgebäude würde zwischen den Hallen und den einzelnen Gebäuden ein kleiner und ein großer Museumshof entstehen, in deren stille Beschaulichkeit die Klosterkirche von St. Jakob hineinsieht, um dem Ganzen einen städtebaulich äußerst wirkungsvollen Abschluß zu geben (vgl. die Perspektive auf Tafel 4). So entstünde in nächster Nähe der alten Klosterniederlassung eine stille Museumsstadt, etwas verwandt jenen berühmten Museumsstätten, dem Musée Cluny in Paris, das aus einer alten Klosteranlage, und dem Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg, das aus einem Karthäuserkloster hervorgegangen ist. Damit wäre aber gleichzeitig auch ein bedeutsamer städtebaulicher Gewinn erzielt, die Erhaltung des Charakters des ganzen Stadtviertels. Derartige stille Stadtviertel finden sich öfters in Großstädten in unmittelbarer Nähe lebhafter Verkehrsstrassen (z. B. selbst in Berlin in nächster Nähe der Friedrichstraße und Leipziger Straße). Ihre Erhaltung ist auch erwünscht, schon um das Stadtbild nicht zu gleichmäßig und schablonenmäßig zu gestalten. In erhöhtem Maße trifft dies für München zu, das alles dazu tun sollte, um sich seine Eigenart zu erhalten, damit es nicht wie andere Städte dem „Allerweltsgroßstadtcharakter" verfällt.

Die Pläne Professor Grässels beschränken sich nun nicht auf die im Vorstehenden geschilderten Entwürfe zu einem Münchener Heimatmuseum und die damit zusammenhängende Umgestaltung des St. Jakobsplatzes, sondern sie greifen noch eine Reihe anderer brennender städtebaulicher Fragen auf, um diese einer Lösung näherzubringen. So besteht in München der Plan, die im Zuge der Corneliusbrücke über den Gärtnerplatz herkommende Corneliusstraße (vgl. Tafel 2), die zurzeit an der Müllerstraße ihr Ende findet, durch einen Durchbruch zwischen Müller- und Blumenstraße bis zum Jakobsplatz durchzuführen und ihr noch eine Verlängerung über die Sendlinger Straße hinaus bis zum Altheimereck bzw. zur Brunnstraße zu geben. Eine derartige Ausführung würde allerdings dem Grässelschen Plan im Wege stehen, da die Zuleitung des Verkehrs auf und über den Jakobsplatz die Zerstörung des bisherigen Charakters dieses Platzes mit sich brächte. Auch würde der neue Straßenzug in seiner Verlängerung die verkehrsreiche, sehr wenig breite Sendlinger Straße an einer sehr ungünstigen Stelle überqueren. Grässel schlägt deshalb eine andere Lösung vor, durch welche die erstrebte Verkehrsverbindung zu erreichen wäre, ohne daß das geschlossene Platz- und Straßenbild am Jakobsplatz und um den Jakobsplatz herum eine Beeinträchtigung erleiden müsste, und zwar will er im Zuge der Reichenbachbrücke die Frauenhofer Straße durch einen Durchbruch bis zur Blumenstraße verlängern. Dadurch würde die Frauenhofer Straße zu einer bedeutenden Verkehrsstraße, da sie im Gegensatz zur Corneliusstraße auch ein bedeutendes Verkehrshinterland mit dem Anschluß an wichtige Landstraßen (Tegernseer Landstraße, Tölzer Straße) besitzt und den ganzen Stadtteil Giesing mit dem Innern der Stadt und gegen den Hauptbahnhof zu verbinden hätte. In der Tat würde die Frauenhofer Straße, da sie nach dem Durchbruch an der Blumenstraße auf den großen Ringstraßenzug stößt, der sich um die innere Stadt legt,

[1]) Vgl. Zentralblatt der Bauverwaltung, Jahrgang 1920, Nr. 29, S. 171 und Süddeutsche Bauzeitung, Nr. 10ff.

von hier aus nach allen Richtungen hin die denkbar besten Verbindungen haben.

Die Umbildung des eben erwähnten Ringstraßenzuges zu einer großzügigen Ringstraßenpromenade ist ein weiterer Gedanke der Grässelschen Pläne. Dieser Anlagenring, der in seinen wesentlichsten Teilen bereits vorhanden ist und sich rings um die Münchener Altstadt zieht, beginnt beim Hofgarten, setzt sich dann über mehrere Plätze (den Wittelsbacher-, Maximilians-, Lenbach- und Karlsplatz) und des weiteren im Zuge der Sonnenstraße fort bis zum Sendlinger-Tor-Platz, fände dann seine Verlängerung in der Blumenstraße und könnte über den Viktualienmarkt (nach Durchführung der geplanten Entfernung einer vor diesem im Zuge der Blumenstraße liegenden alten Lagerhalle, der sogenannten Schrannenhalle) durch die Sparkassenstraße, wo allerdings zurzeit noch eine unliebsame Verengung vorhanden ist, wiederum an den Hofgarten seinen Anschluß finden. Wenn diesem Gedanken des Promenadenringes, dessen Anlage bereits vor über 100 Jahren unter Kurfürst Karl Theodor kärglichen Revolutionszeiten zum Trotz in großzügiger Weise ins Auge gefaßt worden war, Rechnung getragen werden soll, so müßte bei der baulichen Gestaltung des Angerviertels bei Zeiten hieran gedacht werden. Die hierbei zu beachtenden Baurichtlinien ergeben sich aus dem Lageplan und der Vogelperspektive auf Tafel 4. Leider ist, wie dort ersehen werden kann, die zum Kloster der armen Schulschwestern gehörige Klosterschule schon soweit in die Blumenstraße vorgerückt, daß sich hier eine nicht mehr zu beseitigende Verengung ergibt. Dafür möchte Grässel wenigstens das noch nicht erbaute, im Anschluß an die Klosterschule zu errichtende (und schon oben im Zusammenhang mit dem Wettbewerb erwähnte) Verwaltungsgebäude soweit zurückgesetzt wissen, daß hier eine stattliche Baumallee geschaffen werden kann. Der hierdurch für das Verwaltungsgebäude entstehende Raumverlust könnte durch den Erwerb eines auf der anderen Straßenseite (an der Theklastraße) stehenden Hauses ausgeglichen werden. Beide Gebäude wären wieder durch eine Straßenüberbrückung miteinander zu verbinden, letztere würde gleichzeitig den Übergang zu der Straßenverengung verdecken und der verengten Blumenstraße zugleich einen baulichen Abschluß gewähren.

Professor Grässel steht nicht auf dem Standpunkt, daß die gegenwärtige Zeit der höchsten wirtschaftlichen Not die gegebene wäre, um derartige großzügige Pläne, wie sie im Vorstehenden beschrieben worden sind, zur Ausführung zu bringen. Aber er ist der Ansicht, der unbedingt beigepflichtet werden muß, daß der Ausbau eines Stadtteiles niemals früh genug überlegt werden kann und daß auch Zeiten, wie die gegenwärtige, nicht davon abhalten sollten, rechtzeitig Richtpunkte für die bauliche Zukunft wichtiger Stadtteile aufzustellen, um später bei der Durchführung großzügiger Gedanken nicht durch unabänderliche Tatsachen behindert zu sein.

# ANZUCHTSFELDER UND STUDIENGÄRTEN ALS GLIEDER UNSERER GRÜNANLAGEN.

Von HARRY MAASS-Lübeck. Hierzu die Tafeln 6—9.

Mag Lübecks innige Fühlungnahme, seine feste, fast lückenlose Verankerung mit der unmittelbaren Umgebung und ihrer tiefinnerlichen Schönheit im Wechsel von Wald, Wasser und Baumgängen von freien Grünflächen und Schirmwällen Ursache sein, daß sein gesamtes Grünanlagengebiet sich auszeichnet durch Sachlichkeit und das Fehlen jeglicher repräsentativer und aufdringlich schmucklicher Gebärde, eines darf immerhin nicht verkannt werden: Über dem Traditionellen, Erhaltenswerten, dem eigentlich Dominierenden in der gesamten Entwicklungsperiode, über dem notwendigen Neuen, dem sozial gebieterisch Geforderten und Geschaffenen hat allzeit ein guter Geist gewaltet. Und dieser erkannte, fast ausnahmslos und immer zeitig genug das richtige Ziel, steuerte mit Bedacht und auch wohl impulsiv darauf zu, stets das eine im Auge — die Schönheit und Würde angestammten Hansesinns und Einfachheit, die jedem Snobismus, jeder Aufdringlichkeit abhold. Gesetzgebende Körperschaften und liebevolles Bürgertum spendeten freudig, wachsam verständnisvolle Mitarbeit — es wirkt so etwas wie ein mit Adel durchsetztes handwerkliches Leben in den grünen Planen der Innen- und Außenstadt, in den hundert Jahre alten Baumgängen und Baumgruppen, dahinter und dazwischen gotischer Geist in ragenden Türmen und Speichern Triumphe feiert.

Noch umschließen im Gegensatz zu vielen Städten gleicher Größe mit ähnlichen Entwicklungsläuften die ehemaligen Befestigungswerke, die Wallanlagen einen großen Teil der Innenstadt, und zwar in wenig veränderter Gestalt. Kaufmännischer Sparsamkeitssinn mag sie bewahrt haben vor landschaftlicher Modellierung, wie das beispielsweise in Bremen geschehen. Ulmen und Lindenbaumgänge krönen ihren Rücken; einheitliche Baumpflanzungen, zu geschlossenen Gruppen vereinigt, schmücken die gewaltigen Böschungen, und mit glücklichem Gefühl für die gegensätzliche Wirkung von Fläche und Raum sind in späteren Jahren die Erdarbeiten und Pflanzungen in jenen Teilen durchgeführt, durch die der Elbe-Trave-Kanal hindurchgeleitet wurde. Als ob nichts Wesentliches geschehen, so zieht die breite Wasserstraße zwischen Böschungen und Baumreihen, Hängen und Baumgruppen ihres Wegs. Und war doch ein gewaltiger Eingriff, der dort geschah, gebieterisch diktiert von der Notwendigkeit von Lübecks Entwicklung.

Vor den Toren im Norden und Süden der Stadt aber breiten sich noch heute, von gewaltigen Baumreihen umgeben, die ehemaligen Freiweiden und Festwiesen. Wohn häuser umringen sie und erinnern uns an die Zeit, wo den in engen, durch die Befestigung bedingten Straßen hausenden Bürgern das Wohnen zu beschränkt wurde und sie vor die Tore zogen, um in Gärten ein behaglicheres Leben zu führen.

Zwei Beispiele sind es, die ich anführen dürfte, um zu zeigen, daß die Entwicklung der gesamten Grünanlagenformen, angesichts dieser Sachlichkeit eigenen Zielen zu-

streben mußte, um jenem zu gleicher Zeit in anderen Großstädten geübten Grünanlagenrummel aus dem Wege zu gehen, welcher weder den zeitweiligen völkischen Forderungen gerecht wurde, noch den Organismus in Wahrheit lebendig machte, ihm wirkliche Schönheit und Leben gab.

Und nur unter dem Schutz dieses Geistes konnte sich ein sichtbares, voll Leben und Schönheit pulsierendes Glied der grünen Zone bis in die Jetztzeit herüberretten, welches heute zu den kostbarsten Gärten im Bereich der Anlagen Lübecks zählt. Trotz seiner Schlichtheit und seiner werkmäßigen Gewandung. Oder vielleicht gerade dieser Eigenschaften wegen. Tafel 6 Plan a zeigt den ehemaligen Anzuchtgarten für Bäume und Sträucher. Seit Jahren werden in ihm die Stauden für die öffentlichen Anlagen von der Stadtgärtnerei herangezogen. Schon frühzeitig im Frühling beginnt in ihm ein Sprießen und Blühen und dauert an bis spät in den Herbst, wo die blauen und violetten Herbstastern, mit gelben und braunen Chrysanthemen durchsetzt, den Nachtfrösten noch eine geraume Zeit trotzen.

Abb. 9. Schöpfbecken in der Kreuzung der Hauptwege.
Den Verhältnissen der Pflanzungshöhen zu einander und den Breiten der Wege müssen wir künftig mehr Aufmerksamkeit zu wenden, wenn wir rhyhtmische Werte schaffen wollen.
Entwurf und Ausführung: Harry Maaß, Lübeck.

Von den um 10—15 m höher gelegenen Wallpromenaden, die zu den täglichen Spazierwegen der Lübecker Bevölkerung zählen, übersieht man das festliche Blühen auf den schlichten Rabatten, immer Neues und in Farben Wechselndes vor Augen, stets neue Anregungen in sich aufnehmend für den eigenen Garten. Der erzieherische Einfluß dieser Gärten auf den Gartenliebhaber ist zweifellos festgestellt, denn sie werden eifrig von der Bevölkerung besucht. Farbenwirkungen, Wuchs und Pflege der Stauden, kurze Vorträge, Belehrungen bieten Anregungen für die Pflanzung, Verteilung und Behandlung im Hausgarten. Es ist nur ein kleines, bescheidenes Stückchen Land, welches da im Schutze des Wallwinkels mit seinen gewaltigen Baumgängen verborgen liegt; aber wenn das Blühen in ihm anhebt, hemmt ein jeder der Vorübergehenden seine Schritte und steht tiefergriffen ob all der Köstlichkeit da zwischen den wohlgepflegten Hecken, hinter denen die Sonne mit Blüten tändelt. Mehr als alle Schmuckanlagen ist dieses Blühen und Duften der Bevölkerung Ereignis; denn es ist etwas Werkliches, Echtes, Bodenentwachsenes, was sie sahen, die Vorübergehenden, etwas Wechselndes, immer sich Erneuerndes, gepflegt und gewartet unter dem zwingenden Zepter der Jahreszeiten, deren Blüten in Farben und Düften das geheimnisvolle Aufleben und Niedergehen offenbaren. Und in Flächen und Massen dieses Leuchten in sich aufzunehmen, ist größeres, stärkeres Erleben als das bewundernde, staunende Betrachten von Blumenschönheit auf Schmuckplätzen, deren Wirkung immer — meist in schlechterfundenen Rahmen errechnet ist.

Als das Grünanlagengebiet sich dehnte, die Ansprüche auf Blumenschmuck wuchsen, wurde dieser duftende, farbengesättigte Blumenraum zu eng. Mehr Nadelholzquartiere verboten schlechter Bodenverhältnisse wegen die sonst wohl naheliegende Erweiterung, und so mußte nach einem anderen Platz Umschau gehalten werden, um der in Frage stehenden Anzucht von Sommerblumen, diesen immer noch mit gar zu wenig Verständnis und Liebe bedachten dankbaren und leuchtenden Blühern, einen sonnigen Ort zu sichern, der auch bezüglich der Bodenbeschaffenheit geeignet war. Glücklicherweise fand sich an einer Stelle der inneren Stadt, die von der Bevölkerung viel besucht wird, dieser mit Licht und günstigen Bodenverhältnissen gut bedachte Platz, Tafel 6 Plan b. War schon die unmittelbare Nähe der Städtischen Gehölz- und Baumschule für seine Eingliederung, bezüglich seiner Bearbeitung und Wartung günstig, so bildete er eine vor allen Dingen wertvolle Ergänzung des sich hier ausbreitenden, die soziale Seite unserer Grünenzone in den Vordergrund stellenden Anlagenteils. Schrebergärten, Spielplatz und Wasserfläche stoßen hart an die Bebauung an, und es mag der Plan ein Beispiel dafür sein, wie ohne ängstliche Tüftelei um Linie und Fläche mit wenigen Mitteln ein Grünanlagenteil geschaffen wurde, dessen rein äußerliche Wirkung zu dem Schönsten zählt, was Lübeck zurzeit besitzt.

Angeregt durch die unbestreitbare Bedeutung des kurz oben geschilderten Staudenanzuchtgartens in bezug auf die durch Schlichtheit und Sachlichkeit hervortretende Schön-

heit, ermutigt durch seinen unverkennbaren erzieherischen Einfluß auf das Gartenleben und die Naturliebe der Laienbevölkerung, verschloß ich dieses neue Blumenreich nicht ängstlich den Blicken der Vorübergehenden, sondern ich ordnete es ein, öffnete Sichten und schuf so zugleich mit dem sinnigen Anzuchtsfeld den Schmuckgarten für die sonst an Blütenschönheit arme Wohnstadt. Es bedurfte nur eines kurzen Schrittes, um die Erfahrungen in jenem Anzuchtsgarten anzuwenden und sie an dieser Stelle zu verwirklichen; ich teilte die gesamte Fläche in kleinere und größere Sonderräume, die nun nicht mehr einzig dem Zweck der Anzucht dienten, sondern die Möglichkeit ergaben, die Anordnung der Blumen nach Haltung und Farben, ihre Wirkung im Wechsel der Kontraste zu erproben. Und zum Beweis, daß mit bescheidenen Geldmitteln ebensowohl Vollkommenes, rhythmisch Wohlgegliedertes, wie Unvollkommenes, mangelhaft Organisiertes geschaffen werden kann, gliederte ich den Garten nach den Gesetzen der Zweckmäßigkeit und Schönheit, um allen denen durch Anschauung die Wege zu zeigen, wie mit bescheidenen Mitteln schöne Zweckgärten zu schaffen sind. Ich meine, daß es Aufgabe aller Gartenämter sein sollte, im ähnlichen Sinne der Gartenkultur dienlich zu sein. Von diesem lebendigen, schaffensfrohen Wirken, diesem Erproben und Wechselvollen lernt der Gartenfreund mehr zum Wohle seines eigenen Gartenheims als von Prachtstücken, die, um nicht im immer Wiederkehrenden langweilig zu werden, unendlichen Mühen und angstvollem Projektieren schließlich ihre Entstehung verdanken.

Es ist ein gepflasterter Hauptweg der die Anlage teilt. (Tafel 7, Plan a). In seinem Bruch ist ein breites Becken gebaut, welches das tageswarme Gießwasser für die jungen Pflänzlinge enthält. Pyramidenpappeln umstellen den Kreis; Hecken, die den störenden Wind abfangen, vermitteln, vereinigen, schaffen Raum und bestimmte Linien. (Tafel 8, Bild a). Dieser Mittelpunkt der gesamten Planung tritt schon landschaftlich als festgefügte, scharf umrissene Grünmasse in die Erscheinung.

Alles, was sonst zum Schutze der Anzuchtquartiere gepflanzt wurde, geschah gleichzeitig mit Rücksicht auf eine für die gesamte Gartenwirtschaft und -gestaltung Lübecks anzustrebende Anwendung.

Es wird gezeigt, welches Pflanzenmaterial bezüglich der örtlichen klimatischen Verhältnisse zu wählen ist, wie dasselbe zusammengefügt — Abstand und Höhe — und technisch — Schnitt und Flechtung — behandelt wird, um den gewünschten Formenausdruck zu erreichen. Geschorene und freie Hecken, Pfeiler und Torbogenbildungen werden gezeigt in ihrem technischen Aufbau, Laubengang, offene und geschlossene Heckengänge vorgeführt. (Tafel 8, Bild b.) Prüfungsabteilungen, in denen alle Neuheiten auf Wuchs, Haltung und Blütenfarbe geprüft werden, gleichzeitig aber Versuchsmöglichkeiten zulassen, die Arten und Farben in ihrer harmonischen und gegensätzlichen Wirkung zu erproben, bieten, gleichermaßen der Bevölkerung gesunde Anregung für die Ausstattung eigener Gärten mit Blumen. Von lebenden Heckengängen in mancherlei Formen umsäumt, reiht sich das Sommerblumengärtchen an die Rosenabteilung. Hier werden die meisten Züchtungen auf ihre Dauerhaftigkeit geprüft an schlichten Knüppelholzgestellen die, zum Laubengang geordnet, die prächtigen Rankrosen gezogen; zugleich aber ist die Einteilung dieser Rosenabteilung ein Musterbeispiel für die Gliederung kleiner Rosengärten im Bereich privater Hausgärtenschöpfungen. Wie der Teich des Hausgartens zu gestalten ist, zeigt ein Wassertümpel, welcher der Notwendigkeit, das Gartengelände trockenzulegen, zu entwässern, seine Entstehung verdankt. Wasserpflanzen aller Art zur Belebung öffentlicher und privater Teiche, insbesondere aber die farhenreichen Teichrosen, werden dort kultiviert und geprüft.

Das sind eine Reihe sofort in die Augen springender Momente. Unscheinbar dünkt so manch andere Maßnahme. Wegebreiteu, Wegeführung, ihre Einfassung und Länge, Platzbildungen, Einordnung und Einrichtung des Kompostplatzes, Ausbildung der Gerätebude, Rosenhag und Blütenrabatte am Hauptweg in ihrer Teilung und Breite, alles das ist mit Vorbedacht geordnet und ineinandergefügt.

Aus dem zweiten Stockwerk eines der gegenüberliegenden Wohnungen wurde Tafel 9 Bild b aufgenommen. So ist die Aufschließung und Pflanzung des Gartens am ehesten zu ersehen.

Als man dem Plan eines längst von seiten der Lehrerschaft gewünschten Zentralschulgartens nähertrat, wurde ein bisher als Kleingartenland benutztes, an den Anzuchtgarten unmittelbar anschließendes Gelände von 5000 qm etwa für die Planung ausersehen. Diese Lage ist insofern besonders günstig, als der Jugend die Gartenformen unserer Blumen und Sträucher und ihre mannigfaltige Verwendungsmöglichkeit innerhalb bewußt gegliederter Gärten leicht nahegebracht werden können. Andererseits bot sich die Gelegenheit, den heranwachsenden Bürgern die Arbeit in dem Strauch- und Baumzuchtgarten, die Aufzucht, Veredlung und Pflege durch Anschauung lebendig und interessant zu machen. Durch Anschluß an vorhandene Wegeführungen ist eine organische Verbindung aller drei Gärten ohne Schwierigkeit möglich.

Tafel 7 Plan b erläutert die Einteilung des Schulgartens. Wenn auch in diesem dem rein botanischen Schulunterricht dienenden Garten in der Hauptsache alle ästhetischen Forderungen hintenangestellt werden müssen, so zeigt die Vorlage doch, daß Anzuchtbeete, Baum- und Gehölzpflanzungen, Wege, sich als notwendig erweisende Felsanlagen und Wassertümpel für die Sumpf- und Wasserflora nach rhythmischen Gesetzen wohl aneinanderzugliedern sind.

Die Zukunft für unsere grünen Reviere in den Städten ist dunkel und gibt zu Hoffnung wenig Anlaß. Schon beginnen die Städte ihre Ausgaben einzuschränken. Daß in erster Linie unseren Parkanlagen ihre Entwicklungsmöglichkeit, Sauberkeit und Pflege durch die künftige Finanzlage unterbunden wird, haben schon heute mit Wehmut die Gartenämter erfahren.

Ob dieses gewaltsame Sparen am grünen Teil unserer Städte aber umsichtig ist, darüber will ich mich an dieser Stelle nicht einlassen.

Für mich bedeutet dies Großstadtgrün mehr als Lunge und Verschönerungsakt. Ich erblicke in ihm die Kraft, bedrängte, irregeführte Menschen seelisch und moralisch zu gesunden. Aber noch eines wirken sie, still und im geheimen: sie erziehen zur Ordnung, zur Achtung des Kleinsten unter uns Menschen.

Vielleicht werden Gärten dieser oben geschilderten Art künftig viel erstehen in unseren Städten, denn sie sind wirtschaftlich und erzieherisch.

# JUNGE BAUKUNST.

Hierzu die Tafeln 10—12.

Der Versuch, in dem Brodelgemisch der jüngeren baukünstlerischen Strömungen in Deutschland diejenigen Elemente festzustellen, von denen wahrhaft positive Leistung erwartet werden kann, stößt auf erhebliche Schwierigkeiten. Im Märzheft des „Kunstblattes“ (Verlag Kiepenheuer) wurde darauf hingewiesen, wie aus allen Zweigen des Kunstschaffens sich Leute zur Konjunktur der jungen Baukunst hindrängen, die für das Bauen noch weniger Organ haben, wie für die Kunst. Und es wurde zugleich gezeigt, wie sehr diese doch im wesentlichsten körperhafte Form des künstlerischen Ausdruckes mit teils kunstgewerblichen, teils historischen, teils graphischen, teils malerischen Momenten in Beziehung gebracht wird, die eine sehr ernste Bedrohung der besonderen Eigenart der Baukunst zu bilden beginnen.

Es ist nicht die Absicht dieser Ausführungen, diesen negativ zu nennenden Strömungen nachzugehen und sie an einzelnen Arbeiten nachzuweisen. Es ist anzunehmen, daß diese Fehlerscheinungen Ausgeburten eines krisenhaften Stadiums sind und Begleiterscheinungen der unzweifelhaft seelischen Verworrenheit der Gegenwart. Bemerkenswert wäre nur, daß der Expressionismus als Idee künstlerischen Ausdruckes in der Malerei seine letzte Erfüllung nicht gefunden zu haben scheint, und daß nun versucht wird, jenes Ziel in den abstrakten Formen der architektonischen Bildungen zu erreichen. Wobei festzustellen ist, daß ein solches Unternehmen von vornherein zum Tode verurteilt ist, solange über das eigentliche Wesen der Baukunst eine so erstaunliche Unklarheit — in Bewußtsein und in Empfindung — besteht, wie sie heute mit ganz geringen Ausnahmen auf allen Seiten zu finden ist.

Ehe über einzelne Arbeiten gesprochen werden kann, ist dieses sehr bezeichnende Phänomen festzuhalten. Fast alle Bemühungen der jungen Architektur geben irgendeinem sekundären Moment mit Hilfe unterschobener Superlative ein erhöhtes Ansehen, durch das diesem sekundären Moment nunmehr ausschlaggebende Bedeutung für die zukünftige Baukunst zugesprochen wird. Da ist beispielsweise die Frage der Erziehung des baukünstlerischen Nachwuchses, die leidenschaftlich diskutiert und praktiziert wird. Man erregt sich über Meisterschulen, Bauhäuser, Baukammern, Akademien, Lehrprogramme, die durch Jahre baukünstlerischer Erziehung führen; aber dieses große Wie hat kein Was, der Weg kein Ziel. Als Kolumbus auf sorgfältig ausgerüsteten Schiffen mit ausgesuchter Mannschaft in noch unbekannte Fernen hinaussteuerte, hatte er wenigstens ein vor seiner Seele völlig klarstehendes Ziel. Er kannte die Richtung, die der Lauf seiner Schiffe zu nehmen hatte und er war sicher, im Falle er sein Ziel erreichte, festes betretbares Land vorzufinden. Zweifelhaft waren ihm nur die Zulänglichkeit der technischen Möglichkeiten, unkekannt waren ihm Form, Art und Menschen jenes Landes, das er suchte. Aber er wußte, das sei betont, daß er Festland und Menschen finden würde, und alles übrige war eine Frage der Nuance. Die junge Baukunst, die auf sehr gebrechlichen Fahrzeugen mit grell bunten Segeln auf unbekannte Meere mit recht unsioherer Hand hinaussteuert, weiß eigentlich mit einiger Sicherheit nur, daß man endlich mal losfahren muß. Wege und Ziele sind völlig unbekannt, und es gibt nicht einmal eine utopische Vorstellung jener glückverheißenden Gestade, zu denen zu steuern wäre. Einige — nach ihrem Gehaben Kühnste — sind scherzhafterweise an einer anderen Stelle jener Küste wieder gelandet, von der sie ins Unbekannte abstießen. Sie machen aus einer peinlichen Verlegenheit eine große Geste und nennens Neugotik oder so rum. Immerhin setzt man die Gründung von Matrosenschulen eifrig fort und ihren Lehrgang fest, leider auch dies nach alten Methoden, die nur mit einer kühnen Geste etwas künstlich aufgefrischt sind.

Andere wieder sehen das Heil in neuen Baumaterialien, suchen also wieder Wesentlichstes im Sekundären. Glasbaukunst heißt eines der Schlagworte, das einen Begriff zukünftiger Bauschönheit vortäuschen soll. Ein begabter und witziger Literat, dessen Sport es war, allerhand Möglichkeiten zu übersteigern und auf die Spitze zu treiben, schrieb ein Büchlein „Glasarchitektur“, das teils recht anregend, teils grotesk, teils sehr gartenlaubenhaft kitschig ist. Wenn auch begreiflich ist, daß die vielfache Wirkungsfähigkeit des Glases der Phantasie stärkeren Spielraum läßt, wie dieser oder jener andere Baustoff, so ist doch davor zu warnen, rein materielle Eigenschaften eines Baumaterials zur entscheidenden Grundlage eines neuen künstlerischen Ausdruckes zu erheben. Daß sich Glas in seinen eigenwertigen Möglichkeiten gut in einen organischen Baukörper eingliedern läßt, hat noch niemand bestritten, und es fehlt dafür auch nicht an Beispielen, wie etwa das Bureauhaus von Gropius auf der Werkbund-Ausstellung 1914 zeigt. Hier lag der Reiz einmal im Kontrast der großen geschlossenen Putzfläche der Wand zum durchsichtigen Glase, zweitens im Gegensatz der runden Treppenhaus-Körperformen zur flächigen Mittelebene des Baues, drittens und vor allem darin, daß Glasverwendung an den Ecken, Enden oder Ausläufern eines Baues, seitlich oder oben, die Auflösung ins Universum, den Übergang zur Luft, die Verknüpfung mit der umgebenden Natur wesentlich erleichtert. Frank Lloyd Wright hat in Amerika hierzu die ersten Vorbilder geschaffen, und er wieder hat seine Anregungen von der japanischen, vor allem der chinesischen Bauauffassung empfangen, denen die Verknüpfung des Hauses mit der Natur, Eingliederung und Auflösung in sie eines der wesentlichsten Grundelemente der Baukunst bedeutet. Aber die jungen Mitteleuropäer von heute machen ein sekundäres, der Art des Bauwollens untergebenes Mittel zur Hauptsache. Ein Faux pas der Verlegenheit, den eigentlichen Wesensinhalt der Baukunst nicht erfassen zu können.

Wieder andere sehen das Heil in neuartigen Bauaufgaben. Zwar ist das Bauobjekt ein Ding, auf das das Mittel der Baukunst angewendet werden soll und dazu ist notwendig, daß diese Baukunst, also ein bestimmter räumlicher Formausdruck, erst vorhanden sein muß. Da das ja leider nicht der Fall ist, nimmt man wieder einmal das Mittel für den Zweck, erhebt das Sekundäre zum Wesentlichen und verfälscht die Baukunst. Umbau der Alpen ist eine hübsche, vielleicht sogar schöne Phantasie der Bauaufgabe, niemals der Bauform. Man schafft eine neue Baukunst nicht im Handumdrehen, indem man die Dimensionen bisheriger Bauaufgaben mit 10, 100 oder 1000 multipliziert. All das ist überaus irrig, ein ernsthaftes Hindernis auf dem Wege zur innerlich schöpferisch erlebten Raumform, zur Baukunst.

Wenn ich noch jene bunte Graphik streife, die jetzt als Baukunst zum Überdruß ausgeklingelt wird und auch hier darauf hinweise, daß das Mittel der Papierfläche, eine Formabsicht festzuhalten, zum Endzweck ausgebaut wird, so habe ich einige der wesentlichsten Gründe festgestellt für die Tatsache, daß die junge Baukunst trotz aller papiernen Programmatik Arbeiten von wahrhaft raumkünstlerischer Bedeutung noch nicht geschaffen hat. Betont sei nur noch, daß die Vermanschung der reinen künstlerischen Formprobleme der Raumschöpfung mit den an sich sehr ernsthaften sozialen Entwicklungen unserer Zeit der Sache selbst nur schaden kann und die Urheber in den Verdacht einer üblen Konjunktur-Politik bringt.

Es sollen hier einige Arbeiten von jüngeren Architekten gezeigt werden, die in der Idee ihres Strebens ernst zu nehmen sind, und die — teils bewußt, teils gefühlsmäßig — sich ehrlich, oft leidenschaftlich um Baukunst bemühen und zugleich sämtlich den Vorzug haben, mit ihren künstlerischen Ideen durch eine sehr konkrete berufliche Basis verknüpft zu sein. So ist ihre Arbeit als eine Selbststeigerung über das Schaffen des Alltags hinaus zu würdigen. Ein Versuch, aus der Menge der Baubeflissenen einige wenige herauszuheben, kann die Bedeutung eines Werturteiles nicht haben. Vielleicht sitzt irgendwo in einer Ecke Europas das architektonische Genie, auf das wir warten und das wir noch nicht kennen. Im heutigen Krisenstadium sind Überraschungen nicht nur zu erwarten, sie sind wahrscheinlich.

*

Das große Verwaltungsgebäude, das Karl Wilhelm Schulten, Düsseldorf, in Abb. 1 Tafel 10 zeigt, ist charakteristisch durch rhythmische Problemstellung. Die Verhältnisse dieses Baues oder vielmehr dieser Front scheinen gut abgewogen, das Spiel und Widerspiel des vertikalen Auflösungsrhythmus und der horizontalen Bindung wirkungsvoll durchgeführt. Gut auch die beruhigte Fläche des seitlichen oberen Abschlusses über der Lebhaftigkeit der Fronten.

Was diese Arbeit gegenüber dem Mannesmannröhren-Gebäude von Peter Behrens in Düsseldorf, an das sie erinnert, auszeichnet, ist das Empfinden für den Wert der relativen Dissonanz. In diesem Falle würde die nüchterne Reihung monoton, ja quälend wirken, wenn sie nicht zu der starken und ruhigen vertikalen Masse in der Mitte des Baues in einen sehr wirkungsvollen Kontrast gesetzt wäre. Rhythmus an sich ist ebensowenig ein Evangelium wie Glas an sich. Die unteren Eckbetonungen erscheinen aufgelegt, der Kontrast von sachlichem Pfeiler-Rhythmus zum ornamental betonten Haupteingang gibt Wirkung.

Für das prinzipielle Schaffen Schultens typisch ist Abb. 2 Tafel 10. Er versucht in einer Komposition Körper verschiedener Verhältnisse harmonisch abzustimmen und zusammenzufügen. Doch leidet dieses Bemühen noch unter dem Ausdrucksmittel der Zeichnung, die immer zur Ansichtsflächenwirkung verleitet. Arbeit mit plastischem Material dürfte den zweifellos begabten Architekten weiter führen.

*

Ähnliches Bemühen zeigt der Architekt K. P. Andrae, Dresden. Leider läßt sich der Verfasser zu einer stark graphischen Behandlung seiner Blätter verführen, die — ihre Geschicklichkeit ungeachtet — das wesentlich Architektonische gefährdet. Ein Symptom der graphischen Gefahr, auf die wiederholt hingewiesen wurde. Die Manie vieler begabter junger Architekten, sich graphisch auch in Radierung und Holzschnitt zu betätigen, bedeutet in der Tat eine ernste Bedrohung der körpersinnlichen Grundelemente des architektonischen Formausdruckes. Wieder einmal zeigt sich, wie leicht alle leidenschaftliche Bemühung in eine irrige Richtung treiben kann, weit ab vom Ziel. Abb. 3 Tafel 11 ist eine jener Arbeiten von Andrae, die schon einige Zeit zurückliegen. Die untere, längere und niedrigere Horizontalmasse des Baues gibt eine Art Sockel zur hinter ihr erwachsenden schmäleren und höheren Form, die aber wieder betont horizontal gebunden ist, was besonders dem Eckumlauf zugute kommt. Noch stärker, im engeren Horizontal-Rhythmus, wächst die oberste Masse des gekuppelten Turmes heraus. Ein Torhallenbau vermittelt Übergänge. Zwei senkrechte Pilaster überschneiden flankierend und verhelfen den Horizontalen erst zum Wert, der stets in der Relation besteht. Das vorgelagerte Wasserbecken gibt ein Gefühl der horizontalen Ruhe, hebt zugleich durch die unterbewußte Empfindung der Tiefe den monumentalen Ausdruck der Gesamtanlage, schafft zuletzt Kontrastreiz zwischen mächtig geformten festen Massen des Baues und der leichten flächenhaften Flüssigkeit des Wasserspiegels.

In neuerer Zeit widmet sich Andrae, von Architekturen des Orients angeregt, jenen exzentrischen Versuchen, an denen die junge Baukunst so reich ist. Abb. 4 Tafel 11 zeigt einen solchen Entwurf, der wertvoll dadurch ist, daß er von Tradition frei zu kommen sich bemüht und mit einer nicht geringen raumsinnlichen Wucht Wirkung ausübt. Hier darf jene andere Gefahr angedeutet werden, die darin besteht, daß man nur die mitteleuropäische Bautradition mit der indischen oder ägyptischen vertauscht, wobei in Wahrheit nichts gewonnen und nur der Rock gewechselt ist. Im ganzen genommen ist der Eindruck einer wertvollen Entwicklung in einer Reihe von Arbeiten Andraes nachhaltig.

*

Abb. 5 und 6 Tafel 12 zeigen Entwürfe des jungen Hamburger Architekten J. D. Peters. Zahlreiche Arbeiten von ihm bemühen sich um jene bereits erwähnte enge Beziehung zwischen Bau und Raum, Masse und Luft, Bauwerk und Landschaft. Von völlig Ungeformtem her verdichtet sich die Materie allmählich zur Baumasse, in ihrer Festigkeit betont durch die eingerammten breiten Kamine. Der Entwurf in Abb. 5 ist (wie bei Lloyd Wright, Amerika-China) wesentlich horizontal gebunden und dadurch in seinem Ausdruck von einer gesicherten Ruhe. Die kontrastierende Wirkung der lotrechten Säule wird gemildert durch das umgebende Wasser, das das Lastgefühl aufhebt, und durch die ruhig sich schließende Kreisform des Bassins. Gut gefühlt die Raumtiefe, d. h. die ausschlaggebende Bedeutung der dritten Dimension.

Auf ähnlicher Grundlage, der Entwicklung der Raumtiefe, diesmal durch Pfeiler-Rhythmus, beruht der Entwurf in Abb. 6. Hinleitung zur Tiefe ferner durch Behandlung der Fußbodenfläche, die in diesem Sinne aber doch nicht stark genug ist. Das Gewicht der umlaufenden Wandfläche über den Pfeilern aufgehoben durch Malerei. Zusammenbindung des Raumes durch die Art der Deckenbehandlung. Im ganzen trotz graphischer Gefahren Arbeiten voll starker Empfindungswerte im räumlichen Sinne.

*

Hoffnung für die werdende Baukunst gründet sich darauf, daß die hier gezeigten Arbeiten ebenso wie manche andere einen starken raum-problematischen Charakter zeigen, und daß die Verfasser sich wirklich leidenschaftlich um ihre Kunst bemühen. Die psychischen Wirkungen und Nachwirkungen des Krieges sind allzu stark, um nicht ohne erheblichen Einfluß auf alles Werdende zu sein, und der Mangel an wirklicher Baumöglichkeit bannt die Architekten an das Papierblatt und seine Versuchungen. Wenn, was zu hoffen ist, mit fortschreitendem Zeitablauf diese hemmenden Einwirkungen sich allmählich beheben, werden auch die Ergebnisse sich klarer zum Architektonischen, d. h. zum Raumsinnlichen hin entwickeln. Daß trotz vieler und sehr ernster Bedenken in der jungen Baukunst Möglichkeiten offen stehen, daß Hoffnung leben darf und vielleicht Erfüllung finden kann, das zu erweisen, ist Absicht dieser Ausführungen, die nichts wollen, wie Symptome von Belang festhalten.

H. de Fries.

# BÜCHERBESPRECHUNG.

ZUR PRAXIS DER STADTERWEITERUNGEN, von der Technischen Hochschule zu Darmstadt genehmigte Dissertation von Regierungsbaumeister Bernhard Wehl, Druck von Emil Glausch, Leipzig-Reudnitz. In Kommissionsverlag bei Ernst Wasmuth A.-G. Berlin 61 S. g. 8° mit Abb. Preis brosch 6 Mk. und 20% Sort.-Zuschlag.

Kein Gebiet im öffentlichen Leben hat so viele und schwere Mißgriffe der zuständigen Stellen zu verzeichnen wie das Wohnungswesen.

Um die Wohnungsnot, die sich nach dem Kriege überall im deutschen Reiche ergeben hat, zu bekämpfen und den Wohnungsbau zu beleben und zu fördern, hat man Überteuerungszuschüsse bewilligt. Man sollte nun meinen, daß jedem, der Wohnungen zu errichten bereit ist, Überteuerungszuschüsse zugesprochen werden müßten. Weit gefehlt! Die Gewährung solcher Überteuerungszuschüsse wird an die Bedingung geknüpft, daß Kleinhäuser mit Hausgärten von beträchtlichem Umfange gebaut werden, höchstens läßt man Flachbauten zu. Häuser mit vier oder fünf Geschossen sind ausgeschlossen, selbst wenn sie allen gesundheitlichen und sozialen Anforderungen genügen, obwohl sie in der Regel den geringsten Baustoffverbrauch, die geringsten Kostenaufwendungen und den geringsten Zeitaufwand erfordern. Man zieht die scheußlichsten und gesundheitlich bedenklichsten Baracken solchen Häusern vor. Die Folge davon ist, daß die Wohnungsnot nicht beseitigt werden kann, vielmehr noch gesteigert wird. Die obdachlosen Menschen mögen sehen, wo sie bleiben.

Wir leiden an großem Kohlenmangel; die Industrie, die uns vor dem drohenden Untergange bewahren soll, kann nicht arbeiten, weil sie nicht genügend mit Kohlen beliefert werden kann. Wird nicht sehr schnell Wandel geschaffen, so geht uns dieser letzte Rettungsanker verloren. Kohlen sind genügend da, sie müssen nur gehoben werden. Dazu müssen neue Angriffsstellen hergestellt werden. Um von diesen die Kohlen zu gewinnen, dazu gehört die Einstellung neuer Arbeitskräfte und für diese die Herstellung von etwa 150000 Wohnungen. Ein praktischer Mensch würde zugreifen, wo und wie er nur kann, er würde Wohnungen schaffen in Form von Baracken, deren es in den ehemaligen Kriegsgefangenenlagern und sonst wo in großer Zahl gibt, in Form von schnell herzustellenden Häusern aus Holz, Lehm oder dergl.; er würde den Ersatz solcher Behelfsbauten durch endgültige Bauten auf spätere Zeit verschieben. Nichts von alledem geschieht. Man hat es sich in den Kopf gesetzt, Einfamilienhäuser mit Gärten im endgültigen Ausbau herzustellen. Da dazu aber Bebauungspläne und Bauordnungen neu aufgestellt werden müssen und sogar ein Bergarbeiter-Heimstättengesetz erlassen werden soll — man denke: 18 Monate nach Friedensschluß —, so werden mehrere Jahre vergehen, ehe die Möglichkeit zur Inangriffnahme solcher Bauten gegeben sein wird. Inzwischen mag Deutschland zugrunde gehen.

Man regt sich gewaltig darüber auf, daß die Besitzer von Baugrundstücken hohe Bodenpreise stellen in der — in der Regel unbegründeten — Annahme, daß die hohen Preise die Mieten verteuern. Auf der anderen Seite aber belegt man den Grundbesitz mit drückenden Steuern und übersieht, daß solche Steuern unbedingt eine Erhöhung der Mieten im Gefolge haben müssen.

Solche Gedanken und Erwägungen drängen sich auf beim Lesen der von Wehl verfaßten Dissertation. Wehl ist ein auf dem Gebiet des Wohnungswesens erfahrener Mann; er weiß aus eigener Erfahrung, wo es fehlt. An vielen Beispielen, die dem praktischen Leben entnommen sind, zeigt er viele Schäden der Bauordnungen, namentlich derjenigen von Groß-Berlin. Er verwirft, wie alle praktisch denkenden Männer, die offene Bauweise, soweit nicht die wohlhabende Bevölkerung dabei in Frage kommt; er verwirft die Tiefenbebauung, auch im Gebiet der offenen Bauweise, zugunsten der Randbebauung und fordert, soweit es noch möglich ist, die Abänderung der vorhandenen Bebauungspläne zugunsten der Randbebauung; er weist nach, daß die Mieten in Kleinhäusern teurer sind und teurer sein müssen als in Mietshäusern und zerstört damit den Wahn, dem heute gewisse Wohnungspolitiker verfallen sind; er bekämpft die Besteuerung des unbebauten und bebauten Grund und Bodens, die unter Umständen die Wirtschaftlichkeit des Wohnungsbaues in Frage stellt, und weist auf die erstaunliche Tatsache hin, daß in einer großen Anzahl von Städten der Haus- und Grundbesitz etwa 30 bis 40% des gesamten Steuerertrages aufzubringen hat.

Br.

# CHRONIK.

HENRY VAN DE VELDE ist nun für dauernd aus der Schweiz, wo er sich in Uetwil am Bodensee einen kleinen Besitz gekauft hatte, nach Holland übergesiedelt. Hier fand er im Haag bei dem bekannten Großindustriellen und Kunstsammler Kröller, für den auch Peter Behrens 1911 ein Landhaus mit Bildergalerie entworfen hatte, begeistertes Verständnis. Er baut ihm, dem „Cicerone“ zufolge, zurzeit ein neues Museum für die Werke der französischen Impressionisten, van Goghs usw., die Kröller besitzt. So haben sich also die Aussichten, van de Velde wieder an Weimar und damit an Deutschland zu fesseln, nicht erfüllen lassen. Diese Wendung wird von den deutschen Kunstfreunden aufrichtig bedauert werden.

DEUTSCHE KUNST im AUSLANDE. Der Berliner Städtebaukünstler Prof. Dr.-Ing. Hermann Jansen weilt gegenwärtig auf Einladung der im starken Aufblühen begriffenen Stadt Bergen in Norwegen zu Vorträgen über deutsche neuzeitliche Städtebaukunst. Die Stadt Bergen plant die Erweiterung ihres Stadtgebietes in großem Stil. Im Anschluß an seine Vorträge hat Professor Jansen den Auftrag erhalten, Pläne für die Erschließung von Nybergen, dem wertvollsten, aber sehr schwierigen Gelände in der Umgebung der zwischen Bergen und Seen wunderbar schön gelegenen Stadt, aufzustellen. Diese Bebauungspläne sind von dem deutschen Künstler an Ort und Stelle fertiggestellt worden und haben den Beifall der städtischen Auftraggeber gefunden.

DER UMBAU KÖLNS. Wie das „Hamburger Echo“ meldet, hat der Hamburger Senat den Baudirektor Prof. Dr.-Ing. Fritz Schumacher auf seinen Wunsch auf drei Jahre Urlaub erteilt, um in der Stelle des technischen Bürgermeisters die großen Bebauungsplanaufgaben bearbeiten zu können, die der Stadt Köln durch die Umgestaltung des ersten Festungsrayons und die Aufhebung des zweiten Rayons erwachsen. Prof.

Schumacher hat bereits vor einiger Zeit den großen Plan für den ersten Rayon im engeren Wettbewerb bearbeitet, der von den Kölner Stadtverordneten einstimmig zur weiteren Ausführung angenommen ist.

**DER NEUE VORSTAND DES ARCHITEKTENVEREINS ZU BERLIN.** Der Verein hat den Vorstand neugewählt. Erster Vorsitzender: Ministerial- und Oberbaudirektor Donner, zweiter Vors.: Baurat Körte, Schatzmeister: Baurat Michaelis, Schriftführer: Reg.- und Baurat Herrmann und Reg.-Baumeister Bardow. Die Leitung der Berufsberatung hat vom 1. April ab Hofbauinspektor Erich Schonert, Berlin N 24, Monbijoustraße 4, I (Zentrum 485, in der Zeit von 12 bis 3 Uhr), übernommen.

**KREFELD.** Bei dem Wettbewerb um Entwürfe für den Neubau eines Gebäudes für die Oberrealschule zu Krefeld erhielt den I. Preis von 4000 Mk. Architekt Franz Brantzky (Köln), den II. Preis von 3000 Mk. Architekt B. D. A. Willkens (Köln), den III. Preis von 1500 Mk. Prof. Fritz Becker (Düsseldorf) in Gemeinschaft mit dem Architekten G. Krekel (Düsseldorf). Außerdem wurden noch vier Entwürfe angekauft.

**EINE MITTELDEUTSCHE AUSSTELULNG IN MAGDEBURG,** umfassend Siedlung, Sozialfürsorge und Arbeit, wird für 1921 vorbereitet. Für das von der Stadt zur Verfügung gestellte Parkgelände auf der Elbinsel Rotes Horn haben Prof. Paul Mebes in Berlin und Architekt E. E. Scheibe in Magdeburg den Gesamtplan entworfen und für die Hauptgebäude weitgehende Anwendung der neueren, durch den Baustoffmangel gebotenen Bauweisen in Aussicht genommen. Dennoch wird Dauerhaftigkeit erstrebt, die spätere Übernahme jener Bauwerke durch die Stadt ermöglicht. Als Sonderausstellungen werden ein Landkrankenhaus, eine Dorfschule, eine Siedlerschule usw. angeschlossen.

**BEI DEM WETTBEWERB** für eine **NEUE JOSEFSKIRCHE IN AUGSBURG** wurde Architekt Michael Kurz-Augsburg mit dem I. Preis ausgezeichnet. Den II. Preis erhielt der Architekt Karl Jäger-München, den III. erhielten die Architekten Sturzenegger und Horle-Augsburg. Weitere Preise fielen auf die Architekten Albert Kirchmayer-Augsburg, Jul. Th. Schweighart-Augsburg, Ludw. Ruff in Nürnberg. Projekte wurden angekauft von den Architekten Hans Niedermeyer, Anton Wagner und Michael Simon, sämtlich in München.

**FÖRDERUNG DES BAUINGENIEURWESENS.** Zur Führung wissenschaftlicher Arbeit auf dem Gebiete des Bauingenieurwesens haben sich in einer Versammlung am 4. Mai im Ingenieurhause zu Berlin die führenden Vertreter dieses Faches innerhalb des Vereins deutscher Ingenieure aus allen Teilen Deutschlands und aus dem befreundeten Ausland zu einer Deutschen Gesellschaft für Bauingenieurwesen zusammengeschlossen. Die Gesellschaft verfolgt lediglich wissenschaftliche Zwecke und will an dem Wiederaufbau unseres Wirtschaftslebens durch Austausch von Erfahrungen und durch planmäßige Durchführung aller einschlägigen Fragen des Faches tatkräftig mitarbeiten. Zum Vorsitzenden der Gesellschaft wurde einstimmig Geh. Baurat Prof. de Thierry gewählt. Dem vorläufigen Vorstand gehören ferner an: Geh. Baurat Dr.-Ing. e. h. Taaks-Hannover, Geh. Baurat Schmick-München, Prof. Dr.-Ing. Probst-Karlsruhe, Prof. Dr.-Ing. Gedder-Dresden, Ingenieur Hüser-Oberkassel, Oberbaurat Wendemuth-Hamburg, Geh. Baurat Kemmann-Berlin, Prof. Blum-Hannover, Verbandsdirektor Prof. Giese-Berlin, Geh. Baurat Kölle-Frankfurt a. M., Stadtbaurat Fleck-Dresden, Direktor Kreß-Berlin, Direktor Bilfinger-Mannheim, Baudirektor Helbing-Essen, Verbandsdirektor Reg.-Baumeister Eiselen-Berlin.

**RODIN UND DIE FRANZÖSISCHEN KATHEDRALEN.** Es gibt keine Form der Schönheit, die wir verlieren dürfen. In den letzten Jahren haben deutsche Gefangene fast unbewußt auf einer Höhe über Flußtälern in der weiten Milde der Silhouetten, dem Wogen der Morgen- und Abendnebel selbst in Frankreich Trost gefunden. Man erinnerte sich dann der Flüsse des gleichen Landes, anderer Bergketten und wußte von einer Grundstimmung. Diesen Schleiern, diesen zartesten Nervenspitzen ist der Greis Auguste Rodin Verkünder geworden. Der große Bildhauer zeigt Architekturen aller schöpferischen Zeiten Frankreichs in feinster Durchdringung in seinen Zeichnungen. In diesen Kathedralen geht Renaissance über in Gotik, Barock in Romanisches. Er erfühlte einen einheitlichen Organismus in Mensch, Natur und Kunstwerk. Es ist eine Einstellung nach außen, das freudige Naturgenießen des stillen, innigen Schöpfers, sein Glaubensbekenntnis und Testament. Immer gibt er in den Zeichnungen nach Bauteilen ein Vibrieren zwischen Hell und Dunkel, Flächen und Tiefe, und trotz der impressionistischen Einstellung eine Ganzheit Rodins Buch („Die Kathedralen" Frankreichs, Kurt Wolff, München) bewahrt für lange seine Aktualität. Als er es schrieb, hatte er schon allen Grund, um die trostlos restaurierten Kirchen zu klagen, um Reims, Soissons und die vielen, kleinen Perlen entlegener Dörfer, die ihre anspruchslose Selbstverständlichkeit nur schöner machte. Von diesen (wahrhaftig auch unseren) Schätzen standen viele der herrlichsten im Feuer und haben geblutet, sind zertrümmert worden wie die Menschen. Dieser tiefe Schmerz wird zur Beunruhigung, wenn man an ihr künftiges Schicksal denkt. Rodin wird es nicht mehr sehen, er starb im Kriege. Wir aber haben Angst vor den Restauratoren. Die Bedeutung der Prophezeiungen Rodins liegt in der bangen Frage, was aus den Trümmern von Reims wird, die noch in der Zerstörung wie tiefste Musik klingen. Was birgt Noyon hinter seiner Schutzhülle? Vielleicht fände Rodin doch einen Trost. Die Zerstörungen haben in Frankreich in ganz einfachen, haßlosen Menschen eine herzliche Liebe zu ihren Denkmälern erzeugt wie aus einem Erinnern. Vielleicht wird dadurch etwas gerettet. Von dem Snobismus der Großstädter und Gebildeten war da nichts. Es war, wie Rodin es wünscht. In der Erinnerung verwischen sich Landschaft und verstümmelte Bauten, es bleibt eine leichte Melancholie, eine Flucht zur beruhigenden Natur, durch die Rodin einen Teil des französischen Kunstgeistes in seinem plastischen Schaffen, durch Worte in diesem Buche hinterlassen hat.

**ARCHITEKTUR-AUSSTELLUNG.** Im Laufe des Monats Mai fand in Berlin im Graphischen Kabinett von I. B. Neumann die zweite Architektur-Ausstellung des „Arbeitsrates für Kunst" statt. Es wäre verfehlt, einem Reklame-Unternehmen viel Worte zu widmen, wenn das Gebotene hinter den Anpreisungen so weit zurückbleibt, wie hier. Eine Sammlung mangelhafter graphischer Leistungen und einiger Modelle, die kaum anders wirken, wird nicht schätzenswerter durch übertriebenen Eigendünkel und jenes völlig kritiklose Selbstbewußtsein, das durch keinen Gegenwert produktiver Leistungen gerechtfertigt wird. Architektur-Modenschau und Baukunst-Konditorei mit farbigem Fruchteis und Schlagsahne. Kein wahrhaft Hungriger wird satt davon. Von Wert fast nur die Grundriß-Lösungen Bruno Tauts für seine Hagener Projekte. Typisch für die „salbungsvolle Idealschulmeisterei", die in jenem Verein für Erzeugung von Kunstwerken mit Hingabe gepflegt wird, ist jener Kernsatz seines Programms, der also lautet: „Wenn die Welt von Einsicht und Güte wird geleitet werden, helfen wir zu bauen." Da bis zu jenem glückhaften Zustand noch einige Zeit vergehen wird, darf man hoffen, daß jede ernsthafte Baukünstlerarbeit von dieser Seite keine Beeinträchtigung erfahren wird. Schriftltg.

**PETER BEHRENS.** Zwischen dem Preußischen Kultusministerium und Prof. Peter Behrens sind Verhandlungen im Gange, den ausgezeichneten Architekten für die Leitung der Königsberger Kunstakademie zu gewinnen. Es schwebt auch hierbei der Gedanke vor, der bei der Berufung von Walter Gropius nach Weimar verwirklicht wurde, daß der Architektur gleichsam die Zeneralkunst ganz anders als früher eine maßgebende Stelle in der Organisation der Kunstpflege einzuräumen sei. In Königsberger Kunstkreisen hofft man auf die Verwirklichung des Planes. Eine Entscheidung ist indessen noch nicht gefallen.

Die Unterlagen aller ausgeschriebenen Wettbewerbe liegen im Geschäftslokale der Verlagshandlung Ernst Wasmuth, A.-G., Berlin W., Markgrafenstraße 31, zur Einsichtnahme für die Interessenten aus.

Verantwortlich für die Schriftleitung: H. de Fries, Berlin. — Verlag von Ernst Wasmuth A.-G., Berlin W., Markgrafenstraße 31. — Inseratenannahme Werbedienst G. m. b. H., Berlin W., Lützowstraße 102—104. — Gedruckt bei Herrosé & Ziemsen, G. m. b. H., Wittenberg.

JAHRG. XVII 1920 HEFT 3/4

# DER STÄDTEBAU

MONATSHEFTE FÜR STÄDTEBAU UND SIEDLUNGSWESEN

HERAUSGEBER H. DE FRIES, BERLIN

GEGRÜNDET VON THEODOR GOECKE UND CAMILLO SITTE :: VERLAG VON ERNST WASMUTH A.-G., BERLIN W8





## EIN FINNISCHER STÄDTEBAUER.

Von JOHANNES ÖHQUIST. Hierzu die Tafeln 13—19.

I.

In Finnland gibt es keine „alten“ Städte in dem Sinne, daß sie noch heute wenigstens einen Teil ihrer ursprünglichen Gestalt beibehalten hätten. Von den rund 35 Städten Finnlands sind nur 3 um das Jahr 1300, 1 um 1400, 3 während des XV., 3 im Verlauf des XVI. und 12 während des XVIII. Jahrhunderts gegründet worden. Alle übrigen sind jüngeren Datums, darunter gibt es sogar solche aus den letzten Jahrzehnten.

Aber auch unter den ältesten Städten gibt es keine einzige, die aus ihrer frühesten Zeit etwas anderes aufzuweisen hätte als ein einzelnes Gebäude: die aus unbehauenen Granitblöcken gefügte ehrwürdige mittelalterliche Kirche oder die Ruine eines ehemaligen Schlosses. Ja die meisten tragen weder im allgemeinen noch im einzelnen kaum mehr eine Spur des Alters an sich. Aus Holz gebaut, wie sie durchweg waren, sind sie wiederholt von verheerenden Feuersbrünsten heimgesucht worden oder in den immer wiederkehrenden Kriegen das Opfer feindlicher Überfälle und Plünderungen gewesen, die oft genug den ganzen Ort dem Erdboden gleichmachten. Wenn dann die Stadt wieder aufgebaut wurde, geschah es ohne Pietät vor der Vergangenheit und ohne viel Voraussicht für die Zukunft. Man baute schlecht und recht nach Maßgabe der bescheidenen Mittel und gemäß den Bedürfnissen des Augenblicks. Es waren Landstädtchen ohne Aussicht, je etwas anderes zu werden. Manche von ihnen sind jedes Jahrhundert mindestens einmal ein Raub der Flammen geworden. Von Geschichte und Überlieferung und sichtbaren Denkmälern ist hier also kaum etwas vorhanden.

Dazu kam, daß eine eigentümliche Naturerscheinung an der Küste des Bottnischen Meeres die Bewohner einzelner Städte zwang, ihre alten Wohnstätten aufzugeben und neue aufzusuchen. Langsam aber stetig hebt sich nämlich das Land an beiden Seiten des Bottnischen Meerbusens — im nördlichen Teil bis zu 1,70 m im Jahrhundert, im Süden geringer — und Orte, die einst als Hafenstädte am Meer entstanden, sehen sich nach einigen hundert Jahren vom Meer getrennt, und die Bewohner müssen, um ihrem gewohnten Gewerbe nachgehen zu können, dem fliehenden Meere nachwandern, wie das in einer der bedeutendsten Städte Österbottens, Wasa, geschah, das 1610 als Hafenstadt aufgebaut, im 19. Jahrhundert sich 5 km entfernt vom Meere befand. Als zudem im Jahre 1852 ein entsetzlicher Brand die Stadt zerstörte, entschlossen sich die Bewohner, sie ganz aufzugeben und gründeten das neue Wasa an der neu entstandenen Küste.

Wo es in Finnland noch kümmerliche Reste alten oder älteren Städtetums gibt, da weist es das übliche Bild auf: krumme und enge Gäßchen, die freilich dank den einstöckigen Holzhäuschen nicht finster sind, im übrigen aber nicht erkennen lassen, ob bei ihrer Anlage irgendwelche Absichten praktischer oder künstlerischer Art obgewaltet haben. Derartige Prinzipien lassen sich sogar bei den Gründungen und Neuregelungen aus dem letzten Jahrhundert nur in recht dürftigem Grade feststellen. Die jüngeren und jüngsten Schöpfungen des Städtebaues in Finnland sind von einer phantasielosen Eintönigkeit und schachbrettartigen Regelmäßigkeit, die in den Städten, wo die ewig gleiche Physiognomie der einstöckigen Holzhäuser hinzukommt, geradezu tödlich langweilig wirkt.

Anmerkung der Schriftleitung: Der Verfasser des Textes ist Herr Professor Johannes Öhquist, Mitglied der finnischen Gesandtschaft in Berlin, der durch seine persönliche und nahe Bekanntschaft mit Professor Saarinen über dessen Arbeit, Ideen und Ziele eingehend unterrichtet ist.

II.

Es ist deshalb um so überraschender, daß in diesem in der Baukunst und im Städtebau so anspruchslosen und erfindungsarmen Volk ein Baukünstler und Städtebauer auftritt, der an Erfindungsgabe, Schönheitssinn und Ideenreichtum die meisten Künstler überragt, die zurzeit auf diesem Gebiet schöpferisch tätig sind.

Sein Auftreten und auch seine Wirkung ist nur zu erklären durch die ungewöhnlich reiche Blüte, welche die bildende Kunst überhaupt im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts und insbesondere die Baukunst um die Jahrhundertwende in Finnland erlebt. Er ist nämlich nicht ein einzeln leuchtender Stern im heutigen baukünstlerischen Schaffen Finnlands, aber er leuchtet am hellsten, und sein Licht wird alle anderen überdauern.

Wie man aus den oben angegebenen Andeutungen über das Städtewesens Finnlands erwarten kann, weist der geschichtliche Entwicklungsgang der finnischen Baukunst nur selten Höhepunkte von größerem Interesse auf. Sie beschränken sich im wesentlichen auf den Kirchenbau. Erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts erlebt die junge Hauptstadt Finnlands für ein paar Jahrzehnte einen für ihre Verhältnisse traumhaften Aufschwung der Baukunst in den machtvollen Schöpfungen des genialen Carl Ludwig Engel, dem die ungeheure und zugleich beneidenswerte Aufgabe zufiel, aus dem Nichts eine Stadt von Palästen aufbauen zu dürfen. Im Verlauf von ein paar Jahrzehnten verwandelte er das kümmerliche Provinznest zu einem für damalige Verhältnisse machtvollen Stadtbild, dessem Mittelpunkt er ein so einheitliches und großzügiges Gepräge in dem von ihm meisterhaft beherrschten neuklassizistischen Stil zu verleihen wußte, wie es keine andere Stadt im Norden (abgesehen von Petersburg) aufzuweisen hat. Aber Engel war kein geborener Finnländer, sondern ein aus dem Auslande eigens für diese eine Riesenaufgabe berufener Deutscher. Diese unerwartete architektonische Glanzperiode, die ihre Entstehung politischen Ursachen verdankte, war nur an den einen Künstler geknüpft; an seinen Zeitgenossen ging sie spurlos vorüber, ohne Anregungen und ohne irgendwelchen schöpferischen Nachwuchs. Bedeutungsvollere, d. h. öffentliche Bauten wurden während der folgenden Jahrzehnte in der Regel von ausländischen Architekten ausgeführt. In den siebziger und achtziger Jahren traten eine Reihe einheimischer Baukünstler auf, die eine freiere Ausbildung überlieferter Formen anstrebten, aber über einen die Antike und die Renaissance nachahmenden Eklektizismus kamen sie alle nicht hinaus.

Erst um die neunziger Jahre erhob sich auch in Finnland eine frische und junge Opposition gegen den Schlendrian in der Baukunst.

Norman Shaws Wiederbelebung der alten nationalen Ziegelrenaissance brachte die Anwendung des unverputzten Ziegels auch in Skandinavien und Finnland wieder zu Ehren. Es entstanden nun eine Reihe bemerkenswerter Gebäude, wo der „Rohbau" in schöner und geschmackvoller Weise durchgeführt wird und der Putz sich nur auf Einzelheiten und verbindende Teile beschränkt. Mit der Achtung vor dem Material als solchem trat nun auch das Bedürfnis nach edlerem und schönerem Material zutage. Aber dieses Material mußte von auswärts verschrieben werden, und die hohen Beförderungskosten veranlaßten die Baukünstler ihre Blicke auf die Hilfsquellen des eigenen Landes zu richten. Und man entdeckte, das die Heimat in Überfülle ein Material zu bieten hatte, daß an Solidität und kraftvoller Schönheit seinesgleichen suchte — den Granit. Von nun an begann die finnländische Hauptstadt und nach ihrem Beispiel bald auch andere Städte sich hier und da in den unzerstörbaren grauen und rötlichen Mantel des Urgebirges zu kleiden, und es entstanden allmählich Bauwerke, die durch das edle natürliche Material ihrer Fassaden sich in kraftvoller Vornehmheit von ihrer plebejischen Parvenüumgebung abheben. Bald wurde noch ein anderes einheimisches Material gefunden: der Topfstein, der sich als vorzüglich für Bauzwecke eignet: er ist leicht zu behandeln, bietet im rohbehauenen Zustande eine lebhafte malerische Oberfläche und schillert zu Blöcken gesägt in einem entzückenden Silberton.

Inzwischen hatte eine junge Architekturfirma: Gesellius Lindgren und Saarinen ein Werk geschaffen, das trotz des vergänglichen Zweckes, dem es diente, von unerwarteter Bedeutung für die Entwicklung der finnischen Baukunst werden sollte. In dem Wettbewerb um einen finnischen Ausstellungspavillon für die Weltausstellung in Paris 1900 hatten sie den ersten Preis gewonnen. Das kleine Gebäude erregte allgemeines Entzücken durch seine romantische Originalität. Die feierliche Würde mittelalterlicher finnischer Baudenkmäler schien sich hier mit der Natursymbolik der Volksdichtung „Kalewala" und einer kapriziös modernen Phantastik verschwistert zu haben. Mit diesem kleinen Pavillon brach zunächst eine kurze Periode ausschweifender Romantik in der finnischen Baukunst ein. Aber schon nach wenigen Jahren machte sich eine Reaktion gegen die allzu launische Erker-, Loggien und Turmarchitektur geltend und schlug teilweise in einen extremen Aszetismus um, wie er wiederum in ein paar von demselben Architektentrio geschaffenen interessanten Wohnhäusern in Helsingfors zutage trat. Nach diesen ersten stürmischen Anläufen und tastendem Suchen nach einem eigenen Stil fanden dann die jungen finnischen Baukünstler den Anschluß an die neue Formensprache der modernen Baukunst in den großen Kulturländern und lernten sie mit ihrem eigenen Tonfall und Rhythmus reden. Heute ist eine so stattliche Anzahl schöpferisch hervorragender Architekten in Finnland am Werk, daß nicht nur im eigenen Lande die Baukunst alle übrigen bildenden Künste an selbständiger Blüte überflügelt hat, sondern auch einen Wettbewerb mit den besten Kräften der übrigen Länder nicht zu scheuen braucht.

III.

Der stärkste Anreger, die führende Kraft und der glänzendste Vertreter dieses Aufschwungs der finnischen Baukunst ist der im Jahre 1873 geborene Eliel Saarinen.

In ihm vereinigen sich in seltenem Grade die Grundbedingungen, die den großen Baukünstler bilden und kennzeichnen: die klare Übersicht über den Grundriß als den Ausgangspunkt für die jeweilig gestellte Aufgabe, der untrüglich sichere Instinkt für den organischen Zusammenhang zwischen Aufbau und Grundriß, für Raumverteilung und Raumdimensionen; das feine Gefühl für die Ausbildung und richtige Abwägung der Massen und der künstlerische Blick für die architektonische und monumentale Wirkung.

Wenn man die lange Reihe der Saarinenschen

Schöpfungen betrachtet, so ist der erste Eindruck der einer bestechenden Schönheit und Abgeklärtheit. Schönheit in dem richtig abgewogenen Maß der einzelnen Teile und in der pittoresken Wirkung der Silhouetten und Fassaden, Schönheit in dem wunderbaren Linienspiel, in dem die unregelmäßigen Teile des Baukörpers unsymmetrisch gegeneinander balancieren und gebrochene Flächen mit ungebrochenen abwechseln. Schönheit schließlich in der klassischen Ruhe, Harmonie und Monumentalität, zu der er sich allmählich emporarbeitete. Aber dies sind nur die allgemein dekorativen Vorzüge seiner Kunst. Sie kann sich auch auf rein sachlich ästhetische stützen. Ihr Kernpunkt liegt in der Anlage und Ausgestaltung des Innenraumes, und sie geht von der allein richtigen Einsicht aus, daß alle Architektur in erster Linie einen, bestimmten Zwecken dienenden, Raum im Auge haben muß: Geschäfts-, Fabriks-, Verkehrs-, Fest-, Wohnraum. Sie konstruiert und komponiert also von innen nach außen. Das Zweckmäßige, Bequeme, Gesunde, Anheimelnde, Harmonische im Innern gibt den Ausschlag; danach hat sich die Ausbildung der Fassade zu richten und nicht umgekehrt. Überall ist endlich in Material und Ausstattung konsequent der Standpunkt gewahrt, daß nichts als etwas anderes scheinen darf, als es ist, und daß das Ornament nicht dazu dienen soll, leere Flächen auszufüllen (erst dem modernen Sinn ist ja wieder die Schönheit der schmucklosen Fläche aufgegangen!), sondern das nach Ruhepunkten suchende Auge zu lenken oder als Begleitung in dem Melodienspiel der Linien zu dienen, und daß es wie die Einzelheiten in jedem Kunstwerk überhaupt nur im notwendigen und organischen Zusammenhang mit dem Ganzen seine Daseinsberechtigung hat.

Eine nähere Kennzeichnung Saarinens als Schöpfer einzelner Bauwerke würde uns hier zu weit führen und gehört nicht in den Rahmen dieser Betrachtung. Hier interessiert uns vor allem seine schöpferische Tätigkeit und seine Bedeutung auf dem Gebiete des Städtebaus. Um diese zu verdeutlichen, schienen uns jedoch die vorangehenden Bemerkungen nicht ohne Interesse und Nutzen zu sein.

## IV.

Eine bewußt und planmäßig geübte Kunst des Städtebaues im größeren Stil ist in Finnland nur in der Hauptstadt Helsingfors in Erscheinung getreten. Zum erstenmal ward ein solcher Gedanke verwirklicht in dem großzügig angelegten Plan des „Neubau-Komitees“, das in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts auf Befehl Alexanders I. aus dem zum Teil vom Feuer zerstörten armseligen Städtchen von ein paar tausend Einwohnern eine Hauptstadt schaffen sollte, wo Regierung, Universität und sonstige Behörden nicht bloß untergebracht, sondern auch würdig und schön untergebracht werden sollten. Vorsitzender dieses Komitees war der feingebildete frühere Günstling Gustavs III. von Schweden J. A. Ehrenström. Seine Kunstauffassung ging in klassizistischer Richtung. Strenge Ordnung und Regelmäßigkeit kennzeichnen deshalb seinen auf dem Agoraprinzip fußenden Stadtplan, der aber zugleich in seinem stolzen Renaissancegeist eine für damalige Verhältnisse überraschende Weitsichtigkeit hinsichtlich der Entwicklungsmöglichkeiten der Stadt verrät. In dem oben erwähnten J. L. Engel hatte Ehrenström das Glück, einen ihm geistesverwandten Verwirklicher seiner Ideen zu finden. Trotzdem muß Ehrenströms Plan. an den Forderungen der modernen Stadtplantechnik gemessen, natürlich als unbeholfen und rückständig bezeichnet werden. Die Straßen laufen mit rücksichtsloser Regelmäßigkeit über die abenteuerlichsten Terrainhindernisse hinweg, eine Unterscheidung nach verschiedenen Siedlungsformen, eine Berücksichtigung verkehrstechnischer Forderungen und dergl. kennt Ehrenström noch nicht, und wenn er auch ein recht bedeutendes Wachstum der Stadt in Aussicht nahm, so konnte er begreiflicherweise auch in seinen kühnsten Träumen sich nicht zu der phantastischen Wirklichkeit versteigen, die heute moderne Großstadt heißt. Sein Plan ist indessen im wesentlichen unverändert geblieben, und die späteren Stadtbaupläne in Helsingfors haben ihr Augenmerk ausschließlich auf neu hinzuwachsende Stadtteile und Vororte gerichtet. Da Ehrenströms Plan für das Wachstum von Helsingfors bis über die Jahrhunderthälfte hinaus genügte, machte sich die Notwendigkeit einer Erweiterung des Stadtplanbildes erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts geltend, aber nun, infolge der hier wie überall anderswo rapide einsetzenden Zuwanderung in um so dringenderem Maße. Einen Bericht über die Pläne, die im Verlauf der letzten drei bis vier Jahrzehnte ausgearbeitet und bruchstückweise verwirklicht wurden, müssen wir uns hier versagen. Sie sind zum Teil durch die neueste Stadtbautechnik überholt worden, und infolge des immer rascheren Tempos in der Entwicklung der Stadt sind die Fachleute vor immer neue und oft überraschende Aufgaben gestellt worden, deren Bewältigung nicht nur an die Phantasie der Künstler, sondern auch an die finanz- und kommunalpolitische Einsicht der Stadtverwaltung hohe Forderungen stellte. Zum Glück besitzt Helsingfors in dem Architekten Bertel Jung einen Stadtplantechniker von außergewöhnlicher Begabung, dessen einsichtsvoller Tätigkeit es zu verdanken ist, daß die Zukunftslinien für die Weiterentwicklung des Stadtbildes eine Richtung erhalten haben, die eine befriedigende Lösung der Probleme zu gewährleisten scheint, welche die schwierige geographische Konfiguration der finnischen Hauptstadt an den Städtebauer stellt.

Aber Bertel Jungs Stadtbaupläne von Groß-Helsingfors sind in der Hauptsache noch erst Zukunftsmusik. Wann, in welchem Umfange und in welcher Form sie schließlich ihre Verwirklichung finden werden, kann man heute noch nicht voraussagen. Anders verhält es sich mit einem Stadtplan, den Eliel Saarinen bereits vor dem Kriege ausgearbeitet hat und dessen Verwirklichung nicht nur sichergestellt ist, sondern bereits begonnen hat.

Es handelt sich um den Bebauungsplan eines Teils des künftigen „Groß-Helsingfors“, und zwar des auf dem Plan mit MS und HG bezeichneten Gebiets im Nordwesten der Stadt. Munksnäs war ein Landgut, das vor etwa zehn Jahren von einer Aktiengesellschaft mit dem Zweck städtischer Besiedlung angekauft wurde. Das nördlich davon gelegene Gebiet von Haga wurde damit vereinigt. Das ganze Gebiet hat einen Umfang von 860,7 ha. Es sind also zunächst geschäftliche Ziele, die die Gesellschaft verfolgt. Aber ihre Leiter hatten nicht bloß eine vorteilhafte Verzinsung ihres Kapitals im Auge. Sie wollten zugleich eine Siedlung schaffen, die einem modernen Stadtplanideal, soweit das praktisch-geschäftlich durchführbar war, möglichst nahe kam. Eliel Saarinen wurde zum künstlerischen Schöpfer und Leiter dieses Unternehmens berufen. Die Probleme der Städtebaukunst hatten ihn schon lange angezogen und beschäftigt. Damals war er ganz von ihrem Zauber er-

füllt und gewaltige Risse und traumhafte Städteentwürfe spannten sich auf den Reißbrettern seines Ateliers aus. Die neue Bundeshauptstadt von Australien, für die ein internationaler Wettbewerb ausgeschrieben war (in welchem er den Zweiten Preis errang), begann vor seinem inneren Auge zu entstehen. Wie gerufen kam ihm diese neue große Aufgabe von Munksnäs und die Möglichkeit ihrer Verwirklichung. Und die Besteller konnten ihre Anregung in keine fruchtbarere Phantasie versenken als in diejenige dieses Künstlers und keine schaffensfrohere Kraft finden, die mit solchem heiligen Eifer sich des gewaltigen Werkes annahm wie Saarinen.

V.

Welch eine Riesensumme von Arbeit allein in den Vorbereitungen zu dem Stadtplanentwurf Munksnäs-Haga steckt, davon bekommt man annähernd einen Begriff beim Studium der umfangreichen Denkschrift, die Saarinen anläßlich eine, imponierenden Ausstellung erscheinen ließ, in welcher er dem erstaunten Helsingfors im Jahre 1915 die Pläne, Risser Profile, Berechnungen, Bautypen, perspektivischen Darstellungen, photographischen Vorbereitungen und ein vollständiges, von seiner Gattin Loja Saarinen, unter genauester Beachtung der Niveauunterschiede, bis in die feinste Einzelheit ausgeführtes Modell der geplanten Stadt vorführte.

An der Hand dieser gediegenen und künstlerisch geschmackvollen Denkschrift, der auch die nach dem Modell der Frau Saarinen angefertigten photographischen Abbildungen in diesem Heft entnommen sind, läßt sich die Idee, die Saarinen zu verwirklichen beabsichtigt, in ihrer Entstehung, ihrer Begründung, ihrer Ausgestaltung und ihrer Lebensfähigkeit verfolgen.

Fassen wir zu diesem Zweck das Gesamtbild des künftigen Groß-Helsingfors ins Auge. Wie aus dem Plan ersichtlich, liegt die finnische Hauptstadt auf einer an Buchten reichen und von einem Kranz von Inseln umgebenen Halbinsel. Die südlichen Teile des Gewässers sind tief und bilden vorzügliche Hafenbassins. Das Verhältnis zwischen nutzbarem Boden und Wasserflächen ist nicht günstig: 115 zu 244. Auch sonst sind die Erweiterungsmöglichkeiten der Stadt geopraphisch begrenzt und nur in NW- und NO-Richtung vorhanden. Dazwischen liegen in gerader nördlich verlaufender Richtung die Gelände der bis ins Herz der Stadt vordringenden Eisenbahn und umfangreiche fiskalische Grundstücke mit militärischen Schießplätzen.

Auf Grund eines reichhaltigen und sorgfältig ausgewählten statistischen Materials stellt Saarinen folgende Berechnungen über die voraussichtliche Weiterentwicklung von Helsingfors auf: Abgesehen vom slawischen Osten Europas weist Finnland den größten Geburtenüberschuß in Europa auf: 15‰ und es ist anzunehmen, daß sich hier wie überall anderswo dieses Verhältnis in beschleunigtem Tempo zugunsten der Städte verschieben wird. Helsingfors weist folgende Einwohneranzahl in Tausenden auf: 1870: 28,5 — 1880: 43,3 — 1890: 61,5 — 1900: 93,5 — 1910: 147,2 — 1914: 170,5. Hiervon entfallen auf die Arbeiterbevölkerung im weitesten Sinne 55—60%, davon 8% reine Industriearbeiter. In der bürgerlichen Bevölkerung unterscheidet Saarinen hinsichtlich ihrer Siedlungsverteilung eine wohlhabende Klasse 12—15% und den Mittelstand 27—30%. Dieses prozentuale Durchschnittsverhältnis: Wohlhabende 15%, Mittelstand 30%, Arbeiter 55% entspricht genau dem in Stockholm, Kopenhagen und Berlin.

Um die Siedlungsaussichten für ein so großes Gebiet wie Munksnäs-Haga zu berechnen, sucht Saarinen auf Grund des statistischen Materials die Bevölkerungszunahme in Helsingfors für die Zeitperiode 1915—1945 zu errechnen. Er kommt hierbei zu dem Ergebnis, daß die Gesamtbevölkerung Finnlands 1945 rund 5 Millionen, mit Sicherheit aber mindestens 4½ Millionen betragen wird. Für Helsingfors berechnet er die Einwohnerzahl im Jahre 1945 auf rund 550000, mindestens aber auf rund 373000. Nach den Berechnungen des Stadtplanarchitekten Bertel Jung kann Helsingfors auf dem ganzen der Stadt zur Verfügung stehenden Gebiet eine Bevölkerung von höchstens 280000 Einwohnern aufnehmen. Eine Erweiterung des Stadtgebietes, beziehungsweise die Gründung neuer Siedlungen ist also unumgänglich.

Die Verteilung der Bevölkerungsklassen in der Siedlung hat sich in der Weise vollzogen, daß von der Geschäftsstadt im Kern der Halbinsel ausgehend sich die Arbeitersiedlung nach Nordosten, die bürgerliche dagegen nach Nordwesten entwickelt hat. Da Helsingfors nur zu geringem Teil Industriestadt ist, wird der weitere Zuwachs vor allem auf den bürgerlichen Teil der Bevölkerung entfallen; für weitere Siedlungszwecke kommen also hauptsächlich die im Nordwesten der Stadt gelegenen Gebiete inbetracht.

Noch bis vor wenigen Jahrzehnten wies Helsingfors den charakteristischen Typus des Landstädtchens auf: umfangreiche Baublocks, die zum geringsten Teil mit ein- bis zweistöckigen Holzhäusern bebaut waren und große Hofräume mit ansehnlichen Gartenanlagen und dergl. aufwiesen. Das hat sich seit etwa 30 Jahren vollkommen verändert. Wie überall anderswo hat auch in Helsingfors der neue Bautyp der Mietkaserne den früheren vollkommen verdrängt. Seit der Jahrhundertwende ist, von England ausgehend, eine lebhafte Bewegung gegen die Mietkaserne zugunsten einer, wie es heißt, gesünderen Bau- und Wohnform im Gange, das „Familienhaus" oder „Eigenheim". Die Frage darüber, welchem dieser beiden Siedlungssysteme der Vorzug zu geben sei, ist jahrelang eifrig debattiert worden, und jedes derselben hat entschiedene Gegner und ebenso entschiedene Anhänger gefunden. Bis vor kurzem schien es, als neigte die Mehrzahl dazu, die Mietkaserne zu verwerfen. Gegenwärtig dürfte man im allgemeinen zu der Ansicht gekommen sein, daß keine der beiden Formen unbedingt vor der anderen vorzuziehen sei, da Nutzen und Notwendigkeit beider sich die Wage halten. Wir wissen, daß heute die Sterblichkeit im Durchschnitt in den modernen Städten oft geringer ist als auf dem flachen Lande; bei dem heutigen Stand der Hygiene sind also Einwände gegen die Gesundheitsschädlichkeit der großstädtischen Bauweise nicht bedingungslos stichhaltig. Die sozial-ethischen Gründe, die für das Eigenheim sprechen, sind unwiderleglich. Dafür hat aber die Mietkaserne einen sehr in die Wagschale fallenden Grund anzuführen: sie wird stets und unter allen Umständen die billigste Siedlungsform sein.

Diese geschichtlichen, kommunalpolitischen und sozialen Tatsachen sind die gegebenen Voraussetzungen, die als Basis für den Saarinenschen Stadtplan dienen. Außer ihnen sind aber noch eine Reihe anderer Forderungen zu berücksichtigen, um der neuen Schöpfung Wert, Nutzen und Dauer

Abb. 10. Groß-Helsingfors.

In der Mitte das Bahnhofsgelände. Der künftige Zentralbahnhof soll etwas nördlicher nach Fredriksberg verlegt werden. Die gegenwärtige Siedlung reicht nur wenig höher als die Linie des heutigen Bahnhofsgeländes. Die große Insel links ist vorläufig nur mit einzelnen Villen bebaut. Links oben die Gebiete Munksnäs (MS) und Haga (HG).

Abb. 11. Helsingfors.
Die Zentralallee zwischen dem Munksnäsplatz und dem Zentralplatz.
Der Turm im Hintergrunde.

zu verbürgen, und zwar Forderungen des Verkehrs, der beruflichen Bevölkerungsklasse, der Hygiene und der Ästhetik. Sehen wir im einzelnen, wie Saarinen diesen Forderungen zu genügen bestrebt ist.

VI.

Schon vor zwanzig Jahren hatte ein Konsortium die Absicht gehabt, auf einem zwischen Munksnäs und der Stadt gelegenen Gebiet eine Villenstadt anzulegen. Heute hat sich Helsingfors so weit entwickelt, daß schon auf dem entfernteren Gelände von Munksnäs die blose Villenform nicht mehr genügt. Es ist keineswegs geschäftliches Interesse des gegenwärtigen Besitzers von Munksnäs-Haga, das eine geschlossene Bauweise verlangt, sondern rein siedlungstechnische Gründe zwingen, nur einen geringeren Teil des Geländes als Villenstadt, das übrige aber mit geschlossenen Formen verschiedener Typs zu bebauen.

Saarinens Plan ist nicht endgültig und unveränderlich. Er ist eher als ein Bauprogramm aufzufassen, wie er sich die Siedlung denkt, für die gleichzeitig Grundstücke an verschiedenen Punkten des Geländes überlassen werden. Je nach dem Tempo der Besiedlung und nach etwa auftretenden Verbesserungen in der Stadtplantechnik kann dieses Programm Veränderungen erleiden. Für Saarinen galt es vor allem ein nach Siedlungsformen und Verkehrsmöglichkeiten systematisch geordnetes Ganzes zu schaffen, das nicht nur für sich allein, sondern auch inbezug auf seinen Platz im Komplex Groß-Helsingfors zu betrachten war.

Innerhalb dieses Komplexes wird ohne Zweifel in Munksnäs-Haga sich ein sekundäres Stadtzentrum entwickeln. Dies ist der Hauptgrund, weshalb das ganze Gebiet nicht als Villenstadt geplant werden darf. Anderseits ist es zu erwarten, daß ein solches Zentrum mit hohen Häusern erst viel später entstehen wird. Beginnen wird die Siedlung längs dem Ufergelände und in der Gegend des Bahnhofs Hoplax, und zwar in der Villenform. Erst wenn von diesem beiden Ausgangspunkten sich die Siedlung allmählich dem Mittelpunkt des Gebietes nähert, wird sich wahrscheinlich ein Übergang zum geschlossenen System mit hohen Häusern schon infolge der dann herrschenden Wohnungsverhältnisse in Helsingfors als notwendig erweisen.

Der Plan sieht folgende zukünftige Verteilung nach Bevölkerungsklassen und Bauformen vor: die Ufergelände sind als kostspieligster Teil der wohlhabenden Klasse vorbehalten; der Mittelstand wird sich nördlich von der Eisenbahnlinie ansiedeln und die Arbeiterbevölkerung im westlichen Gürtel, wo die Entstehung eines Industrie- und Fabriksviertels sich vorzubereiten beginnt.

Inbezug auf Bauformen ist der südliche Gürtel und der nördlich der Eisenbahn gelegene Teil von Haga als Villenstadt gedacht. Das Zentrum zeigt hohe Bauweise, an den Rändern im Süden, in der Nordostecke und in den breiteren Straßenfluchten von Haga herrscht das System der Reihenhäuser vor[1]).

Die ungeheuer gesteigerten Anforderungen des modernen Verkehrs sind in Saarinens Plan mit ebensoviel Weitblick wie Scharfsinn berücksichtigt. Die großen Verkehrsadern sind so gelegt, daß sie nicht nur die Hauptpunkte des internen Munksnäs-Verkehrs leicht und zweckmäßig verbinden, sondern zugleich auch eine geeignete Vermittlung zwischen den Ausfallstraßen aus Helsingfors und den eigenen Ausfalltoren nach etwaigen zukünftigen Siedlungen im Westen und Norden bilden. Die Breite der Straße richtet sich nach dem Verkehr, dem sie dienen muß und nach dem Charakter der Siedlung, die sie durchläuft. So ist z. B. die wichtige „Västerallé“ mit drei Fahrbahnen angelegt, die beiden äußeren für lokale Personen- und Güterfuhrwerke, die mittlere ausschließlich für Kraftfahrzeuge. Zwischen beiden läuft, von Grünflächen eingerahmt, außerdem die Straßenbahn. Unter der Mittelhahn ist die Möglichkeit einer Untergrundbahn vorgesehen.

[1]) Der weiße Fleck in der Südostecke ist das Grundstück, das sich der ehemalige Besitzer des Landgutes Munksnäs vorbehalten hat und auf dem die Gutsgebäude nebst umgebendem Park sich befinden.

Die sekundären Verkehrsstraßen sind teils radial, teils peripherisch angeordnet; sie dienen im ersten Fall zur Entlastung der Hauptverkehrsstraßen, im letzteren vermitteln sie den Verkehr zwischen den Randstadtteilen. Diese Straßen sind breit und verhältnismäßig gradlinig angelegt, so daß sie das Stadtgebiet in ein übersichtliches Netz zerlegen, das einem Wegweiser gleich auf dem Plan eine sofortige Orientierung ermöglicht.

Die einzelnen Stadtteile werden durch lokale Verkehrsstraßen von geringerer Breite in kleinere Bezirke und diese wiederum durch reine Wohnstraßen in Wohnviertel eingeteilt. In den Stadtteilen mit Reihenhäusern sind außerdem an der Rückseite der letzteren sogenannte Wirtschaftsstraßen angelegt, die dem örtlichen Güterverkehr im engsten Sinne dienen sollen.

Besonders die Wohnstraßen werden von Saarinen in abwechslungsreicher und ästhetisch glücklicher Weise behandelt: bald breiten sie sich zu einer luftigen, blumenreichen Grünfläche, bald zu kleinen Plätzen, Sportanlagen oder dergleichen aus. Die Breite der Straßen wechselt zwischen 45 und 3 m. Die geringste Entfernung von Haus zu Haus ist jedoch nie geringer als 20 m.

In den Siedelungsformen unterscheidet Saarinen (abgesehen natürlich von den öffentlichen Gebäuden, die eine Klasse für sich bilden) in Übereinstimmung mit den Forderungen des modernen Städtebaus zwischen dem geschlossenen System, den Reihenhäusern und den Villen. Die nur allzu bekannten Schattenseiten des geschlossenen Systems werden von ihm in ingeniöser und sinnreicher Weise überwunden. Um die finsteren und engen Höfe zu vermeiden, disponiert er die Baublocks in der Weise, daß große zusammenhängende Hofräume entstehen, die zusammen mit den Grünflächen und Gärten ein gemeinsames und einheitliches Ganzes bilden, das nur durch niedrige Mauern oder Hecken derart zerlegt ist, daß jede Baustelle ihren eigenen abgesonderten Anteil erhält. Durch diese Anordnung werden die Höfe in Munksnäs-Haga zu der hauptsächlichsten Licht- und Luftquelle, und die wichtigsten Wohnräume sind deshalb vorwiegend nach dem Hof als dem stillsten, saubersten und behaglichsten Teil des Baublocks verlegt, weshalb auch Balkons und Loggien mit Vorliebe auf dieser Seite angebracht sind. Dieses System erweist sich auch als wirtschaftlich vorteilhafter, indem es eine intensivere Ausnutzung der Baustellen gestattet als die alten Bauarten, wie Saarinen es an einem Vergleich zwischen zwei Grundstücken in Munksnäs und in Helsingfors nachweist.

Die Höhe der Häuser dieses Bausystems will Saarinen im allgemeinen auf ein Maß festgestellt sehen, daß der Straßenbreite entspricht; das Höchstmaß soll 23 m nicht übersteigen. Da aber dem Städtebauer in den hohen Häusern ein vortreffliches Mittel zu Gebote steht, um nicht bloß das durch das wechselnde Terrain gegebene Stadtbild zu beleben, sondern auch dessen Silhouette einen besonderen Charakter zu verleihen, will Saarinen dem Städtebauer das Recht gewahrt wissen, in einzelnen Fällen auch die übliche oder vorgeschriebene Höhe zu überschreiten. Als Beispiel hierfür hat er auf einer Felsenhöhe im Südosten eine Gruppe von Baustellen für hohe Häuser projektiert und für das Modell den ganzen Komplex als die „Bredviksburg" komponiert (vgl. Taf. 17, h), die mit ihrer einheitlich getürmten Masse von 10 Stockwerken Höhe im Gesamtbild der Landschaft eine mächtige Silhouette darstellen und einem Wahrzeichen gleich weit sichtbar sein wird.

Ein für Finnland bisher unbekanntes Siedlungssystem sind die Reihenhäuser, wie sie sich vor allem in England ausgebildet haben. Das Muster dieses Typs sieht Saarinen in der in den neuen englischen Gartenstädten (Hampstead Garden Suburb z. B.) angewandten Form, und er hat mit besonderer Vorliebe sich in das Studium der Möglichkeiten vertieft, die aus dieser Bauform für finnische Verhältnisse herausgeholt werden können. Er hat eine Anzahl von Entwürfen verschiedener Typen ausgearbeitet, die teils reine Reihenhäuser, teils Übergangsformen zwischen Mietskaserne und Reihenhaus darstellen. Die Denkschrift enthält sehr instruktive Vorschläge und Pläne für verschiedene Formen dieses Bautyps.

Für die letzte Siedlungsform, die Villenstadt, warnt Saarinen mit Recht davor, die Baustellen zu umfangreich zu bemessen. Soll die Villenstadt (als ständiger Wohnsitz) neben Billigkeit den Bedürfnissen eines Städters nach praktischem Komfort genügen, so müssen die Baustellen vor allem genügend klein sein. Dann ist es auch möglich, Komplexe von Villengruppen zusammenzukomponieren, wie das Saarinen an ein paar Stellen seines Modells in reizvoller Weise gelungen ist.

Der Raum gestattet uns nicht, hier noch mehr auf Einzelheiten in Saarinens Plan einzugehen. Wer sich mit diesem großzügig entworfenen und mit feinstem Verständnis für die Probleme des modernen Städtebaus ausgeführten Projekt näher vertraut machen will, dem ist ein genaues Studium der Saarinenschen Denkschrift mit ihrer Fülle an Einzelplänen, Grundrissen und Entwürfen aufs angelegentlichste zu empfehlen. Von welch bezaubernder Wirkung das subtile Modell der Frau Saarinen ist, davon geben die Abbildungen in diesem Heft eine annähernde Vorstellung. Es ist der Traum eines Künstlers, wie er nur wenigen Begnadeten geschenkt wird und an dem das Schönste und Beneidenswerteste ist, daß er Schritt für Schritt im Begriff ist, sich in Wirklichkeit zu wandeln.

# WETTBEWERB FÜR DIE ARCHITEKTONISCHE AUSGESTALTUNG DES BAUGEBIETES SCHAFWEIDE UND ALTWASSER IN MANNHEIM.

Von Architekt HEINRICH VOLL, Berlin. Hierzu die Tafel 20.

Für die Gewinnung von Unterlagen ist im Frühjahr 1914 unter den in Mannheim ansässigen und dort geborenen Architekten ein allgemeiner Ideenwettbewerb ausgeschrieben gewesen.

Das Baugelände liegt am rechten Neckarufer im nördlichen Erweiterungsgebiet der Stadt. Es grenzt im Westen an die Hauptfeuerwache, im Norden an die Käfertalerstraße, im Osten und Südosten an die Kronprinzenstraße, im Süden

Abb. 12. Mannheim. Bebauungsplan für das Baugebiet Schafweide und Altwasser. Lageplan. Maßstab 1 : 4000.

an das tief liegende Neckarvorland. Die Bebauung sollte sich in das durch die Hauptfeuerwache einerseits und die Krankenhausneubauten andrerseits begrenzte Bild harmonisch einfügen, und zugleich den baulichen Zusammenhang zwischen der Friedrichsbrücke und der projektierten 3. Neckarbrücke schaffen.

Höhenlage und Fluchtlinien der Straßen und Plätze sind im Bebauungsplan festgelegt.

Nach Fertigstellung der projektierten 3. Neckarbrücke wird die Kronprinzenstraße zu einer Hauptverkehrstraße. Das tiefliegende Neckarvorland (Überschwemmungsgebiet) wird in seinem gegen die Friedrichsbrücke gelegenen Teil vorläufig zum Ausladen und zur Lagerung von Baumaterialien, später, nach vollständiger Bebauung des Geländes als beraster Spielplatz benutzt.

Auf dem Neckarvorland dürfen mit Rücksicht auf den ungestörten Abfluß des Hochwassers und der Eisgänge keinerlei Bauten und Anpflanzungen angelegt werden. Treppenaufgänge für die Verbindung zwischen dem Neckarvorland und der Promenade „Am weißen Sand“ sind nur innerhalb des hierfür bestimmten Gebietes (vgl. Querprofil B) anzuordnen. Hierbei darf weder das Hochwasserprofil des Neckars, noch der Querschnitt des Hochwasserdamms verletzt werden.

Die Straße B, $B_1$, $B_2$ soll in einer Durchfahrt den Baublock VI durchziehen. An der Einmündung der Kobellstraße ist ein Monumentalgebäude geplant, das als Blickpunkt der Straße wirken und das neue Baugebiet beherrschen soll.

Der Bebauungsplan sieht eine Erschließung des Baugeländes vor, bei welcher durch Einschaltung rückwärtiger Baulinien mißgestaltete Baumassen und schlecht beleuchtete Räume vermieden werden.

Bei der Aufstellung des Entwurfs war zu berücksichtigen, daß für diesen bevorzugten Stadtteil mit dem Zuzug der besser situierten Bevölkerungskreise zu rechnen ist. Es sind daher in der Hauptsache 4-Zimmerwohnungen mit reichlichem Zubehör vorgesehen. Vereinzelt sind auch 5- bis 6-Zimmerwohnungen angenommen. Wohnungen von 6 Zimmer sind zweckmäßigerweise

Abb. 13. Mannheim. Bebauungsplan für das Baugebiet Schafweide und Altwasser. Erdgeschoßgrundriß von Block IV. Maßstab 1 : 750.

Abb. 11. Mannheim. Bebauungsplan für das Baugebiet Schafweide und Altwasser. Grundrisse Block VI: Öffentliche Gebäude. Maßstab 1 : 750.

so anzulegen, daß auf jedem Stockwerk nur eine Wohnung untergebracht ist. Auch 5-Zimmerwohnungen dieser Art sind bevorzugt und werden entsprechend höher bewertet. Die übrigen Teile des Geländes sind mit 3-und 4-Zimmerwohnungen angenommen.

Für den Block VI soll an Stelle der Bebauung von Privathäusern ein öffentliches Gebäude vorgeschlagen werden. Der Verfasser des vorliegenden Projekts hat links der öffentlichen Durchfahrt eine Schifferschule und rechts eine für Mannheim allmählich sehr notwendig werdende Kunstgewerbeschule vorgeschlagen. Im Obergeschoß dieser Gebäude über der Straßendurchführung sind Räume (Festsaal und Vortragssaal) angeordnet, die von beiden Anstalten gemeinsam benutzt werden können. Vielleicht wäre auch an Stelle dieser 2 Anstalten eine Volkshochschule oder Volkshaus am Platze.

Bei Aufteilung der Baublöcke sind einfache und klare Grundstücksgrenzen durchgeführt. Die Einhaltung der durch die Mannheimer Bauordnung vorgeschriebenen Baudichte für das einzelne Grundstück (namentlich an den Baublockecken) war, wenn sie sich etwa an einzelnen Stellen nicht durchführen ließe, nicht unbedingt erforderlich. Es genügte für die Projektierung die Einhaltung der rückwärtigen Baulinien; jedoch konnten auch hierfür unwesentliche Ausnahmen vorgeschlagen werden. Für die Massengruppierung waren die senkrecht zur Promenade „Am weißen Sand" in nordöstlicher Richtung verlaufenen Baufluchten bindend. Die Punkte $A_2$, $A_3$, $A_4$, $A_6$, $A_8$ waren demnach festgelegt. Innerhalb der einzelnen Baublöcke sind Abweichungen von dem Bebauungsplan, inbezug auf die Breiten der Risalite u. dgl., freigestellt gewesen.

Die Architektur sollte in Form, Farbe und Material eine harmonische Wirkung erzielen und auf die weithin sichtbare Lage gebührend Rücksicht nehmen. Wo dies zur Steigerung des Eindrucks notwendig erschien, konnte das oberste Hauptgeschoß teilweise in ein Dachgeschoß ver-

wandelt werden. Wie diese Bedingung der Verfasser des vorliegenden Projektes durchgeführt hat, zeigen die hier wiedergegebenen Blockansichten. Stilistisch ist der Anschluß an die Mannheimer Kulturperiode der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts gesucht worden. Es war die Zeit, in welcher die Erbauung der meisten öffentlichen Gebäude fällt, die der Stadt ihr charakteristisches Gepräge geben. Die größten Baudenkmäler jener Zeit sind außer einer großen Reihe hervorragender Privatbauten das Rathaus, das kurfürstliche Schloß, die Jesuitenkirche und Jesuitenkollegium, das Kaufhaus und die beiden alten Kasernen. Der Anschluß an oben genannte Kulturperiode ist jedoch in freier persönlicher Auffassung gedacht, mit dem Gebot der Zeit.

Auch auf die entsprechende architektonische Ausgestaltung der Hinterfronten war Wert gelegt. Bei der Durchbildung derselben ist große Linienführung der Gliederungen durchgeführt und die Ruhe der Frontflächen durch vorspringende häßliche Bauteile, wie Küchenbalkone usw., nicht gestört worden. Letztere sind durch Loggien ersetzt, die so angeordnet sind, daß ein Verlust an bewohnter Bodenfläche vermieden wird.

Als Baumaterial der Fassaden wird vom Verfasser des vorliegenden Projektes für die Architekturteile der einheimische hellgelbe Sandstein und für die Flächen silbergrauer Terrasitputz vorgeschlagen. Die Hinterfronten sind in gleichem Material nur einfacher angenommen. Die Dächer sind in schwarzgrauem Schiefer eingedeckt.

Der Einlieferungstermin des Wettbewerbs hat durch den Weltkrieg eine Verzögerung von 5 Jahren erlitten. Der Wettbewerb wurde mit 35 Projekten beschickt. Dem Preisgericht gehörten als auswärtige Sachverständige die Herren Professor Bonatz, Stuttgart, Professor Theodor Fischer, München, Geh. Oberbaurat Professor Hofmann, Darmstadt sowie Stadtbaurat Professor Roth aus Mannheim u. a. an. Das Preisgericht entschied sich dahin, 4 gleiche Preise zu verteilen und 2 Entwürfe anzukaufen. Vorliegende Arbeit wurde mit einem Preise ausgezeichnet.

# EIN STÄDTEBAULICHER WETTBEWERB FÜR PARIS.

Von Geh. Regierungsrat WERNEKKE, Berlin-Zehlendorf.

Die Festungswerke, die Paris umgeben und seine bauliche Entwicklung hemmen, sollen auf Grund eines Gesetzes vom April 1919 demnächst fallen. Mit einer bevorstehenden Abrüstung dürfte das bei der Stellung, die Frankreich in dieser Beziehung einnimmt, nicht zusammenhängen, sondern der Grund dürfte eher darin zu suchen sein, daß die Erfahrungen, die im Kriege mit anderen Festungen gemacht worden sind, ergeben haben, daß diese Pariser Festungswerke nicht mehr zeitgemäß sind und durch neue, in einem weiteren Kranz die Hauptstadt umgebende ersetzt werden müssen. Um Pläne für die Bebauung des Festungsgeländes und Lösungen für andere damit im Zusammenhang stehende Aufgaben zu erlangen, hat die Stadt Paris einen Wettbewerb ausgeschrieben, zu dem allerdings nur Angehörige der gegen uns verbündeten Völker zugelassen sind. Die Ausschließung der Städtebauer der Mittelmächte ist bezeichnend für die augenblickliche Geistesverfassung der Franzosen und ihren blinden Haß gegen Deutschland. Haben doch sowohl Franzosen wie auch Engländer in früheren städtebaulichen Veröffentlichungen zugegeben, daß der deutsche Städtebauer ihr Lehrmeister gewesen ist, daß dieses wichtige Gebiet des öffentlichen Bauwesens in Deutschland zuerst systematisch bearbeitet worden ist und daß die deutschen Fachleute des Städtebaus eine führende Rolle spielen. Die wertvolle Mitarbeit dieser Kreise bleibt also für eine der wichtigsten städtebaulichen Aufgaben, die in Frankreich in absehbarer Zeit zu lösen sein wird, ungenutzt. Der Verlust dürfte dabei nicht auf seiten der Mittelmächte liegen.

Es sind zwei Aufgaben zu lösen; es steht nämlich einerseits zur Erörterung, wie die Stadterweiterung, die durch den Wegfall der Befestigungen möglich wird, am besten durchgeführt werden soll, und andererseits, welche weiteren Veränderungen im Stadtbild von Paris sie zur Folge haben wird. Der Wettbewerb bezieht sich auf beide Fragen, sie werden in ihm aber getrennt behandelt. Die verschiedenen eingehenden Entwürfe sollen zu einem Gesamtplan zusammengearbeitet werden, da ein französisches Gesetz vom 14. März 1919 für Stadterweiterungen einen einheitlichen Plan vorschreibt. Dieses Gesetz, dem alle Städte von mehr als 10000 Einwohnern unterworfen sind, ist zunächst auf die Wiederherstellung der durch den Krieg verwüsteten Gegenden gemünzt. Bei seiner allgemeinen Fassung zwingt es aber auch andere Städte, zielbewußte Richtlinien für ihre zukünftige bauliche Entwicklung aufzustellen. Wenn das Gesetz verständig gehandhabt wird, kann es sicher viel Segen stiften. Durch den auf Grund des Wettbewerbs und dieses Gesetzes aufgestellten Bebauungsplan wird dann auf viele Jahre hinaus die Entwicklung der französischen Hauptstadt festgelegt sein, die bisher stark darunter zu leiden gehabt hat, daß ein solcher Plan fehlte und die Gestaltung von Neuanlagen und Erweiterungen dem Zufall und privaten Einflüssen überlassen blieb.

Der Wettbewerb umfaßt vier Teile. Im ersten werden allgemein gehaltene Pläne für die zukünftige Entwicklung von Paris und seinem Vorortgebiet gefordert, das bereits bis auf etwa 30 km über die Grenzen der eigentlichen Stadt hinaus in zahlreichen Vororten verschiedener Größe dicht bevölkert ist. Die Verkehrsmöglichkeiten zwischen Paris und diesen Vororten sind zurzeit recht mangelhaft; die Vororte untereinander besitzen mit Ausnahme der bekannten Gürtelbahn, wohl eine der ältesten Stadtbahnen, keine Verbindung, und diese entspricht infolge ihrer veralteten Anlage neuzeitlichen Ansprüchen nicht mehr. Durch Schaffung von Verbindungen in diesem Außenbereich soll den Arbeitern die Möglichkeit geboten werden, bei der Wahl ihres Wohnorts weit freiere Hand zu haben, als es jetzt der Fall ist. Der französische Arbeiter hat wie derjenige der anderen Staaten Europas auch, aber vielleicht sogar noch in er-

höhtem Maße, den Wunsch, ein Häuschen zu besitzen und einen Garten zu bewirtschaften, und gerade die jetzige Zeit mit der Ein- und Durchführung verkürzter Arbeitsstunden, Bestrebungen, die nicht nur bei uns, sondern auch bei unseren Feinden im Gange sind und auch dort zu heftigen Reibungen Anlaß geben, läßt den Wunsch nach Haus und Garten, also nach einem Heim im Vorort, besonders lebhaft werden. Zu seiner Erfüllung gehören aber, wenn nicht die Wahl der Arbeitsstätte sehr beschränkt sein soll, vor allem gute Verkehrsverbindungen. Um diese zu schaffen, sollen neue Ausfallstraßen gebaut werden, soll ferner die unterirdische Schnellbahn, der „Métro“, über den Ring der alten Festungswerke hinaus verlängert werden, sollen weiter auch Kanäle zur Abkürzung der von der Seine gebildeten Krümmungen angelegt werden. Letztere soll auch mit anderen Wasserstraßen in Verbindung gebracht werden, so daß auch zu Wasser neue Verbindungsmöglichkeiten geschaffen werden. Augenscheinlich will man also dem Verkehr zu Wasser, der bisher im großstädtischen Verkehrswesen sehr vernachlässigt worden ist, in Paris endlich die ihm zweifellos gebührende Aufmerksamkeit widmen. Um allen hier gestellten Anforderungen zu genügen, ist es nötig, daß ein Plan, der das gesamte in Frage kommende Gebiet umfaßt, aufgestellt wird. Wollte man nur für die einzelnen Vororte Verbesserungen in Erwägung ziehen, so würde jede Einheitlichkeit fehlen und den mannigfaltigen Beziehungen, die die Vororte zueinander haben, könnte nicht Genüge geleistet werden.

Paris leidet an einem Mangel an Park- und sonstigen Grünflächen; sie im Innern der Stadt zu schaffen, ist wegen des hohen Preises für den Grund und Boden wie in anderen Großstädten auch ausgeschlossen. Aber in der Umgebung finden sich noch Gegenden mit hohen landschaftlichen Reizen, Parkanlagen und Wälder. Um sie zu erschließen und für die Erholung der Bewohner von Paris nutzbar zu machen, bedarf es ebenfalls der Schaffung von Verkehrsmöglichkeiten, Zur Gewinnung weiterer Grünflächen soll auch der äußere Ring der Festungswerke, der acht bis fünfzehn Kilometer außerhalb der eigentlichen Stadt liegt, wenn er frei wird, zu Parkanlagen und Gartenstädten ausgenutzt werden.

Für diesen Teil des Wettbewerbs werden nur allgemein gehaltene Skizzen und großzügige Pläne eingefordert; es wird mehr Wert auf neue Gedanken als auf ins einzelne gehende Ausarbeitung gelegt. Fünf Preise im Betrage von 5 bis 30000 Franken sind ausgesetzt; außerdem stehen den Preisrichtern 10000 Franken, jedenfalls zum Ankauf weiterer Entwürfe, zur Verfügung.

Der zweite Teil des Wettbewerbs bezieht sich auf die Verschönerung des jetzigen Paris. Es gibt dort wie in allen älteren Städten Stadtviertel, die namentlich in hygienischer Beziehung neuzeitlichen Ansprüchen bei weitem nicht genügen und daher schon längst hätten beseitigt und durch bessere Anlagen ersetzt werden sollen. Solche Verbesserungen waren früher infolge der Beschränkungen, die der Festungsgürtel der Stadt Paris inbezug auf ihre Erweiterung auferlegte, unmöglich. Wenn jetzt, wie es das den Abbruch der Festungsanlagen anordnende Gesetz verlangt, das Festungsgelände mit billigen Kleinwohnungen bebaut wird, durch die also Ersatz für die jetzt vorhandenen Kleinwohnungen in jenen alten Stadtteilen geschaffen wird, wird es möglich sein, an die Stelle der engen Bebauung jener Gegenden eine weiträumige zu setzen und dadurch eine erhebliche Verbesserung herbeizuführen. Dadurch wird ferner die Möglichkeit geboten, neue Straßendurchbrüche und Boulevards zu schaffen, wie es in Paris zur napoleonischen Zeit schon einmal geschehen ist, und hieraus werden sich erhebliche Verbesserungen der Verkehrsverhältnisse ergeben. Im Zusammenhang damit steht die Beseitigung der Hochwassergefahr für die tiefer gelegenen Teile von Paris, die bekanntlich durch die Hochwasser der Seine stark zu leiden haben. Einerseits sollen zu diesem Zwecke die Flächen am Fluß aufgehöht werden. Umfassendere Abhilfe soll aber andererseits dadurch herbeigeführt werden, daß ein Umgehungskanal auf dem linken Seineufer angelegt wird, der das Hochwasser abfängt und es in unschädlicher Weise um Paris herumführt. Dies sind nur die bedeutendsten Anfgaben, die im zweiten Teil des Wettbewerbs der Lösung harren; ihnen gliedern sich noch eine Reihe von Aufgaben von untergeordneter Bedeutung an. In dieser Abteilung betragen die Preise, vier an der Zahl, 4 bis 7000 Franken, und 6000 Franken stehen überdies zur Verfügung.

Der dritte Teil des Wettbewerbs behandelt die Bebauung des Festungsgeländes und seiner nächsten Umgebung. Hier ziehen sich um die inneren Befestigungen mit ihren Gräben und Glacis weite Flächen hin, die, solange die Festungen als von militärischem Wert angesehen wurden, unbebaut bleiben mußten. Von dem hier verfügbar werdenden Gelände sollen große Teile verkauft werden, um die Mittel zur Durchführung der Stadterweiterungs- und Verschönerungspläne zu beschaffen. Unter den hier zu errichtenden Gebäuden sind Kasernen — das sieht nach Abrüstung aus! —, Krankenhäuser, Schulen, Markthallen in Aussicht genommen; sie sollen die älteren entsprechenden Anlagen im Inneren der Stadt ersetzen, die neueren hygienischen Ansprüchen nicht mehr genügen. Auch Fabriken sollen hier gebaut werden, doch ist für sie, um Belästigungen durch Rauch hintanzuhalten, elektrischer Betrieb in Aussicht genommen. Zur Gewinnung des hierzu nötigen Stromes und überhaupt zur Versorgung von Paris mit Licht und Kraft sind große Anlagen im Oberlauf der Rhone mit Fernleitungen geplant. Die Arbeiterviertel in der Umgebung der Fabriken sollen als Gartenstädte mit reichlichen Spielplätzen ausgebildet werden. Die besondere Erwähnung der Spielplätze in diesem Zusammenhang läßt erkennen, daß man in Frankreich endlich die mit dem Fehlen des Nachwuchses und dem Geburtenrückgang verbundenen Gefahren erkannt hat, die durch die Menschenverluste im Kriege noch erhöht worden sind, und daß man sich infolgedessen genötigt sieht, etwas für die heranwachsende Jugend zu tun. Diese Grünflächen sollen eine Ergänzung der schon erwähnten, weiter draußen gelegenen Parkanlagen in den Außenbezirken der Innenstadt bilden. Da die jetzigen Festungswerke zum Teil in hügeligem Gelände liegen, bieten sich hier dem Städtebauer ganz besonders reizvolle Aufgaben zur Lösung. Ein Teil des Festungsgeländes im Westen der Stadt soll zur Anlage einer dauernden Ausstellung vorbehalten bleiben.

Die Preise sind in dieser Abteilung dieselben wie beim zweiten Teil des Wettbewerbs.

Im vierten Teil sollen Einzelaufgaben gelöst werden. Die Wettbewerber können gewisse Teile, z. B. die Bebauung einer bestimmten Geländefläche, nach eigener Wahl herausgreifen und dafür Entwürfe aufstellen. Auch schriftstellerische Arbeiten mit und ohne zeichnerische Darstellungen, z. B. über Wohnungsfragen, öffentliche Gesund-

heitspflege, Verkehrsfragen u. dgl., sind zum Wettbewerb zugelassen. Hier stehen drei Preise von 6000, 4500 und 3000 Franken, sowie ein Betrag für besondere Zwecke von 6000 Franken zur Verfügung der Preisrichter.

Die Teilnehmer am Wettbewerb hatten 100 Franken einzuzahlen, für die ihnen die Unterlagen, darunter 12 verschiedene Pläne von Paris und Umgebung, sowie die auf die Bebauung bezüglichen gesetzlichen Vorschriften usw. ausgehändigt wurden. Andere Pläne und Unterlagen lagen während des Wettbewerbs, also vom 1. August 1919 bis zum 31. Januar 1920, im Institut d'Economie urbaine aus. Auch die Bücherei dieser Anstalt und die Stadtbücherei wurden den Teilnehmern am Wettbewerb gebührenfrei zur Verfügung gestellt. Die für die Bearbeitung der Entwürfe zugebilligte Zeit dürfte bei ihrem großen Umfang recht knapp gewesen sein. Die Preise, deren Gesamtbetrag nicht weit unter 150000 Franken bleibt, sind zwar als ausreichend bemessen zu bezeichnen, man darf aber dabei nicht die Wichtigkeit der Aufgabe außer acht lassen, die der ausschreibenden Stadt Paris die Verpflichtung auferlegt, eine entsprechende Entschädigung für die aufgewendete Arbeit zu gewähren. Die angenommenen Entwürfe gehen in das Eigentum der Stadt Paris über, die allein das Recht zu ihrer Veröffentlichung hat. Es wird keine Gewähr übernommen, daß einer der Entwürfe ausgeführt wird. Wenn dies aber geschieht, sollen mit dem Verfasser besondere Abmachungen wegen einer weiteren Vergütung getroffen werden.

Die Wettbewerber sollten ihren Namen nicht nennen, sondern, wie allgemein üblich, ihre Arbeiten unter einem Deckwort einreichen. Eigentümlich war die Bestimmung, daß die Preisrichter, deren Zahl zehn betragen sollte und die ihre Arbeit unter dem Vorsitz des Seinepräfekten durchführen sollen, von den Wettbewerbern zu bezeichnen waren. Sollten etwa mit jedem Wettbewerbsentwurf Stimmzettel eingereicht werden, auf denen zehn Preisrichter vorgeschlagen wurden, und sollte dann die Mehrheit der abgegebenen Stimmen entscheiden, wie das Preisgericht zusammengesetzt sein sollte?

Um die Durchführung der auf Grund des Wettbewerbs und des einschlägigen Gesetzes aufzustellenden Planungen zu ermöglichen, hat das Seine-Departement übrigens schon Grund und Boden im Ausmaß von 185 ha in der Umgebung von Paris angekauft. Durch diese Flächen und das freiwerdende Festungsgelände, über das die Verwaltung verfügen kann, sichert sich Paris einen weitgehenden Einfluß auf die zukünftige Entwicklung der Stadt und ihrer Umgebung.

Die deutschen Städtebauer werden es verschmerzen können, daß sie von der Teilnahme an diesem Wettbewerb ausgeschlossen sind; trotz dieses Ausschlusses wird es für sie nicht ohne Interesse sein, sein Ergebnis kennen zu lernen. Es wird bei dem Umfang der gestellten Aufgaben sicher nicht ohne Einfluß auf unsere Erkenntnis in bezug auf die bei großzügigen Stadterweiterungen auftretenden Fragen und die Möglichkeit ihrer Lösung sein. Die Erörterung der hieraus zu ziehenden Folgerungen wird vielleicht eine Gelegenheit zu einer Annäherung der jetzt feindlichen Länder auf einem Gebiet, das der Politik und den mit ihr verbundenen Reibungen entzogen ist, bieten.

# TAJ MAHAL.*)

## Ein monumentales Grabdenkmal in Indien.

Hierzu die Tafeln 21/22.

### Agra.

Daß es so etwas geben kann, hätte ich nicht für möglich gehalten. Ein massiver Marmorbau, ohne Schwere, wie aus Äther gebildet; vollendet rationell und doch rein dekorativ; ohne bestimmbaren Gehalt und doch sinnvoll im höchsten Grade: der Taj Mahal ist nicht nur eins der größten Kunstwerke, er ist vielleicht das größte aller Kunststücke, das der bildende Menschengeist je vollbracht hat. Das Maximum an Vollendung, das hier erreicht erscheint, ist allen Maßstäben, die ich wüßte, entrückt, denn Halbvollendetes auf der gleichen Linie gibt es nicht. Anlagen gleichen Planes liegen zu Dutzenden auf der weiten Ebene Hindostans verstreut, aber keine von ihnen läßt die Synthese auch nur ahnen, welche die Schöpfung Schah Dschehans in sich beschließt. Jene sind vernunftgemäß angelegte Gebäude, mit schönen Dekorationen obendrein; das Vernunftgemäße wirkt als solches, das Dekorative seinerseits, und über das Gesamtbild läßt sich von den gleichen Voraussetzungen aus urteilen, wie über alle sonstige Architektur. Im Falle des Taj liegt unverkennbar ein Dimensionswechsel vor. Das Vernunftgemäße ist im Dekorativen eingeschmolzen, welches bedeutet, daß die Schwere, deren Ausnutzung das Realmotiv aller sonstigen Baukunst ist, ihr Gewicht verloren hat; umgekehrt ist dem Dekorativen sein Arabeskencharakter genommen, da hier die Arabeske alle Vernunft in sich eingesogen hat und vom gleichen Gehalt durchgeistigt erscheint, den sonst nur Rationelles besitzt. So wirkt der Taj nicht nur als schön, sondern zugleich, so befremdlich dies klingen mag, als wunderhübsch; er ist ein erlesenstes Bijou. Ihm fehlt bei vollendeter Schönheit, bei unerreichter Lieblichkeit und Anmut jedwede Erhabenheit. Und nun, was den Sinn betrifft: Ausdruckswert im Verstande der bekannten architektonischen Ausdrucksmöglichkeiten hat er keinen, nicht mehr als irgendein Kabinettstück der Goldschmiedekunst. Weder spricht aus ihm Geistigkeit, wie aus dem Parthenon, noch Sammlung und Kraft, wie aus den typischen mohammedanischen Bauten; seine Formen haben weder einen seelischen Hintergrund, wie diejenigen gothischer Kathedralen, noch einen animalisch-emotionellen, wie die drawidischer Tempel. Der Taj ist nicht einmal notwendig ein Grabdenkmal: ebensogut oder so schlecht könnte er ein Lusthaus sein, wie jeder erkennen wird, der sich durch die Zypressen ringsum und die tausenderlei geläufigen Kommentare seinen unbefangenen Blick nicht trüben läßt. Freilich ist es gar anheimelnd zu denken, daß dieser Bau ein Denkmal treuer Gattenliebe sei und die im Tode Wiedervereinten

*) Der Text: „Agra" stammt aus dem „Reisetagebuch eines Philosophen" von Graf Hermann Keyserling (Darmstadt 1919, O. Reichl), der Text: „Taj Mahal" aus den „Streifzügen um den persischen Golf" von Hans Erich von Tschirner-Tschirne (Berlin 1917, W. Borngräber). Weitere Aufnahmen aus Agra folgen. Schriftleitung.

überwölbe. Allein die tote Königin ist mit nichten die Seele des Taj. Dieser hat keine Seele, keinen Sinn, der sich irgendwoher ableiten ließe. Eben darum aber stellt er das absoluteste Kunstwerk dar, das Architekten jemals aufgeführt haben.

Die Architektur gilt als unfreie Kunst; sie ist es insofern, als geistige Schönheit in ihr nur durch das Medium empirischer Zweckmäßigkeit dargestellt werden kann. Was schön erscheint, ohne zweckmäßig zu sein, ist eben deshalb sinn- und gehaltlos — die Arabeske ist da und gefällt, doch sie bedeutet nichts. Daher der merkwürdige Antagonismus zwischen dem Rationellen und dem Dekorativen: im Fall vollendet rationaler Kunst, wie der hellenischen, wirkt dieses als überflüssig; je weniger Schmuck und Beiwerk, desto besser. Umgekehrt bedarf das Dekorative notwendig eines Objektes, das ihm Sinn verleiht. Am wesenhaftesten mutet es dort an, wo es ein ihm entsprechendes Leben voraussetzt, wie in den Palästen Italiens und Indiens; je mehr selbständige Bedeutung es beansprucht, desto leerer und sinnloser wirkt es. Beim Taj nun erscheint der Geist nicht als empirisch gebunden, und das Dekorative nicht als innerlich leer; dieser Bau ist absolut zwecklos trotz vollendeter Rationalität, und vollkommen gehaltvoll trotz seines Arabeskencharakters. Er gehört eben einer besonderen Sphäre an. In dieser gelten die üblichen Kategorien nicht. Hier bedeutet das Dekorative ein ebenso Innerliches, wie sonst das Zweckmäßig-Schöne, und die Vernunft erscheint nicht tiefer als der Schimmer. Der Taj ist wohl das absoluteste Kunstwerk, das es gibt; er ist so ausschließlich, daß seine Seele, gleich seinem Körper, keine Fenster hat. Wir können sie nur ahnen, nur verehren, wirklich hin zu ihr führt kein Weg.

Und was ist es, das diese Einzigkeit bedingt? Es ist das Zusammenwirken vieler Kleinigkeiten; das Dasein von Nuancen, denen man es nimmer zutrauen würde, daß sie so Ungeheures bedeuten könnten. Der allgemeine Plan des Taj liegt hunderten indischer Mausoleen zugrunde, die völlig gleichgültig wirken; die Chromatik ist hundertfach nachgeahmt worden, mit keinem bessern Erfolg, als daß die also geschmückten Gebäude den Eindruck von Konditorware machen. Man verschiebe nur ein wenig die Proportionen, man ändere um ein Jota die Dimensionen, man nehme ein anderes Material; man versetzte den Taj, wie er ist, in eine Gegend von anderen Luftfeuchtigkeits- und Lichtbrechungsverhältnissen: er wäre nicht mehr der Taj Mahal. Ich habe den gleichen weißen Marmor keine hundert Kilometer entfernt von Agra zu Moscheen verwandt gesehen: dort hat er nichts vom Schmelze des Taj. An diesem Kunstwerk wird einem besonders deutlich, was es mit der Individualität für eine Bewandtnis hat. Man stelle noch so viel Kausalreihen her, weise noch so viel Beziehungen nach: nie wird man das Eigentliche fassen; irgendein geringfügig scheinender Umstand falle weg, und das Wesen erscheint alsbald verwandelt. Dies spricht wenig zugunsten der metaphysischen Wirklichkeit des Individuums; wie sollte etwas metaphysisch wirklich sein, was so augenscheinlich von empirischen Verhältnissen abhängt? Es beweist andrerseits jedoch die Absolutheit des Phänomens. Dieses ist schlechterdings einzig, auf nichts Anderes und Äußeres zurückzuführen. Und manchmal, zu Zeiten platonisierender Stimmung, neige ich zum Glauben, daß es insofern an Metaphysisch - Wirklichem doch teilhaben könnte. Ein bestimmter Aspekt des ewigen Geistes kann nur unter bestimmten empirischen Bedingungen sichtbar werden. Diese Bedingungen als solche sind nichts Wesenhaftes, und in ihnen erschöpft sich das Individuelle. Allein der Geist, der es beseelt, existiert an sich selbst, gleichviel, ob und wie er sich äußert. So mag das Urbild des Taj von Ewigkeit her die Welt der Ideen geziert haben.

*

Ist es, weil italienische Architekten für das Wunder des Taj mit verantwortlich sind, daß meine Gedanken nach dem fernen Italien hinüberschweifen? Oder wegen des renaissanceartigen Charakters der Mogul-Kultur? — Wohl aus letzterem Grunde. Diese Kultur bedeutet recht eigentlich dasselbe, wie das Rinascimento in Italien vom 15. bis zum 17. Jahrhundert.

Das heißt, sie bietet ein gleich großes Rätsel. Mir ist es immer unklar geblieben, wie einsichtsfähige Menschen wähnen können, die Renaissance begriffen zu haben, indem sie feststellen, daß diese auf das Neuanknüpfen mit dem klassischen Altertum zurückgeht. Wie kommt es, daß dieses Neuanknüpfen so Ungeheures zur Folge gehabt hat — nur damals (denn zerrissen war der Zusammenhang nie), nur auf einige Jahrhunderte und nie wieder? Wie kommt es, daß die Italiener nur um diese eine Zeit des Größten fähig waren? Biologisch sind sie heute noch die gleichen; sie sind nicht im mindesten entartet; noch immer ist wahr, was Alfieri behauptete, daß die Pflanze Mensch nirgends auf Erden besser gedeihe, als in Italien. Die Italiener von heute sind künstlerisch genau so begabt wie ihre Vorfahren: warum waren sie nur im Renaissance-Zeitalter groß? Damals kam offenbar ein „Geist" über sie, wie er ähnlich zur Zeit der großen Mogulkaiser über die Künstler Indiens gekommen ist; die empirischen Konstellationen waren derart, daß sie einem „Geiste" zum Ausdrucksmittel werden konnten.

Was das heißt, weiß ich selber nicht; seit Jahren ringe ich mit dem Problem. Aber der Tatbestand steht außer Frage: Höheperioden der Kultur, gleich der Renaissance, sind aus den nachweisbaren Kausalreihen nicht restlos zu erklären. Sie sind qualitativ verschieden von dem, was ihnen voranging und auf sie folgte. Sie verdanken ihr Dasein letztlich einem spirituellen Influx, der unverkennbar den Charakter der „Gnade" trägt. Diese Gnade verwandelt zeitweilig alle Natur. Ist aber ihr Quell versiegt, dann hilft keine Anstrengung mehr und kein Talent. Seit der Hochrenaissance ist es abwärts gegangen in Italien mit der künstlerischen Kultur, trotz aller Genies, die wieder und wieder geboren wurden, und heute besitzen die Italiener von allen Völkern vielleicht am wenigsten schöpferischen Geschmack, obgleich sie noch immer die Kunstbegabtesten sind. Was bedeutet das? — Ich weiß es nicht. Aber seit ich den Taj gesehen, kommen mir allerhand kuriose Gedanken über das Verhältnis von Erscheinung und Sinn. Eine kleine Verschiebung innerhalb der empirischen Verhältnisse, und der Taj wäre nicht das Wunder, das er ist. Die richtigen können leicht durch Zufall gefunden worden sein. Eine geringfügige Veränderung in Wortwahl und Syntax verwandelt eine Trivialität zum Urwort und umgekehrt; eine versehentlich gezogene Linie, ein von ungefähr aufgesetzter Farbenfleck gibt dem Bild einen unnachahmlichen Ausdruck. Und dieser Ausdruck ist doch das Eigent-

liche, das, worauf der ganze Wert der Gioconda z. B. beruht. Sollte zwischen Notwendigkeit dem Geiste nach und empirischer Zufälligkeit ein geheimer Zusammenhang bestehen? So daß es einer Notwendigkeit entspricht vor Gott, wenn zufällig auf Erden ein Genie ersteht, zu bestimmter Zeit in die Geschichte eingreift, von ungefähr eine bestimmte Linie zieht? — Ich weiß nichts Bestimmtes, so vieles ich ahne. Aber durch die unmittelbare Manifestation eines selbständigen Sinnes allein scheinen mir die Wunder der Renaissance- und der Mogulenkunst erklärbar.

## Taj Mahal.

Wie ein Schloß, erbaut aus dem Schimmer des Mondes, herabgesunken in einer lichtdurchfluteten, elfendurchtanzten indischen Nacht, wie eine Vision, wie ein Bild aus einem traumhaft zarten Märchenlande, unwirklich und verirrt, mit nichts in der Welt an machtvoller Schönheitsoffenbarung zu vergleichen, erhebt sich im Innern Indiens das Herz der Welt, der Taj-Mahal.

Er ist die Krone der Kunstschöpfungen aller Zeiten, und seine Wirkung ist so stark, daß alles, was man je an künstlerischen Eindrücken empfing, restlos aus der Erinnerung herausgleitet, um im Meere der Vergessenheit zu versinken.

Wenn ich an ihn denke, glaube ich, daß wir die erhabenste Offenbarung des Genius Goethes verloren haben: Die indische Reise, die er nicht schrieb, den Taj-Mahal, von dem er nicht spricht, das Werk, das er in mondscheinumflossenen einsamen Märchennächten zu seinen Füßen sitzend empfangen hätte.

So ist der Taj allen denen verloren, die ihn nicht selbst aufsuchen können, denn jeder noch, der zu ihm kam und Briefe sandte oder Bücher schrieb, gestand, daß seine Feder vor dem Taj versagte.

Europa kennt ihn nicht. Der Leser liest den leeren Namen und ahnt nicht, was an ihm vorüberschwebt. Er weiß nicht, daß die Pyramiden, daß die ungeheuren Tempel an den heiligen Wassern des Nils, daß die gigantischen Baalsäulen am Libanon, daß Ephesus, daß alle sieben Weltwunder zusammenschrumpfen und versinken, daß selbst die heilige Schönheit des alten Hellas ehrfürchtig in den Schatten tritt, wenn der Taj-Mahal aus der Tiefe der Gedankenwelt des weltdurchpilgernden Schönheitssuchers auftaucht. Nichts bleibt ihm von dem Schimmer der Akropolis, nichts von der Wirkung des St. Peter, nichts von der Agia Sophia, nichts von allen sonnengeborenen Wundern des Orients, wenn der Taj neben sie tritt.

Sie alle verbleichen — wie die Sterne und Sternchen verbleichen, wenn die Majestät des Vollmondes über dem Horizonte erscheint . . .

*

Damals, als arm und reich noch gleichbedeutend war mit gemein und edel, und der Sprung von dem einen in das andere um so viel länger dauerte als etwa eine Reise um die Welt, geschah es, daß ein armer Perser, Myrza Ghyjas, an der ostindischen Küste landete, um auf einem reichgesegneten Boden sein Glück zu versuchen. Er stammte aus Schiras und hatte nichts als einen starken klaren Kopf und eine kleine Tochter, Arjmand Banu, die an Schönheit den Rosen glich, unter denen ihre Mutter sie geboren hatte.

Schon damals war die Kluft zwischen den Vornehmen und Geringen, den Reichen und Armen im Orient größer und unüberwindlicher als irgendwo unter einer milderen Sonne. Und wenn man außer Betracht läßt, daß diese Sonne selbst den im Staube Geborenen der gegen Morgen gelegenen Länder eine viel größere Beweglichkeit der Intelligenz mitgibt als den schwerblütigen, gern der idealen Tiefe zugewandten Völkern des Nordens, muß man den armen Perser, von dem hier die Rede ist, für ein souveränes Genie halten, wenn man erfährt, daß er als Landesfremder und arm Geborener nach fünfzehn Jahren der mächtigste Mann im mächtigsten Reiche des ganzen Weltostens war.

Sein Kaiser, der Großmogul Schah Jehan-Shahabu-din-Ghazi, heiratete Arjmand Banu und gab der zarten Rose aus Schiras den Zunamen Mumtaz-i-Mahal, Wunder höchster Weiblichkeit. Er war mehr Künstler als Kaiser, genial wie sein erster Diener — die richtigen Männer zu erkennen und an die richtigen Plätze zu setzen, war schon damals ein Hauptbefähigungsnachweis für Monarchen — und lebte nur für seine Frau wie sie für ihn. Noch heute ist ihr Verhältnis zueinander sprichwörtlich für den ganzen Osten, für alle Länder der Vielweiberei. Auf den turmhohen Mauern des Forts zu Agra, das die weite Ebene des Jumna beherrscht, entstand ein flacher, dem Laufe der Mauern angepaßter Marmorpalast, in dessen lichtem Schutze die heiligen Stunden dieser Liebe nur zu schnell in das tote Meer der Ewigkeit flossen. Dem Reiter in der Ebene erscheint der Palast wie das Nest eines Adlerpaares auf schroffem, himmelstürmendem Fels. Er schwebt in Luft und Licht, sein leuchtendes Dach ruht auf zierlichen Säulen, der marmorumschlossenen Gemächer und Höfe sind wenige, und doch sahen nur die Sonne, der Mond und die Sterne das heimliche selige Leben des Kaisers und der Kaiserin. Das in die Marmorquadern des Fußbodens eingelassene, mit den kostbarsten Edelsteinen verzierte Marmorbecken, in dem sich die schneeweißen Glieder der Kaiserin von den Fluten duftender Essenzen liebkosen ließen, liegt luftumfächelt inmitten eines offenen, den jähen Absturz der Mauer überragenden Balkons.

Schah Jehan Shahabu-din-Ghazi, der seinen Schwiegervater zum Itimadu d'daulah, zum Vizekaiser ernannt und sich aller Sorgen entledigt hatte, wurde in allen Ländern der aufgehenden Sonne als der glücklichste der Sterblichen gepriesen, bis Arjmand Banu Mumtaz-i-Mahal ihn nach siebenjähriger Ehe im verfrühten Kindbett plötzlich sterbend verließ. Da brach das vom rosigen Licht durchflutete Gebäude, in dem seine Gedanken bisher gewohnt hatten, zusammen und finstere Trübsal umhüllte seinen Geist. Und als er wieder zu sich kam, beschloß er, über den irdischen Resten seiner Frau ein Denkmal zu errichten, so schön und so kostbar, daß es in allen Zeiten unerreicht sein sollte. Und die Allgewalt seiner im Unirdischen wurzelnden Sehnsucht setzte das Unmögliche durch. Er gab der Schönheit einen Leib, er schuf die Verkörperung der Liebe, der Liebe aller Männer und aller Frauen aller Zeiten.

Mit den Millionen seines unerschöpflichen Reichtums kaufte er ganze Länder, in denen er den Marmor, den er brauchte, wußte, ließ ihn durch die Hunderttausende seiner Sklaven brechen und durch eigene Karawanen herbeiführen. Seine Gesandten durchstreiften die ganze Welt und brachten die kostbarsten Edelsteine und Goldbarren, die berühmtesten

und geschicktesten Künstler heim, die den Marmor, das Gold und die Steine verarbeiten und zusammenschweißen sollten. Der genialste der Künstler war ein fränkischer Abenteurer, ein wüster Gesell. Berauscht von der Fülle des edlen Materials, das er vorfand, zeichnete er in einer einzigen Stunde das fertige Bild des Kunstwerkes, das aus allen den Kostbarkeiten eine vollendete Einheit und Harmonie machen sollte. Unter seiner und des Kaisers Leitung begann der Taj-Mahal in der ununterbrochenen siebzehnjährigen Tag- und Nachtarbeit von dreißigtausend Steinmetzen und Künstlern langsam aufzuwachsen. In gewaltigem Ringen vermählten sich Edelsteine und Gold dem Marmor.

Die Großen des Reiches aber, die sich nach dem alsbald eingetretenen Tode des Vizekaisers herrenlos fühlten, begannen die Köpfe zu schütteln und den Kaiser mehr und mehr für wahnsinnig zu halten. Sie bemerkten, daß er die alltäglichen Dinge stark verachtete, um alle seine Gedanken und Kräfte einem Grabmal zu widmen, dessen Herstellung trotz ungeheurer Opfer mehr als ein halbes Menschenalter währen sollte, dessen Künstlerheer sich einen eigenen Friedhof anlegen mußte, da viele im Laufe der Jahre eines natürlichen Todes starben. Die vielen kleinen Fürsten des Reiches hielten geheime Versammlungen ab und beschlossen, den Kaiser zu stürzen.

Hierüber schrieb der wüste fränkische Künstler, der die heimliche Gärung bemerkt hatte, in sein leider verloren gegangenes Tagebuch:

„Die Menschen in diesem köstlichen Lande am wahrscheinlichen Ende der Welt sind nicht anders als die Menschen von überall. Wenn sie die Anfänge und Fragmente außergewöhnlicher Leistungen sehen, meinen sie, es mit Männern zu tun zu haben, in deren Oberstübchen ein Vöglein umherflattert, womit ihre begriffsarme Einfalt die Sehnsucht nach einer großen Vollendung bezeichnet. Immer erscheint ihnen das Außergewöhnliche, das wahrhaft Bedeutende und Geniale unverständlich, immer ist es ihnen fremd, weil sie durch eine breite, tiefe und unüberbrückbare Kluft von ihm geschieden sind. So erhöhen sie im Dienste einer vorsichtigen und unsichtbaren Regierung die Widerstände, die mit den Leistungen wachsen. Es bleibt ihnen unmöglich, die Größe zu erkennen. Sie erscheint ihnen absonderlich und sie verachten ihre Träger — die Träger der Größe, die eine Last ist, — um so mehr, je mehr das Wesen genialer, von einer Mission erfüllter Menschen ein seltsam Gepräge und Anderssein nach außen kehrt, das in keine der herkömmlichen Formen und Rahmen paßt, weil es eben zu warm, zu bewegt, zu tief und zu groß ist. Immer erweckt Größe Neid, Furcht und Haß."

Als der Künstler, der nichts von den eisernen Notwendigkeiten des praktischen Lebens und der Politik verstand, die eben niedergeschriebenen Sätze noch einmal überlas, erschienen sie ihm zu alltäglich und einfältig, um schriftlich festgehalten zu werden. Er durchstrich sie und schrieb nach einem Augenblicke des Nachdenkens, in dem er die Probe auf eine neue Idee gemacht hatte:

„Schuld ist alles, was uns in ein außergewöhnliches Verhältnis zu den Menschen setzt. Alle großen Eigenschaften und Fähigkeiten, mit denen ein Mensch zugleich gesegnet und verflucht ist, sind Schuld. Genie ist Schuld, Liebe ist Schuld. Beide sind selten, wenn sie echt sind und beide haben nur einen Beweis: Pein."

Als der Taj vollendet war, setzten die Vasallen den Kaiser ab. Nach sieben Jahren grausamer Gefangenschaft in einer abgelegenen Kasematte des noch heute starken Forts starb er. Erst in seiner Todesstunde erlaubte man ihm, sich durch den Palast tragen zu lassen, den er mit Arjmand Banu bewohnt hatte. Ein greiser Sklave sorgte für die Wohlgerüche, die die Kaiserin bevorzugt hatte und schaffte den Staub fort, der im Laufe der Jahre in den Palast hineingeweht war. Dann trug man den sterbenden Kaiser langsam durch alle Gemächer. Als er die Säulen sah, die allein außer ihm die Seligkeiten seiner Liebe kannten, als er den Duft atmete, der Arjmand Banu entströmt war, schluchzte er laut, und alle, die ihn umgaben, wurden tief erschüttert. Auf dem Balkon setzte man ihn nieder. Sein tränenerfülltes Auge brach im Blick auf den fernen Taj, der sich über den Gebeinen der Kaiserin inmitten der weiten Ebene des Jumna in ewiger Jugend und Schönheit in den Gluten der scheidenden Sonne badete. Wie der sterbende, von keiner anderen Liebe als der seiner Hunde umgebene Friedrich der Große auf der Terrasse von Sanssouci soll er gesagt haben: „Gleich werde ich dir näher sein." Tatsächlich überliefern die mohammedanischen und hindustanischen Geschichtschreiber übereinstimmend, daß sich die Sonne acht Tage nach seinem Tode nicht gezeigt habe, und führen das heimliche seltsame Leben, den lebendigen Zauber, den der Taj in mondhellen Nächten um sich verbreitet und in die Seelen der einsamen Pilger hineingießt, darauf zurück, daß nicht nur die Körper des Kaisers und der Kaiserin, sondern auch ihre Seelen, durch Allahs Gnade vereint, im Taj auf Erden zurückgeblieben sind. Und wer ein Zweifler ist und weder an ein Bestehen der Seele nach dem Tode, noch an die Allmacht Gottes glaubt, der mag bedenken, daß, wenn etwas imstande ist, der Seele Ewigkeitswerte einzuflößen, es die Sehnsucht und die Liebe sein müssen. Wenn Shakespeare unsterblich ist, und Dante und Goethe, weil sie Ewigkeitswerte in sich trugen, so sind es auch Schah Jehan Sha-habu-din-Ghazi und Arjmand Banu Mumtaz-i-Mahal. Die unsterbliche Wirkung sterblicher Menschen ist auf den Kreis beschränkt, der sich ihr hingibt. Keine Unsterblichkeit aber vermag denen, die sich ihr nahen, unerschöpflicher zu geben als die dieses indischen Kaisers und seiner Frau. Solange noch ein Tiger in heimlicher Nachtstunde unter dem hohen Steppenufer des Jumna entlang schleicht, um den Marmorstaub des Taj aus dem Sande zu lecken, solange dort in der Steppe noch ein Marmorblock auf dem andern steht, werden sie bleiben, werden sie leben und unvergessen sein. Der Taj-Mahal überliefert ihre Geschichte, allzeit lebendig und allzeit neu. Er ist der Triumph der Liebe über die Vergänglichkeit der Körper. Er beweist, daß die Liebe das einzig Fortbestehende, das Gottnächste ist. Und so ist er das Denkmal der Liebe. Er erstickt das Voltairelächeln des feinsten Spötters und raunt ihm mit geheimnisvoller und unwiderstehlicher Eindringlichkeit zu, daß die Liebe die einzige Ewigkeit ist, die wir erfassen, und die einzige Schönheit, die wir erleben können.

*

Wer den Taj liebt und sein Geheimnis kennt, besucht ihn nur unter dem Monde. In dunklen Nächten und am Tage ist er wehmütig, traurig und sehnsuchtsvoll, er ver-

steckt sich und es ist, als ob er vergangen und seelenlos sei. Unter dem Monde aber, wenn er sich in den Fluten des Jumna spiegelt und das starke weiße Licht auf viele Meilen über die fruchtbare Steppe zurückspielt, ist er voll geheimnisvollen Lebens, durchsichtig und hellsichtig. Er dringt tief in die Seelen der regungslosen einsamen Gestalten, die sich unter den Zypressen zu seinen Füßen zusammenkauern, die Augen auf ihn gerichtet, um sein Geheimnis einzusaugen. Er durchleuchtet die alten und jungen Pilger aus aller Herren Länder, er berührt Saiten in ihnen, die sie noch nicht kannten oder die sie längst verrostet und zersprungen geglaubt, er erweckt Seelentöne und Harmonien von ungeahnter erdenferner Schönheit. Wie es einen alten Mann urplötzlich selig durchfluten kann, wenn er dem holden Liebreiz eines im ersten Frühling knospenden Mädchens begegnet, so zwingt der Taj die Augen in seinen Bann und läßt sie nicht von sich auf Stunden und Stunden. Wer kam, um zu reflektieren und sein Geheimnis zu ergründen, vergißt es und wird unfähig, zu denken. Das ist sein Zauber, wie ihn vollendeter kein Kunstwerk birgt, daß er das Denken, diese Quelle der großen Schmerzen der Menschen, auflöst und vergessen macht. Und wer fern von ihm ist und grübelt, erkennt von seines Wesens Spur nicht mehr, als daß die knotenlose Klarheit seiner Linien, die schlackenlose ideale Reinheit seiner Form und Proportion, der Adel seines Substantiellen göttlich sind.

*

Eine Prachtstraße von der vierfachen Breite der abendländischen Chausseen führt vor ein rotes Sandsteintor, die Mitte einer laubüberragten, zinnenbekrönten Mauer, die den weiten dufterfüllten Park und das Heiligtum umschließt. Das Tor ist von reichem und starkem Stil, von Koraninschriften bedeckt, und mit Kuppeln aus weißem Marmor gekrönt, die das Licht des Mondes aufsaugen und ihren Überfluß an den viel verschlungenen arabischen Schriftzeichen bis in das zarte Rosa des Torgrundes herunterrieseln lassen.

Eine lautlose Wächterschar im weißen Burnus verneigt sich tief und geleitet den Pilger auf nackten Füßen in den tiefen Schatten des mächtigen Torgewölbes, aus dem heraus der erste unvergeßliche Blick den Taj erreicht. Im bewegungslosen Staunen verharrt der Fremde. In einer Entfernung von etwa sechshundert Metern erhebt sich vor ihm der mächtigste Marmorbau, den die Erde trägt, aber es ist, als ob er durchsichtig sei, als ob er in unwirklicher Ferne sanft dahinschwebe. Wie eine ungeheure Perle thront die Kuppel auf dem schimmernden Postament der Wände, flankiert von vier leuchtenden Minaretts, die in den Ecken einer mächtigen, vom Mondlicht durchtränkten Plattform liliengleich und sehnsüchtig aufragen, wie um den Himmel zu einem zarten Kusse herabzulocken.

Instinktiv mit vorsichtigen und leisen Schritten nähert sich der Pilger. Zur Rechten und Linken einer schnurgeraden Allee, die geteilt wird durch das langgestreckte Marmorbett eines zauberhaften Wasserspiegels, in dem der Marmor mit dem Mond spielt und die Zypressen mit den Sternen tändeln, streift sein Blick unbewegliche Gestalten, die in den tiefen Schatten der heiligen Bäume sitzen.

Der Pilger wandelt im Traume. Der Duft des blütenstrotzenden Parkes umkost ihn, und je mehr er sich den schneeigen Wänden des Riesenpostamentes nähert, um so erdentrückter, unwirklicher und unbegreiflicher fühlt er sich. Und schließlich läßt er sich nieder, um sich zu sammeln.

Das, was er sieht, ist so unwahrscheinlich, daß er verwirrt wird, daß er greifen möchte, um sich zu überzeugen, was ist. Und wieder erhebt er sich, wagt sich aus dem Schatten der Tiefe an die funkelnde Marmortreppe, ersteigt sie und schleicht sich scheu ob seiner Kühnheit an das Heiligtum heran. Und er blickt sich um, ein wenig beschämt, ob ihn niemand beobachtet, und berührt mit dem Finger den ganz und gar vom Monde durchglühten Marmor. Er fühlt das Körperliche, atmet auf und schleicht sich herein. Über die Gesichter der einsamen Andächtigen aber, die sein scheues Tun aus dem lautlosen Schatten der Tiefe beobachten, zieht das gütige Lächeln der Erinnerung, des Verstehens und der Verwandtschaft.

Eine mächtige Halle nimmt den Pilger auf. Sie empfängt ihr wundersames Dämmerlicht allein durch die beiden gigantischen Marmormäntel, die sie fensterlos einhüllen. Das Licht, das der äußere auf seiner Außenseite aufnimmt, strömt der durch einen Rundgang von ihm getrennte innere als sein eigenes in weichem Glimmen in die Halle hinein. Ganz so, als käme es aus ihm selbst, denn es scheint, als sei er von unzähligen Adern durchzogen, durch die das seltsame Leuchten flutet. So ist es Marmorlicht, das den Pilger umfängt, nicht Mondlicht.

Ein hohes, feinmaschiges Gitter, sprühend von eingelegtem Gold und Edelsteinen, schließt die Sarkophage von Schah Jehan und Arjmand Banu ein. Das Schweigen des Todes weht um sie. Der leiseste Ton — ein Atemzug, ein zarter Seufzer — zittert an den Wänden herauf, um erst nach minutenlangem Sein in der mächtigen Kuppel langsam zu ersterben.

Der Pilger verharrt regungslos. Unter dieser Kuppel, in die ein genialer Baumeister das empfindlichste Echo der Welt hineinbannte, empfindet er das Klopfen seines Herzens, das Knistern eines Briefes in der Tasche als Störung. Und plötzlich schrickt er zusammen.

Zu Füßen der Sarkophage, da, wo das Licht erstirbt, kniet ein mohammedanischer Großer, der Wüsten und Meere durchquerte, um an dieser heiligen Stätte zu beten. Er betet mit tiefer, leise murmelnder Stimme. Und während er betet, rollt es durch die Kuppel wie ferner gewaltiger Donner, wie die verhaltene Stimme eines allmachtstrotzenden Gottes. Schauer der Ehrfurcht, Erschütterung durchziehen die Brust des Pilgers. Ein Gott greift in seine Seele . . .

*

Der Pilger schleicht hinaus. Unter der ungewohnten und seltsamen Last einer tiefen Bescheidenheit senkt sich sein Haupt. Im Schatten einer Zypresse sinkt er auf eine Bank, und zu Füßen des Wunders, das unendlich ernst, unendlich milde, überströmend von lebendiger Schönheitsmacht auf ihn herabblickt, fühlt er, daß alle Kämpfe seines Lebens ihn verlassen, daß sein Stolz, der seine Einsamkeit erträglich machen, der seine wilde, stumme Sehnsucht hart bemänteln sollte, schmilzt, und daß sein Herz, sein Geist und seine Seele von der Sammlung ihrer Erfahrungen frei werden. Er fühlt ein Geschenk, das er nicht kannte, nach dem er sich wieder und wieder gesehnt, das er heimlich verzweifelt gesucht und dessen Entbehrung ihn das

bittre Lächeln gelehrt, das manche Stunde seines Lebens begleitete. Er fühlt die restliche Auflösung eines Bedürfnisses, das keinen Namen hat. Er fühlt, daß etwas unbegreiflich Hohes und Heiliges sich seiner bemächtigt, es ist ihm, als befände er sich am Ziele einer mühsamen Wanderung durch das Leben und könnte ausruhen von allen Rastlosigkeiten, von der Gehetztheit sich jagender Sorgen, von der Peitsche des Pflichtgefühls oder des Ehrgeizes, von den vernichtenden Qualen der inneren Einsamkeit, von aller Herzenskälte und Verständnislosigkeit, Mißgunst und Gleichgültigkeit, die ihm entgegentraten. Sein Auge feuchtet sich von tiefer Dankbarkeit. Und er schämt sich der Träne nicht, sondern schließt sie fest in sein Herz, um sie nie zu vergessen . . .

*

Ein Mekka ist der Taj allen denen, die die Tempel und Schriften der Religionskulturen aller Zeiten und aller Länder durchwandern können, ohne auf einen Gott zu stoßen, der sie zu finden versteht. Eine Offenbarung ist er für die, die da ahnen, daß Gott nicht außerhalb, daß er allein in ihnen ist und schlummert, und die der heißen Sehnsucht voll sind, ihn ein einziges Mal auch nur erwachen zu fühlen. Eine Seligkeitsverheißung ist er denen, die einer Ährenleserin gleich, gebeugt von der leeren Armut des Lebens über jene sonnenlosen Felder irren, auf denen die Erkenntnisse wachsen, durch jene düsteren Daseinswinkel der Seele, in denen die Analyse blüht, die die Leiden vermehrt und die Freuden vernichtet, die den Kopf mit Spott erfüllt und das Herz mit Hohn. Ein heimliches Ziel ist er, ein verborgener Heimatshafen für die, deren Weg in unbegrenzte Weiten führt, in heimatlose Fernen, in lechzende Wüsten, die so trocken sind wie der Sand der Sahara, in nackte unfruchtbare Gefilde, so einsam, so zerrissen und so eisig kalt, wie der Rücken des Himalaja. Erlösung ist er dem Zweifler. Erfüllung ist er der Sehnsucht, Vollendung der Seele, Befreiung dem ringenden Künstler, dem Genius . . .

# CHRONIK.

LEHMBAUWEISE — GÖRLITZ. Heft 9/12 des Jahrganges 1920 des „Städtebau" brachte eine Notiz zum Abdruck, die dem Mainzer Anzeiger vom 22. Dezember 1919 entnommen war und sich mit Mißerfolgen der Lehmbauweise in Görlitz befaßte. Am 14. Juni 1920 sandte der Magistrat Görlitz der Schriftleitung eine Erklärung folgenden Wortlautes:

> Die Stadtverwaltung Görlitz hat über Erfahrungen mit Lehmbau bisher niemals einen Bericht an die Öffentlichkeit gegeben. Die in obengenannter Meldung gemachten Angaben entsprechen nicht der Wahrheit. Erfahrungen, die gegen Lehmbau an sich sprechen, sind in Görlitz nicht gemacht worden. Im Herbst 1919 wurden die ersten beiden Wohnhäuser einer in größerem Umfang geplanten Siedlung einer privaten Genossenschaft in Lehmstampfbau begonnen, konnten aber wegen der früh eingetretenen ungünstigen Witterung nicht vor Winter unter Dach gebracht werden. Nur einige Wände, die für den Weiterbau in diesem Frühjahr nicht mehr zu gebrauchen waren, wurden umgelegt. Davon, daß die Siedlung mehrere hunderttausend Mark „verschlungen" habe, kann keine Rede sein. Abgesehen von den genannten Bauteilen sind keine Bauwerte verlorengegangen. Es hat sich in Görlitz nur die Regel bestätigt, Lehmbauten auf alle Fälle vor Herbst unter Dach zu bringen, und die Erfahrung, daß ungeschützte unverputzte Wände durch Regen und Frost Schaden leiden.

Die Schriftleitung beantwortete diese Erklärung in einem Schreiben vom 26. Juni u. a. wie folgt:

> Die im Heft 9/12 des „Städtebau" gebrachte Notiz betitelt: „Verschleuderung von Kapital und Arbeit durch Ersatzbaustoffe" ist dem Mainzer Anzeiger vom 22. Dezember 1919 entnommen. Da sich diese Notiz ausdrücklich auf einen Bericht der Stadt Görlitz bezieht, hatte die Schriftleitung keinerlei Veranlassung, den Inhalt der Notiz durch eine Anfrage bei der Stadt Görlitz nachzuprüfen. Die Notiz erschien auch darum kaum unzutreffend, weil sich in der Tat die Nachrichten und Feststellungen über Mißerfolge mit der Lehmbauweise häufen, und weil ich es für wertvoll halte, der teilweise in sehr übertriebener Form gehandhabten Propaganda für die Lehmbauweise aus diesem Grunde warnend entgegenzutreten. Es ist schwierig, in dieser Hinsicht Tatsachenmaterial zu bringen, da ganz naturgemäß die Gemeinden, Siedlungsgenossenschaften oder sonstige Unternehmungen es nicht gern sehen, wenn offiziell etwas über Fehlschläge bekannt wird.

Diese Angelegenheit wäre somit in sachlicher Ruhe unter den Beteiligten klargestellt, wobei noch zu bemerken ist, daß der „Städtebau" bemüht ist, über den Ursprung der Zeitungsnotiz Klarheit zu schaffen. Nun aber reitet das „Ministerium für Volkswohlfahrt" in die Schranken, in einer Sache, von deren erfolgter Klarstellung das Ministerium bereits am 6. Juli Kenntnis hatte. Es erklärt im Berliner Tageblatt vom 17. Juli 1920, abends:

> Die Vorurteile gegen die Lehmbauweise, die unberechtigterweise noch vielerorts bestehen, werden von interessierter Seite dadurch genährt, daß ungeprüfte Nachrichten über Mißerfolge im Lehmbau verbreitet werden; mehrfach wurde auch über Unfälle berichtet, die bei Lehmbauten vorgekommen sein sollen. Wie sich jetzt auf Grund der behördlicherseits angeordneten Untersuchungen herausgestellt hat, handelt es sich um ganz belanglose Mißerfolge, die ihren Grund in der mangelhaften Vorbildung der beteiligten Unternehmer und Arbeiter und in der Ungunst der Witterung während der Bauzeit hatten. Zurzeit sind zwei Siedlungen in Görlitz im Bau, die in ungebranntem Lehm ausgeführt werden, und zwar die Siedlung der gemeinnützigen Heimstättengenossenschaft, die im Herbst 1919 begonnen wurde, und die Siedlung der Görlitzer Baugemeinschaft, deren Wohnbauten nach Entwürfen des Magistrats in ungebranntem Maschinenstein ausgeführt werden. Bei den Anfangsversuchen der im Stampfbau ausgeführten Siedlung haben sich Schäden gezeigt, die hauptsächlich auf das vorzeitige Einsetzen starker Schneefälle zurückzuführen sind. Durch die eindringende Nässe wurden einzelne Wandteile aufgeweicht, so daß sie zum Teil umgelegt werden mußten. Bei den Siedlungsbauten des Magistrats haben sich Schäden bisher überhaupt nicht gezeigt. Die Erfahrung zeigt allerdings, daß die Lehmbautechnik dringend sachgemäßer Ausführung bedarf, wenn Mißerfolge vermieden werden sollen. Um die alte Überlieferung zu erneuern, werden mit Förderung des Ministers für Volkswohlfahrt an verschiedenen Stellen Lehr- und Versuchsstellen für Naturbauweisen eingerichtet, in denen Handwerker und Stampfmeister in der alten Technik ausgebildet werden.

Zu dieser ministerialen Äußerung ist zu bemerken: Der „Städtebau" ist weder an einer Propaganda für noch gegen eine Bauweise „interessiert", sei es nun Lehm oder ein anderes Material. „Interessiert" ist nur das Wohlfahrtsministerium, weil es sich allzusehr für eine Baumethode eingesetzt hat, die dieser amtlichen Stelle jetzt selbst diskutabel zu werden beginnt. Abgesehen vom übrigen Inhalt des Dementis, das die Notiz des „Mainzer Anzeigers" teilweise bestätigt, verdient der Satz besondere Beachtung:

> „Die Erfahrung zeigt allerdings, daß die Lehmbautechnik dringend sachgemäßer Ausführung bedarf, wenn Mißerfolge vermieden werden sollen."

Wenn es eine Anzahl Menschen gibt, die Propagandanachrichten und Dementis von behördlicher Seite nicht mit unbedingtem Vertrauen gegenüberstehen, so dürfte ihnen nach den bitteren Erfahrungen der Kriegsjahre das Recht zur Skepsis nicht bestritten werden. Es wäre meines Erachtens besser gewesen, die Lehr- und Versuchsstellen für Naturbauweisen einzurichten, bevor eine fast unbekannte, jedenfalls seit Generationen kaum mehr ernstlich geübte Bauweise amtlich propagiert wurde. Hinterher kommt ein solches Institut ein wenig spät. Eine Parallele mit den Vorzügen der Kohlrübennahrung liegt verzweifelt nahe. Jedenfalls dürfte feststehen, daß die Lehmbauweise bei der Bevölkerung nur wenig Anklang findet und daß, wie auch das Wohlfahrtsministerium zuzugeben genötigt ist, Material und Ausführung sehr eingehender Prüfung und ausgedehnter Versuche bedürfen, ehe von einer ernstlichen Behebung der Wohnungsnot durch Lehmhütten überhaupt gesprochen werden kann. Der „Städtebau" wird über Angelegenheiten der Lehmbauweise weiterberichten.

Schriftleitung.

PROF. HANS POELZIG, der Erbauer des Großen Schauspielhauses, der von der Berliner Akademie der Künste aus Dresden an die Spitze ihres einen Meisterateliers für Architektur berufen worden ist, hat sein neues Amt als Nachfolger von Franz Schwechten jetzt angetreten. Schwechten, der ja auch eine Zeitlang als Präsident die Akademie geleitet hat, legt zum 1. Oktober die Leitung seines Meisterateliers nieder. Poelzig bezog vorläufig im rückwärtigen Flügel der Akademischen Hochschule für die Bildende Künste, an der Kastanienallee, das für Prof. Louis Tuaillon gebaute Meisteratelier, das der verstorbene Bildhauer aber nicht mehr hat beziehen können. Später wird Poelzig sein Meisteratelier hauptsächlich in Potsdam leiten. Dort sind die Communs am Neuen Palais für diesen Zweck in Aussicht genommen.

DAS PREISGERICHT im WETTBEWERB für die Bebauung der Wiese in Gelsenkirchen hat in der Ausschreibung bekanntgegebenen Zusammensetzung, jedoch ohne Prof. Hermann Jansen, Berlin, der in letzter Stunde verhindert und durch Prof. Metzendorf, Essen, ersetzt werden mußte, nach zweitägiger Beratung am 10. Mai die eingegangenen 53 Entwürfe geprüft und wie folgt entschieden: Ein I. Preis von 5500 Mk. dem Entwurf Nr. 3, Kennwort „Stadtzentrum", Verfasser: Architekt H. Leineweber, Märl i. W., Mitarbeiter: Architekt. E. Fader. — Ein I. Preis im Betrage von 5500 Mk. dem Entwurf Nr. 36, Kennwort „Auf der Wiese", Verfasser: Professor Fritz Becker, Düsseldorf, Mitarbeiter: Architekten Georg Krenkel und Heinrich Bär, Düsseldorf. — Ein II. Preis im Betrage von 3000 Mk. dem Entwurf Nr. 11, Kennwort: „Das Leben lehrt", Verfasser Prof. Karl Wach und Architekt Heinr. Beck in Düsseldorf. Ferner wurden zum Ankauf für je 1000 Mk. empfohlen die sechs Entwürfe: Nr. 28, Kennwort „Ruhrkohle", die Architekten Tietmann und Haake, Düsseldorf, Mitarbeiter Reg.-Baumeister Albert Deneke, Düsseldorf. — Nr. 30, Kennwort: „91 ar", Architekten Höffgen und Borch in Remscheid. — Nr. 34, Kennwort: „Musis et Labori", Architekten Strunk und Wentzler, Dortmund. — Nr. 39, Kennwort: „Gedanken und Striche", Architekt Walter Lange, Köln-Mülheim. — Nr. 47, Kennwort „Forum", Architekt Eugen Kückelhaus, Mülheim (Ruhr). — Nr. 48, Kennwort: „Im rechten Winkel", Professor Paul Bonartz, Stuttgart. — Das Preisgericht empfiehlt der Stadtverordnetenversammlung die Erhöhung der Preise um je 1500 Mk. und der Ankaufsumme um je 500 Mk.

ALLGEMEINER DEUTSCHER IDEENWETTBEWERB ZUR ERLANGUNG VON ENTWURFS-SKIZZEN FÜR DAS DEUTSCHE HYGIENE-MUSEUM UND DIE STAATLICHEN NATURWISSENSCHAFTLICHEN MUSEEN IN DRESDEN. Der kurzen Ankündigung dieses bedeutsamen Wettbewerbs tragen wir nach, daß gefordert werden Entwurfskizzen a) für die Bebauung des Baublockes zwischen Stallstraße, Devrientstraße, Ostra-Allee und kleine Packkofstraße; b) für den Neubau des Deutschen Hygiene-Museums und c) für den Neubau der staatlichen naturwissenschaftlichen Museen. Die Museumsbauten und ihre späteren Erweiterungsbauten sind auf der gegebenen Fläche so anzuordnen, daß sie ein harmonisches Ganze ergeben, ohne daß die Selbständigkeit beider Museen unterdrückt wird. Es werden verlangt: ein Lageplan 1 : 500, kleine Schaubilder aus der Vogelschau zur Erläuterung der Massengruppierung, oder auch ein kleines Übersichtsmodell; sämtliche Grundrisse, Ansichten und Schnitte des Deutschen Hygiene-Museums 1 : 200, mindestens ein Grundriß und die wichtigsten Schauseiten der staatlichen naturwissenschaftlichen Museen, gleichfalls 1 : 200; mindestens ein Schaubild des Hygiene-Museums sowie Maßenberechnung und Erläuterungsbericht. Frist ist der 1. September 1920. Wir möchten aber angesichts der großen Bedeutung der Aufgabe schon heute die zuständigen Stellen bitten, zu erwägen, ob im Interesse reifer Lösungen diese Frist nicht verlängert werden sollte, etwa zum 31. Dezember 1920. Im Preisgericht befinden sich als Fachleute die Herren Oberbaurat Professor H. Billing in Karlsruhe, Stadtbaurat J. Bühring in Leipzig, Geh.-Rat Prof. C. Gurlitt in Dresden, Geh. Baurat Stadtbaurat Ludwig Hoffmann in Berlin, Prof. E. Högg in Dresden, Prof. H. Jansen in Berlin, Oberbaurat Kramer in Dresden, Baudirektor Prof. Fr. Schumacher in Hamburg und Geh. Hofrat Prof. Wrba in Dresden.

Fachliche Ersatzleute sind die Herren Städt. Baurat Prof. H. Grässel in München, Stadtbaurat Jost in Halle, Geh. Baurat K. Schmidt in Dresden, Prof. Schneegans daselbst, Stadtbaurat Muesmann in Stuttgart und Geh. Baurat Ancke in Dresden.

Die Preissumme von 100000 Mk. kann auch in anderen Abstufungen als den genannten verteilt werden. Die ausführenden Stellen übernehmen keinerlei Verpflichtungen hinsichtlich der Ausführung der Museen.

Anmerkung der Schriftleitung: Die Frist für den Wettbewerb ist zwar inzwischen um einige Wochen verlängert worden, doch ist die Gesamtzeit auch jetzt nicht entfernt ausreichend, um Gewähr für wirklich durchgereifte Lösungen zu bieten. Vor allem aber sind wegen des auf kurze Frist zusammengedrängten Arbeitsaufwandes und der bedeutenden Unkosten einer Entwurfslieferung die jüngeren Architekten ebenso wie die nicht selbständigen und wenig bemittelten völlig ausgeschaltet und das Ergebnis des Wettbewerbes eine Angelegenheit der großen Bureaus und der vermögenden Architekten unter sich. Vielleicht entschließt sich der Reichskunstwart, einem solchen sehr bedauerlichen Ergebnis noch zeitig genug vermittelnd entgegenzuwirken, da vor allem der künstlerische Wert der geplanten Anlage durch die bisher in diesem Wettbewerb geltenden Bestimmungen ernsthaft gefährdet erscheint.

NIEDERSÄCHSISCHE TAGUNG FÜR NEUZEITLICHES BAUEN IN HILDESHEIM. Am zweiten Verhandlungstage unter Vorsitz des Stadtbaurats Köhler hielt Dr.-Ing. Weidlich-Hildesheim einen Vortrag über BAUSTOFFBESCHAFFUNG: Der vollkommen unzureichende Bau von Wohnungen bei der allgemeinen Wohnungsnot ist auf den Mangel an Geld und den Mangel an gebräuchlichen Baustoffen zurückzuführen. Nach eingehender Erläuterung einer graphischen Darstellung über die Steigerung der Preise und Löhne führte der Vortragende aus, daß gegen die Preise des Jahres 1914 Holz um 2264%, Eisen um 3063%, Zement um 1915%, Backsteine um 800%, Kalk um 993% und der Stundenlohn der Maurergesellen von 75 Pf. nach neuester Forderung demnächst auf 6,75 Mk. gestiegen sei, so daß dadurch das Kubikmeter Mauerwerk von 14 Mk. auf 180 bis 200 Mk. in seiner Herstellung anschwelle. Da im Verhältnis mit dieser allgemeinen Steigerung der Preise die der Mieten nicht gleichen Schritt gehalten habe, so könne eine Verzinsung der Neubauten nicht eintreten, und demzufolge sei ein ausreichender Wohnungsneubau so lange nicht möglich, bis eine brauchbare Lösung der Frage der Verzinsung und Beschaffung ausreichenden Baumaterials gefunden sei. Die Ursache des Mangels an Baustoffen sei lediglich der Kohlenmangel, denn die Rohstoffe für die Baustoffe seien im Lande selbst vollkommen ausreichend. Redner erläuterte dann eingehend die Bestimmungen über die Bewirtschaftung der Baustoffe, die verfügbaren Mengen der Baustoffe und die vorhandenen Ersatzbaustoffe. Von letzteren interessieren ganz besonders die kohlensparenden Ersatzbaustoffe, und zwar vornehmlich Lehm und Natursteine. Der Verwendung von Mauersteinen sei immer noch Beton vorzuziehen, da auch hier eine nicht unbedeutende Kohlenersparnis eintrete; ferner sei besondere Beachtung der Verwendung von Kalkschlackensteinen zuzuwenden. Nach Lösung der Geldbeschaffungsfrage werde der Bau von ausreichenden Wohnungen an dem Mangel von Ersatzbaustoffen nicht scheitern, da diese in genügender Menge vorhanden seien.

Die weiteren auf der Tagesordnung vorgesehenen Vorträge betrafen NEUZEITLICHE BAUWEISEN. So sprach Architekt Issel-Hildesheim über „Schalenbau und Hohlbau" und erläuterte an Hand einer großen Anzahl Lichtbilder die hauptsächlichsten Arten dieser Sparbauweisen. Es handelt sich um drei verschiedene Gruppen, und zwar Haken- und Winkelsteine, solche aus Einzelstücken mit Hohlraum und um geschlossene Hohlbauten. Die große Zahl der Sparbauweisen lege beredtes Zeugnis ab von dem lebendigen Geist der deutschen Technik, die rastlos nach weiteren Mitteln forsche und die letzten Endes zu einem wirtschaftlichen Aufbau des Reiches führen müsse. Anschließend sprach Oberlehrer Breitfuß-Hildesheim über die Wärmeeinwirkung und den Wetterschutz der Hohlbauten und führte aus, daß der fruchtbare Entwicklungsgedanke zweifellos ein weiterer Ansporn zur erfolgreichen Verbesserung der verschiedenen Methoden sein werde. Zu dem Thema: „Lehmbau und Stampfbau" sprach Architekt Ewers-Hildesheim, der ebenfalls an Hand einer größeren Anzahl Lichtbilder die verschiedenen Lehmbau-Methoden den Zuhörern in Wort und Bild vor Augen führte. Der Lehm sei das einzige Ersatzbaumittel, das vollkommen unabhängig von der Kohle sei. Es handelt sich zunächst um Lehmstampfbau, Lehmpatzenbau, Lehmziegelbau, Lehmdrahtbau und Stabpisebau. Der Lehmbau sei durchaus vollgültig, denn es handle sich um altbewährte Methoden, die auch inbezug auf Haltbarkeit, Feuersicherheit volle Gewähr bieten. Erforderlich ist allerdings eine schärfere Beobachtung der Bauten. Der Redner empfahl, mit den verschiedenen Methoden eingehende Versuche anzustellen und die dabei gemachten Erfahrungen der Allgemeinheit im allgemeinen Interesse zur Verfügung zu stellen.

Es schloß sich eine längere Aussprache an, in der eine größere Dezentralisation bei der Bewirtschaftung der Baustoffe gefordert wurde. Ferner wurde gewünscht, daß bei der Kohlenbelieferung die Ziegeleien für die Herstellung mit Dachdeckungsmaterial bevorzugt werden. Nachdem sich dann noch Professor Lewandowski eingehend über die Entstehung seiner Methode des Stabpisebaues geäußert hatte, wurde aus der Versammlung auf die Schwierigkeiten hingewiesen, die den Lehmbauten inbezug auf angemessene Beleihung und auch inbezug auf die Feuerversicherung bereitet würden. Es wurde direkt als Unsinn bezeichnet, für die Lehmbauten eine höhere Gefahrenklasse in Anrechnung zu bringen als für Fachwerkbauten; der Vorstand der Tagung wird deshalb eine entsprechende Eingabe an die Landschaftliche Brandkasse richten. Der größte Teil der Teilnehmer begab sich am Nachmittag unter Führung des Senators Kattentidt mittels Extrawagens der hannoverschen Straßenbahn zur Besichtigung der Kleinhaussiedlung in Laatzen bei Hannover, während der Rest der Teilnehmer unter Führung des Oberlehrers Breitfuß und Baurats Senf eine Anzahl Sehenswürdigkeiten unserer Stadt, wie: Rathaus, Knochenhaueramtshaus, Dom und Michaeliskirche besichtigten.

EINE KÖLNER ARCHITEKTEN-GILDE. In letzter Zeit wurde eine rege Werbetätigkeit für die Gründung einer Arbeitsgemeinschaft der Kölner Architekten entfaltet. In einer Versammlung im Hahnenbräu berichtete der Vorstand des vorbereitenden Arbeitsausschusses über die Ziele und Bestrebungen der neuen Organisation, die vor allem ihren Mitgliedern Arbeit und Aufträge verschaffen, daneben aber auch Verbesserungen der Gebührenordnung des Wettbewerbswesens und durch Ausstellungen eine engere Fühlungnahme zwischen Künstlerschaft und Bürgerschaft anstreben will. Ein ständiger Ausschuß für öffentliche Arbeiten soll bei Stadtverwaltung und Behörden die Forderung vertreten, daß in Zukunft jeder Wettbewerb allen Architekten offenstehen soll. Die endgültige Gründung der Gilde und die Wahl des Vorstandes wurde der vorgerückten Zeit wegen einer späteren Versammlung übertragen.

FÖRDERUNG UND PFLEGE DER KUNST DURCH DEN STAAT. Zur Ausführung künstlerischer Arbeiten hat das bayerische Staatsministerium für Unterricht und Kultus in letzter Zeit aus dem staatlichen Fond zur Förderung und Pflege der Kunst durch den Staat mehrere Zuschüsse bewilligt. Es kommen in Frage die Schaffung eines Deckengemäldes in der kath. St. Antoniuskirche in Ingolstadt (12000 Mk.), die Deckenbemalung der Pfarr- und Wallfahrtskirche in Gößweinstein (50000 Mk.), die malerische Ausschmückung der Dominikuskirche in Kaufbeuren (hierfür stehen einschließlich eines staatlichen Zuschusses 20000 Mk. zur Verfügung), die Errichtung eines Brunnens in Schrobenhausen (hierfür stehen mit einem staatlichen Zuschusse 30000 Mk. zur Verfügung), die Herstellung eines Kruzifixes in der kath. Pfarrkirche zu Kindsbach in der Pfalz (13500 Mk.); ferner befindet sich ein Vorschlag über die künstlerische Ausschmückung der südlichen Rathausfront in Weiden i. O. in Vorbereitung. Für die sämtlichen geplanten Arbeiten werden Wettbewerbe öfentlich ausgeschrieben, an denen sich alle in Bayern lebenden deutschen Künstler beteiligen können. Die Preisausschreiben werden von den beteiligten Gemeinden und Kirchenverwaltungen in einzelnen Tageszeitungen sowie in der Seemannschen Zeitschrift „Werkstatt der Kunst", nnd soweit es sich um Ausschmückung von Kirchen handelt, in der Münchener Zeitschrift „Christliche Kunst" bekannt gegeben werden.

In Berlin ist ein „VEREIN FÜR GEMEINNÜTZIGE EINKÜCHENWIRTSCHAFT" begründet worden. Unter Leitung des Architekten Robert Adolph will der Verein für Einführung des Großhaushalts und Schaffung von Einküchensiedlungen tätig wirken, gemeinnützige Organisationen, die diesen Zweck verfolgen, gründen und fördern und bei bestehenden Siedlungsunternehmen sowie bei öffentlichen Körperschaften für den Gedanken der Einküchenwirtschaft werben. Seinen Mitgliedern wird der Verein Vorzugsberechtigung für die Wohnungen entstehender Einküchenhausanlagen sichern. Anfragen und Meldungen sind an den genannten Geschäftsführer Charlottenburg, Tegeler Weg 5, zu richten.

Der sächsisch-weimarische Landtag hat den Etat für das STAATLICHE BAUHAUS IN WEIMAR genehmigt. Der Etat ist um 12000 Mk. zugunsten der Hochschule für Malerei verringert worden, und der jährliche Beitrag der Staatskasse beträgt 206460 Mk.

BERUFUNG VON ARCHITEKTEN INS WIEDERAUFBAUMINISTERIUM. Der neue Erste Vorsitzende des Bundes Deutscher Architekten, Geh.-Rat Cornelius Gurlitt, hat in einer Eingabe an den Reichskanzler den Wunsch begründet, daß Architekten in geeignete leitende Stellungen des Wiederaufbauministeriums berufen werden. Nicht nur als Baukünstler und Treuhänder, insbesondere auch zum Organisieren der Bauarbeiten, die zur Lösung der Ansprüche des Friedensvertrags gestellt werden.

## MITTEILUNGEN DER SCHRIFTLEITUNG.

Herr Professor Harry Maaß legt mit Hinsicht auf seine in Heft 1/2 des Städtebaus, Jahrgang 1920, veröffentlichten Arbeiten Wert auf folgende Feststellungen: Bei Tafel 6, Entwürfe Harry Maaß-Lübeck. Abbildung a zeigt Verhältnisse, wie sie seit vielen Jahrzehnten in Lübeck bestehen und wie sie durch die Wallanlagen gegeben waren. Abbildung b besteht bis auf den Schulgarten und Anzuchtsgarten. Kleine Gärten, Spielplatz und Baumschule waren vorhanden, letztere sind in der Amtsperiode des jetzigen Gartendirektors Barth in Charlottenburg entstanden. Die beiden Abbildungen a auf Tafel 8 und a auf Tafel 9 gelten lediglich als Beispiele, die zeigen sollen, wie etwas aus den gegebenen Verhältnissen mit den einfachsten Mitteln enstanden und ausgenutzt worden ist.

Durch ein bedauerliches Versehen ist in Heft 1/2, Jahrgang 1920 des „Städtebau", bei der Arbeit: „Denkschrift betr. eine Ergänzung des Gesetzentwurfes zur Bildung eines Stadtkreises Groß-Berlin" der Name des Verfassers, des Herrn Architekten Martin Mächler-Berlin, nicht beigedruckt.

Die Unterlagen aller ausgeschriebenen Wettbewerbe liegen im Geschäftslokale der Verlagshandlung Ernst Wasmuth, A.-G., Berlin W., Markgrafenstraße 31, zur Einsichtnahme für die Interessenten aus.

Verantwortlich für die Schriftleitung: H. de Fries, Berlin. — Verlag von Ernst Wasmuth A.-G., Berlin W., Markgrafenstraße 31. — Inseratenannahme Werbedienst G. m. b. H., Berlin W., Lützowstraße 102—104. — Gedruckt bei Herrosé & Ziemsen, G. m. b. H., Wittenberg.

JAHRG. XVII 1920 HEFT 5/6

# DER STÄDTEBAU

MONATSHEFTE FÜR STÄDTEBAU UND SIEDLUNGSWESEN

HERAUSGEBER H. DE FRIES, BERLIN

GEGRÜNDET VON THEODOR GOECKE UND CAMILLO SITTE :: VERLAG VON ERNST WASMUTH A.-G., BERLIN W8





Abb. 15. Wien 1844.
Ansicht von der Terrasse der Karlskirche, gemalt von Rudolf Alt.

## Vorschlag für die Bebauung des Umlegungsgebietes im inneren Festungsrayon der Stadt Köln

von Professor Paul Bonatz, Stuttgart

ausgeführt im Seminar für Städtebau der Technischen Hochschule Stuttgart durch die Studierenden Eisenlohr, Fehleisen, Frank, Gildemeister, Heer, Hinsch, Hösli, Holch, Junker, Kueller, Meyer und Schwendimann.

Hierzu die Tafeln 23—29.

Um geeignete Vorschläge für die Bebauung des inneren Festungsrayons zu erhalten, hat die Stadt Köln einen engeren Wettbewerb zwischen den Architekten Hermann Jansen in Berlin, Fritz Schumacher in Hamburg und Bauinspektor Stooß in Köln veranstaltet. Die Stadtverordneten wählten unter den drei Entwürfen einstimmig den Plan Schumachers zur Ausführung aus. Es ist nicht üblich, daß in solchen Fällen von nicht beteiligter Seite aus Gegenvorschläge gemacht werden. Wenn es hier dennoch geschieht, so ist das nur durch die außergewöhnliche Bedeutung der Aufgabe zu rechtfertigen.

Zur Verdeutlichung der Absichten des Gegenvorschlags

seien zunächst zwei parallele Beispiele vorgeführt, der Stadtplan von Wien vor 1850 und die Möglichkeiten der Entwicklung Kölns im Jahre 1880.

### Wien 1850.

Der abgebildete Plan (Tafel 23) zeigt, wie sich Wien bis zum Jahre 1850 erhalten hat. Schon damals war die bewohnte Fläche der ringsum gelagerten Vororte wohl zehnfach so groß als die der Altstadt. Trotz der wesentlich geringeren Baudichte in den äußeren Bezirken wohnte der weitaus größte Teil der Bevölkerung in den Vororten.

Die Altstadt, genau wie heute für das geistige, öffentliche und geschäftliche Leben der unbestrittene Sammelpunkt, war von den Vororten getrennt durch einen 500 m breiten Gürtel von Wiesen und Alleen, dem früheren Festungsglacis. Diesen Gürtel hatte jeder, der in der Stadt zu tun hatte, zweimal des Tags zu durchqueren. Der Verkehrsfanatiker wird sofort ausrechnen, wieviel nutzlose Kilometer täglich von den Bewohnern der Vororte zum Zentrum zurückgelegt werden und wird vielleicht feststellen, daß die „nutzlosen“ Kilometer von 4 Tagen aneinandergereiht einmal die Erdkugel umspannen würden.

Man kann aber auch diesen täglichen Weg durch den 500 m breiten Grünstreifen anders auffassen. Zu Fuß durchwandert sind es 5 Minuten, 5 Minuten des tiefen Atemholens und des Freiheitsgefühls, Minuten, in denen der Großstädter einmal den Horizont bis hinunter in die Neige sieht und den Wechsel der Jahreszeiten spürt.

1850 noch hatte der Wiener den reinen Anblick der historischen Stadt (vgl. Abb. 15 „Wien von Rudolf Alt“), über Wiesen und Alleen erhoben sich die Basteien mit den großen Randbauten, bekrönt durch Kuppeln und Türme.

Im größten Gegensatz zum Anblick der inneren Stadt war der Blick nach außen. Dort hochragend und eng zusammengedrängt, hier offen und weit gelagert. Der Anblick der Außenstadt wird charakterisiert durch Bauten wie Schwarzenbergpalais, Belvedere, Karlskirche und Marstall. Die Freifläche selbst war eine große Wiese, durchzogen von Alleen in allen Richtungen, stark orientiert zur Hofburg, überall weit und frei, Platz zur Erholung und zum Spiel, zu Volksgärten und Festen.

Dem heutigen Wien, dessen umklammernder Vorortring sich indessen immer weiter hinaus vergrößert hat, mit Häusern, die immer enger und höher wurden, bringen die alten Bilder, die verlorenen „champs elysées“ in schmerzlichste Erinnerung. Heute ist nur noch eine Ringstraße vorhanden, eine Straße von 60 m Breite mit einzelnen Erweiterungen.

### Idealplan.

Angeregt durch den schönen Wiener Plan wurde für die Stadt Köln ein Idealplan ausgearbeitet (vgl. Tafel 26), der vom Bestand des Jahres 1880, also von dem Zeitpunkt vor der Stübbenschen Erweiterung ausgeht, ein Plan, der zeigen soll, was aus Köln hätte werden können, wenn man damals mit den Erfahrungen von heute an die Aufgabe der Stadterweiterung herangetreten wäre.

Man ist vielleicht versucht, einen solchen Plan als eine müßige akademische Spielerei zu betrachten, man kann einwenden, es sei nachträglich leicht, die gemachten Fehler festzustellen, man wird auch gegen den Plan selbst viele Einwendungen erheben können: hier fortifikatorische Bedenken, dort praktische, die Verlegung des Bahnhofs und der Rheinbrücke hätte viel Geld gekostet und so fort. Es ist natürlich nicht die Absicht, einen in allen Einzelheiten damals durchführbaren Plan zu zeigen. Der Plan soll nichts mehr und nichts weniger sein als ein Ideal und als solches wird er auch für die heute vorliegenden Aufgaben Richtung weisen.

Die Parallele zwischen Wien 1850 und Köln 1880 liegt in dem durch Wälle mit vorgelagerter Freifläche zu einer Einheit zusammengefaßten Stadtkern. Die Türme von St. Gereon und der Apostelnkirche standen noch so nahe an der Umwallung, daß sie im Umriß stark sprachen. Köln hatte damals noch von außen her gesehen einen schönen Anblick, und das Vorfeld war im Umkreis von über 1000 m völlig jungfräulich.

Die Stübbensche Erweiterung im Jahre 1880 vergrößerte den Durchmesser Kölns, am Rhein gemessen, von 3 auf 4½ km und schuf so ein enges Häusermeer ohne nennenswerten Platz im Erweiterungsgebiet und ohne nennenswerte Grünfläche. Die Wohndichte der Erweiterung war so stark wie die der Altstadt.

Mit Kosten von vielen Millionen Mark wurden die alten Umwallungen abgetragen und eine neue Umwallung um die Stübbensche Erweiterung vorgelegt. Die Forts, die bisher einen Umkreis von nur 5000 m umschlossen hatten, wurden entsprechend der Entwicklung der Schießtechnik so weit hinausverlegt, daß der umschlossene Bezirk einen Durchmesser von 10—15000 m erhielt.

Innerhalb dieses Kreises lagen nicht nur die erweiterte Altstadt, sondern eine Reihe von rasch anwachsenden Vororten wie Lindenthal, Ehrenfeld, Nippes, Niehl usw., an die sich Industrieanlagen, Krankenhäuser, öffentliche Einrichtungen wie Gaswerk, Schlachthof u. ä. anschlossen. Auf einer — wenn man den ganzen durch die neuen Forts umschlossenen Stadtbezirk betrachtet — verhältnismäßig willkürlichen Linie wurde der neue innere Festungswall errichtet, willkürlich deshalb, weil wesentliche Teile der Wohngebiete und lebenswichtige Teile des städtischen Organismus außerhalb der inneren Umwallung lagen.

Der Idealplan wirft die Frage auf, ob nicht den gleichen Zwecken wie die Umwallung um die Stübbensche Erweiterung herum der alte Wall von 1880 hätte dienen können. Zum letzten Schutz des Brückenkopfes, zur Deckung für ein über den Rhein zurückflutendes Heer, war er ebenso geeignet oder ungeeignet. Als Verteidigungslinie gegen Artillerie nach Verlust der Forts, hatte die innere Umwallung, die sich eng an die von Hunderttausenden dicht bewohnte Stadt anschmiegte, auch 1880 keinen Sinn mehr.

Mit den vielen Millionen, die Niederlegung und Neuerrichtung der inneren Umwallung verschlungen haben, hätte sich eine zeitgemäße Verlegung des Hauptbahnhofs mit neuer Rheinbrücke durchführen lassen. In vielen anderen Großstädten (Frankfurt usw.) wurden in diesen Jahren die Bahnhöfe so weit von der Altstadt abgerückt, daß sie freien Spielraum für Vorplatz, Gebäude und Gleisanlage gewährten. In Köln wurde bei der Bahnhofsvergrößerung — vielleicht auch auf Forderung der Militärverwaltung hin? — die brutale Nähe zum Dom beibehalten, die heute im Hinblick auf Betriebserweiterung, Rußbelästigung, Lärm und im Hinblick auf das Stadtbild

immer unerträglicher wird. Um sich die hierin liegende Unmöglichkeit klar zu machen, muß man sich etwa in Dresden einen Bahnhof gleichen Umfangs neben dem Zwinger vorstellen.

Der Idealplan betrachtet als inneren Rayon eine Grünfläche, die sich in einer Breite von 400—600 m um die alte Umwallung legt. Die gesamte Stadterweiterung, einschließlich der Bahnhöfe, beginnt erst jenseits dieser Grünfläche. So entsteht eine wirkliche Lunge der Stadt. Die Freifläche ist zu Fuß leicht erreichbar für die Bewohner der Innenstadt wie der Neustadt. Sie ist groß genug, um Plätze für Spiel und Sport aufzunehmen. An ihrem Rande liegen mit prächtigem Blick auf die alte Stadt Hotels, Erholungsstätten mit Betrieb im Freien („unter den Zelten“), Wohnhäuser, Schulen, Verwaltungsgebäude und Kirchen.

Die Altstadt bleibt trotz aller Erweiterungen der ideelle Mittelpunkt, sie bleibt der Ort für Rathaus, staatliche Verwaltung, Gerichte, Hochschulen, Theater, Museen, Banken, Post, Warenhäuser und Vergnügungsstätten. Sie wird allen neuen Bedürfnissen entsprechend immer wieder umgestaltet und ausgebaut. Straßenerweiterungen und -durchbrüche sind in gleicher Weise erforderlich wie heute. Mit einigen Untergrundbahnen könnte wie heute in Wien die Altstadt frei von elektrischen Straßenbahnen bleiben. Besonderes Augenmerk bleibt auf die Gestaltung des Randes gerichtet, dessen festungsmäßiger Charakter mehr und mehr verloren ginge.

Der Eisenbahnring liegt nicht unmittelbar am Grüngürtel. Er ist von diesem getrennt durch eine Kette von etwa 100 m tiefen Baublöcken. Von den hochgelegenen Rheinbrücken aus senkt sich die Eisenbahn in das leicht ansteigende Gelände ein, so daß der westliche Teil des Ringes, ähnlich wie bei den Hauptbahnhöfen in Hamburg oder Darmstadt, im Einschnitt liegt. Dies ist insbesondere für die Verbindung der Neustädte Lindenthal und Ehrenfeld mit der Altstadt von Wichtigkeit. Ein viergleisiger Ringverkehr ermöglicht wie in Berlin gleichzeitig Stadtbahnbetrieb. Die geschlossene Kreisform gibt die Möglichkeit, Fernzüge auf mehreren der 5 Ringbahnhöfe halten zu lassen.

Die Gütergleise werden aus allen Richtungen her so abgelenkt, daß sie den Hauptbahnhof nicht berühren. Mit den Gütergleisen vereinigt sich die Frechener Bahn, die Zubringerin aus dem Braunkohlengebiet. Die großen Güterbahnhöfe entsprechen in ihrer Lage etwa den jetzigen Güterbahnhöfen. Die nötigen Abstellbahnhöfe finden in den Eisenbahndreiecken Platz.

Für eine zentrale Handels- und Industriehafenanlage ist der halbinselförmig vorspringende Bogen der Mülheimer Heide besonders geeignet. Die Halbinsel liegt tief, die gesamten Ausbaggerungsmassen können also an Ort und Stelle zur Aufhöhung der Halbinsel verwendet werden.

Die kleinen östlichen Becken mit etwa 200 m breiten Zwischenzungen könnten zum Handelshafen bestimmt werden, die westlich anstoßenden Becken mit größeren Zwischentiefen zum Industriehafen. Vom Südende her greift in der üblichen Weise die Gütersammelbahn in das System der Hafenarme ein.

Außer den Industrieflächen am Hafen sind weitere Industriegebiete rechts und links vom Güterbahnhof angenommen. Das westliche Hauptgebiet hat gleichzeitig Verbindung mit der Braunkohlenbahn, dem Kanal und dem Güterbahnhof.

Alle diese Gebiete von Hafen und Industrie sind an geeigneten Stellen durchsetzt oder begrenzt von Wohn- und Geschäftsvierteln. Besonders reges Leben wird sich in dem rheinabwärts gelegenen Hafenviertel entwickeln. Hier werden Speditionshäuser, Bureaugebäude, Logier- und Wirtshäuser sich mit Wohngebäuden mischen. Die Wohngegenden von Nippes und Merheim gehen gegen Longerich zu in ländliche Bauweise über. Der Masse und Intensität der Bebauung nach wird das vom Hauptbahnhof über Ehrenfeld sich hinausziehende Viertel am bedeutendsten werden. In diesem „Neuköln“ werden sich besondere städtische Zentren mit eigenem Marktbetrieb u. ä. bilden. Nach der Peripherie zu nimmt Dichte und Höhe der Bebauung ab. Vom Industriegebiet ist sie durch einen 300 m breiten Streifen von Pachtgärten abgetrennt.

Das im Vergleich zur engbegrenzten Erweiterung Stübbens unendlich große Angebot an Bauland würde das unsinnige Hinauftreiben der Bodenpreise verhindert haben. Die gleichzeitige Aufschließung dieser großen Menge von Bauland hätte auch besonders weitgehende Schutzbestimmungen für den südlichen Sektor ermöglicht. Das Baugesetz hätte hier Industrie auszuschalten und die Bebauungsdichte bis auf $^1/_3$ und $^1/_5$ der Grundstücksflächen nach einzelnen Zonen abzusenken. Auf diese Weise ergäbe sich hier billiges Bauland für weiträumige Bauweise und Villenquartiere, für Kasernen, Krankenhäuser, Erziehungsanstalten und Klöster.

An zwei Stellen, gegen Süden dem Rhein entlang und nach Westen hinaus, ist der einschließende Ring der Bebauung durch keilförmige Grünflächen geöffnet. Die Grünfläche dem Rhein entlang hätte die gleiche Bedeutung wie sie in München der Englische Garten, in Wien der Prater hat, sie würde Zoologischen Garten und Flora aufnehmen, die Anlagen für Wassersport und Vergnügungsstätten. Auch die südlich an Rodenkirchen anschließende Halbinsel würde unter Schutz gestellt. Hier wäre Raum für Rennplatz, Ausstellungswiesen u. ä. Die Grünfläche an der Aachener Straße vermittelt den Weg ins Freie nach Westen.

Gegen „Grünstrahlen“ dieser Art würde ein äußerer „Grüngürtel“, wie er zurzeit im äußeren Rayon geplant ist, an Bedeutung verlieren. Dies geht aus dem Vergleich der Entfernungen hervor:

vom Mittelpunkt der Stadt ist entfernt

| | |
|---|---|
| der Grüngürtel des Idealplans | 1000—1500 m |
| der Grüngürtel des Umlegungsgebiets | 2000 m |
| der Grüngürtel des äußeren Rayons | 5000—6000 m. |

Eine Stadt, die sich um den äußeren Gürtel herum nochmals schließen sollte, würde eine Grundfläche gleich der Londons bedecken.

Aus alledem ergibt sich die Bedeutung des Grüngürtels im Umlegungsgebiet.

## Das Umlegungsgebiet.

Die Grundlagen der Aufgabe dürfen nach den Veröffentlichungen in der „Deutschen Bauzeitung“, „Centralblatt der Bauverwaltung“ und „Stadtbaukunst alter und neuer Zeit“ als bekannt vorausgesetzt werden. Aus der Aufgabe sei hier kurz wiederholt: Das Umlegungsgebiet umfaßt 300 ha Bauland in niederer Bauklasse und 60 ha Straßenfläche. Es war eine große und bodenpolitisch einzig dastehende Tat der Stadt Köln, daß sie eine lex

Adikes spezialis durchsetzte, nach der 50% des eingeworfenen Baulandes zu Grünflächen und Aufschließung abgetrennt werden können. Von den im Ganzen eingeworfenen 360 ha kommen demnach auf Bauland 150 ha, auf Straßen- und Grünflächen zusammen 210 ha. Damit die Eigentümer in ihrer Rente nicht geschädigt werden, sollen gleichzeitig die Grundstücke in höhere Bauklassen heraufgesetzt werden. Die gestellte Aufgabe verlangt einen das ganze Gebiet der Länge nach durchziehenden Grüngürtel mit einem zwischen Aachener und Dürener Straße gegen den Stadtwald abzweigenden Querarm.

Der Schumachersche Entwurf teilt — wie aus Abb. 16, der Gegenüberstellung der Grünflächen, hervorgeht — den Grüngürtel in 3 Längsstreifen: eine Hauptfläche von etwa 150 m Breite, die Kanalstraße und einen unterbrochenen äußeren Streifen. Er zersplittert die Gesamtfläche in viele nur lose zusammenhängende Einzelteile. Die große Hauptfläche wird überdies mehrfach durch mitten hineingestellte öffentliche Gebäude auseinandergerissen. Schumacher begründet diese Zersplitterung damit, daß es bei der vorliegenden Aufgabe darauf ankäme „geschlossene Raumeindrücke" zu erzielen.

Die Verbindung zum Stadtwald ist ungenügend; vom Aachener Torplatz ist sie getrennt durch eine tiefe Passage. In ihrem weiteren Verlauf ist sie zweimal in unübersichtlicher Weise rechtwinklig abgeeckt und eingeschnürt. Beim Stadtwaldgürtel hört sie vollständig auf. Auf die Notwendigkeit einer angemessenen Einmündung in den Stadtwald ist im Entwurf nicht hingewiesen.

Eine merkwürdige Erscheinung im Schumacherschen Entwurf ist die Symmetrie in allen Teilen. Schumacher verzichtet auf das künstlerisch wirksamste Mittel, den Gegensatz des Innen und Außen und macht den Anblick gegen die Altstadt symmetrisch mit dem Anblick gegen die Neustadt. Er führt damit eine Achse ein, die in fortwährenden Abknickungen um die Peripherie der Stadt herumläuft, eine Achse, die dem Wachstum des Stadtorganismus völlig gegen den Strich geht. Abknickungen und Biegungen der Konturen, die bei freier Behandlung des Zwischenraumes von größtem Reiz sind, werden bei der gewaltsamen Symmetrie zu Verlegenheiten und Verzerrungen. Die Symmetrie der Wände verlangt einheitliche Fassadengestaltung der symmetrischen Teile. Eine solche Einheit darf nur bei wenigen Hauptpunkten höchste Steigerung sein — auch in Paris ist nur eine place Vendôme — sie darf nicht zur billigen Regel werden. Die Folge für die Ausführung wäre, daß $^{9}/_{10}$ der Kölner Architekten vor die ertötende Aufgabe gestellt würden, das einmal angefangene Fassadenschema dem laufenden Meter nach zu verlängern.

Dem symmetrischen Schema zuliebe wurden wichtige Verkehrsdiagonalen, wie die Herkulesstraße und Niehlerstraße, rechtwinklig abgebogen.

Die Absicht des Gegenvorschlags ist nach den vorhergehenden Ausführungen über Alt-Wien und den Kölner Idealplan ohne weiteres verständlich. Bei stärkster Konzentration der Freifläche kann ein Teil von dem verwirklicht werden, was in den vorher beschriebenen Fällen als Ideal aufgestellt wurde.

Die großen Verkehrsstraßen sollen ungehindert den Gürtel durchschneiden, der Blick soll nicht durch seitliche Kulissen sofort wieder aufgehalten werden. Der Abstand zwischen den großen Radialstraßen ist so bedeutend (zwischen Aachener und Venloer und zwischen Dürener und Zülpicher Straße je etwa 900 m) daß die dazwischenliegenden Einzelteile jeder für sich lebensfähig sind. Gegen Staub und Lärm sollen die an die Hauptverkehrsstraßen grenzenden Teile der Grünflächen durch niedere Brüstungsmauern, mehrfache Heckenpflanzung und Baumreihen, jedoch so, daß über die Hecken hinweg und unter den Baumkronen hindurch noch der Blick offen bleibt, geschützt werden. Die Kanalstraße, die zugleich den äußeren Rand der Grünfläche bildet, wird wenig und nur an vereinzelten Stellen Verkehr haben. Sie wird mit mehrfachen Baumreihen und breiten Fußwegen zur Promenadenstraße ausgebildet. Alle Diagonalstraßen wurden belassen. Gerade bei der Vereinigung dieser Diagonalstraßen mit den Hauptradien, so bei Herkules- und Subbelrather Straße und bei Neußer und Niehler Straße, entstehen stark betonte Gelenkpunkte, die mit umfangreichen Gebäuden mit großer Höhenentwicklung die ganze Länge rhythmisch gliedern.

Der natürliche Hauptpunkt der Anlage ist der Aachener Torplatz. Dort ist Raum für einen großen Bahnhof mit vorgelagerten Hotels. Beiderseits erweitern sich die vorbeiführenden Straßen zu Verkehrsplätzen. Der eigentliche Droschkenwarteplatz könnte in dem Vorhof des Bahnhofs liegen. Die Terminus-Hotels haben unmittelbare Verbindung mit dem Bahnsteig.

Bei den Wohnblöcken wird nach Möglichkeit sowohl eine äußere wie innere Baulinie festgesetzt. Die Abstände sind überall sehr geräumig. Eine große Anzahl von Blöcken öffnet sich gegen die Grünfläche, so daß möglichst viele Anwohner des Genusses der großen Freifläche teilhaftig werden.

Die Flächenberechnung ergibt folgende Zahlen:

| | |
|---|---|
| die zusammenhängenden Grünflächen einschließlich der Kanalstraße und derjenigen Teile der Radialstraßen, die in die Grünfläche fallen, betragen . . . . . . . | 145 ha |
| die übrigen Straßen . . . . . . . . . . | 45 „ |
| es verbleiben somit an Bauland . . . . | 170 „ |
| | 360 ha. |

Das Bauland ist mit 170 ha immer noch 20 ha größer als es das Gesetz verlangt. Dafür können in größerem Umfange Baustellen mit 40 statt 50% Bebauung eingeführt werden.

### Die Grünflächen.

Das Beispiel Alt-Wien zeigt im Grüngürtel nur Wiesen mit Alleen als Tummelplatz für Spieler und Reiter, gegen den Prater zu übergehend in Parkanlagen.

Der Grüngürtel der vorliegenden Bearbeitung ist in seinen Einzelheiten etwas weitergehend spezialisiert. Die höchste Steigerung der Ausbildung findet sich zwischen Dürener und Aachener Straße, dem natürlichen Zentrum, aus dessen Mitte der Radialarm zum Stadtwald führt. Hier sind vielfache Baumreihen, Musikpavillon, Kaffeebetrieb unter den Bäumen vor den Hotelbauten, geschnittene Hecken, breite Blumenstreifen und in der Mitte ein großes Wasserbassin mit Springbrunnen gedacht. Der Wasserspiegel liegt völlig eben mit dem umgebenden Gelände.

Auf weitere Wasserflächen und Wasserläufe, die untereinander in Verbindung stehend das ganze Gebiet durch-

Abb. 16. Vergleich der Grünflächen in den Entwürfen von Schumacher und Bonatz.

ziehen sollten, wurde verzichtet. Wenn Wasserläufe unter Straßen hindurch miteinander in Verbindung stehen sollen, so müssen sie sehr tief eingeschnitten werden. Das sieht unschön aus und gibt bei Kreuzung mit breiten Straßen mit Leitungen und Kanalisation große Schwierigkeiten.

Aus der Achse des Aachener Torplatzes heraus führt in leicht geschwungener Linie eine 100—150 m breite radiale Grünfläche zum Stadtwald. Die Ausbiegung wird verursacht durch das in der Mitte der Fläche stehende Kloster. Die unschöne, düstere Klosteranlage wird durch ein vorgelagertes größeres Gebäude (Kirche) verdeckt. Die Promenade wird sich in der südlichen, stetig durchlaufenden dreireihigen Allee entwickeln.

Wenn dieser Grünstreifen einen Sinn haben soll, so muß er in ganzer Breite (90—100 m) bis zum Stadtwald durchgeführt werden, er darf sich nicht vorher verengen. Zu diesem Zwecke sind westlich des Stadtwaldgürtels zwei Doppelhäuser niederzulegen. In der Nähe der Einmündungsstelle wird eine gewisse Umgestaltung des Stadtwaldes erforderlich werden.

Die vom Aachener Torplatz bis zum Stadtwald etwa 1,5 km lange Promenade wird gegen den lärmenden und staubigen Verkehr der Aachener und Dürener Straße sorgfältig geschützt. Die Randbauten der Aachener und Dürener Straße können belassen werden. Ihre Rückseite wird gegen die Promenade durch einen weiteren Streifen von Längsbauten abgedeckt. In das Innere des „Schutzgebietes" führen nur die allernötigsten Querstraßen. Die inneren Baublöcke stehen quer zur Promenade, gegen die sich die Garten- und Hofräume öffnen. Der Zwischenraum zwischen den Alleen ist freie Wiesenfläche.

Die übrigen Teile des großen Grüngürtels sind je nach ihrer Lage verschiedenartig behandelt, immer aber so, daß weite Durchblicke frei bleiben.

Parkartige Teile mit freien Baumgruppen an den Rändern schließen sich beiderseits an den Aachener Torplatz an, ebenso an die Luxemburger Straße.

Freie Wiesenflächen ziehen sich vom Rhein ausgehend über das alte Fort X hinaus.

Von besonderer Bedeutung sind in dicht bebauten Städten die Flächen für Sport und Spiel und für Gartenbau. Für beides muß in den 145 ha Freiland Raum sein.

Es wurde die Meinung geäußert, als seien Sport- und Spielplätze im Grüngürtel störend, sie seien besser für sich auf kleinere abgesonderte Plätze zu legen. Wenn für diese Meinung der Lärm der Spielplätze der Grund war, so ist dem entgegenzuhalten, daß die Anwohner durch den Lärm der Spieler um so mehr belästigt werden, je kleiner der um schließende Platz ist, und daß andererseits der Lärm umso unschädlicher wird, je größer die Freifläche ist. Bei einer Breite des Grünstreifens von 250 m können ganz wohl ohne Belästigung der Anwohner in der Mittelachse Fußballplätze eingerichtet werden. Wenn solche Plätze 70 m breit sind, so verbleiben zwischen dem Fußballplatz und den Häusern immer noch 90 m, die verschiedene Baumreihen aufnehmen und für kleinere Spiele, Tennis usw. eingerichtet werden können. Auch vertiefte Plätze als Eisbahnen können hier angelegt werden. Spiel- und Sportgruppen dieser Art mit kleinen Tribünen sind vorgesehen zwischen Venloer und Subbelrather Straße und bei der Zülpicher Straße.

Gegen Gartenbauflächen, die aus dem städtischen Grünbesitz abgetrennt und an Anwohner verpachtet werden könnten, bestehen in Erinnerung an die häßlichen Bilder der Schrebergärten vielfach Vorurteile. Aber auch diese Frage läßt sich so lösen, daß der Spaziergänger das Gartenland als schöne Abwechslung empfindet. Dauergärten würden mit guten Einfriedigungen, lebenden Hecken umsäumt und würden durch gepflegte Wege mit Obstbäumen, erweiterte Plätze mit Wasserbecken und Bänken gegliedert. Auch die Gartenhäuser könnten so zusammengefaßt werden, daß sie das Auge nicht beleidigen. Jedenfalls ist der Vorteil, der sich für die Anwohner einem weit entfernt gelegenen Garten gegenüber ergibt, ein außerordentlicher. Zu Gartenflächen besonders geeignet sind die beiden schmaleren Teile, die sich nördlich und südlich an das Eisenbahndreieck anschließen. Aber auch im Hauptteil könnten große Stücke diesem nützlichen Zweck zugeführt werden. Selbstverständlich müßte im Einklang mit dem Wortlaut des Gesetzes das Gartenland im Grünstreifen öffentlicher Besitz bleiben.

Die Stadt Köln steht vor der größten und schönsten städtebaulichen Aufgabe unserer Generation. Die Neuartigkeit der Vorbedingungen läßt es als natürlich erscheinen, daß das beste Ergebnis nicht im ersten Anlauf genommen wird und daß erst mehrfaches Ansetzen zum Ziele führt. Hierbei mitzuhelfen ist die Absicht dieser Arbeit, die nach der Art ihrer Entstehung von außen her nicht den Anspruch erheben will, in allen Einzelheiten ausführbar zu sein. Es kam hier nur darauf an die grundsätzlichen Gesichtspunkte durch Plan und Bild zu belegen:

die Schaffung einer ohne jede Unterbrechung vom Stadtwald bis zu den Enden des Umlegungsgebiets sich erstreckenden Freifläche von möglichst großer Breite,

eine glatte Verkehrsführung und

größere Mannigfaltigkeit und Freiheit bei der Ausbildung des Randes.

# DIE BEDEUTUNG DES LUFTBILDES FÜR DIE ERSCHLIESSUNG DER LANDSCHAFT.

Von ALFRED ABENDROTH. Hierzu die Tafel 30.

Wenn im nachstehenden über die Bedeutung des Luftbildes für die Erschließung der Landschaft gesprochen werden soll, so wird dabei von der Voraussetzung ausgegangen, daß diese Erschließung eine künstlerische, technische und wirtschaftliche sein kann.

Die künstlerische Erschließung des Landschaftsbildes geschieht vom Standpunkte des Architekten oder des Landschaftsgärtners aus, die technische von dem des Verkehrs-, Siedlungs- und Kulturtechnikers und die wirtschaftliche im wesentlichen vom Standpunkte des Landwirts oder des Industriellen, wobei unter diesen letzteren Begriff auch der Bau- und Grundstücksunternehmer zu rechnen ist. Daß bei der künstlerischen Erschließung je nach Bedarf auch der Forstmann und sogar der Ingenieur mitzusprechen hat, braucht nur erwähnt zu werden

Wie bereits in Heft 3/4 1919 in dem Aufsatze „Die Förderung der räumlichen Auffassung im Städtebau durch das Luftbild" dargetan worden ist, besteht die Vollwirkung des Luftbildes im gleichzeitigen Zusammenwirken von Luftbildplan und Luftbildansicht. Dabei war unter „Luftbildplan" das mit genau senkrechter Bildachse aus der Vogelperspektive aufgenommene Luftbild zu verstehen, das ohne weiteres imstande ist, den geometrischen Plan oder die topographische Karte gleichen Maßstabs zu ersetzen, während die „Luftbildansicht" eine Schrägaufnahme aus der Luft von demselben Landschaftsteile bezeichnet. Der Luftbildplan ist also der Grundriß und die Luftbildansicht der Aufriß eines Geländeabschnitts.

Der Mangel aller bisherigen durch Landmesser oder Topographen aufgenommenen und gezeichneten Pläne und

Karten besteht darin, daß sie nur bestimmte Linien des Geländes aufnehmen und zwar in der Regel nur die von Menschenhand geschaffenen. Das gilt auch von den Höhenschichtlinien, die ja nur Verbindungslinien der Punkte gleicher Meereshöhe sind, also auch erst von Menschenhand nach Höhenmessungen hergestellt werden müssen.

Infolge dieses Mangels gaben die bisherigen Pläne und Karten nur das Skelett des Geländes wieder und suchten das fehlende Fleisch und Leben durch Flächen- und Höhensignaturen zu ersetzen. Wo auch diese und sonstige überlieferte Zeichen für immer wiederkehrende Gegenstände und Linien versagten, mußten Zahl, Schrift und Farbe herhalten, das Kartenbild möglichst vollständig und naturähnlich zu gestalten.

Dabei hat die Kartographie die verschiedensten Wandlungen durchgemacht, die zum Teil als bureaukratische Irrwege bezeichnet werden können: wie z. B. der Katasterplan und die militärtopographische Spezialkarte, und erst in neuester Zeit ist man, namentlich in der Schweiz (die sogenannte Reliefkarte 1:50000) und in Frankreich (die neue topographische Karte 1:50000), dazu übergegangen, die kartographische Darstellung der Erdoberfläche einer wirklich künstlerischen Behandlung unter Anstrebung möglichster Porträtähnlichkeit würdig zu erachten.

So vollendet nun auch die genannte Reliefkarte der Schweiz vom Standpunkte der bisherigen Kartographie aus angesehen werden darf, von dem oben besprochenen Erbfehler der Pläne und Karten kann auch sie nicht freigesprochen werden, und mit den eigentlichen Plänen, deren Maßstab nicht unter 1:10000 hinunterreicht, verhält es sich allgemein noch genau so wie bisher: sie sind heute noch ohne Fleisch und Leben und versagen in dieser Hinsicht dem mit der Erschließung der Landschaft beauftragten Fachmanne so gut wie alles.

Wer das Beste aus dem Landschaftsbilde herausholen und schöpferisch ausgestalten will, ist angesichts der bisherigen Plan- und Kartenunterlagen in der Hauptsache auf örtliche Studien und örtliches Ausprobieren angewiesen, sonst fehlt seinen Schöpfungen Wahrheit und Leben.

*

Die Aufgabe des Landschaftsbildners, wie der planmäßige Erschließer der Landschaft allgemein heißen möge, besteht im wesentlichen darin, das Charakteristische eines Geländeabschnittes richtig zu erfassen und entweder künstlerisch hervorhebend zu besonders reizvoller Geltung zu bringen oder technisch so um- und auszugestalten, daß es wirtschaftlich und ästhetisch gleich vorteilhaft ausgewertet werden kann.

Charakteristisch ist im Gelände alles, was es augenfällig von seiner Umgebung unterscheidet und ihm besondere Kennzeichen verleiht. So kann die horizontale Gliederung (die sogenannte „Situation") einschließlich der Gewässer (des „Gefließes"), der vertikale Aufbau (das eigentliche „Gelände" oder die „Höhenformation"), die Bodenbeschaffenheit (die „Geologie"), die Bodenbewachsung (die „Kultur") usw. jedes für sich eigenartig und von der Umgebung verschieden sein. Den Charakter erhät aber der betreffende Geländeabschnitt erst durch das Zusammenwirken aller dieser Eigenartigkeiten, und ihn künstlerisch, technisch und wirtschaftlich zu ausschlaggebender Geltung bringen, heißt erst das Gelände richtig erschließen.

Es bedarf bei Benutzung der bisher üblichen Planunterlagen eines eingehenden Geländestudiums an Ort und Stelle und vielfachen örtlichen „Begehens", um künstlerisch hinter die Schönheiten und wirtschafts-technisch hinter die verborgenen Werte der Natur zu kommen.

Wer sich früher daran gewöhnt hatte, zuerst Vorstudien an der Hand großmaßstäblicher topographischer Karten, wie insbesondere der bekannten Meßtischblätter 1:25000, zu machen, und die genügende Fertigkeit besaß, sie zweckentsprechend zu lesen, fand darin eine große Erleichterung bei seinen Vorarbeiten.

Aber auch das blieb deshalb immer noch ein schwerfälliger Notbehelf, weil dieses Lesenkönnen der Karte das unausgesetzte Übersetzen aus der stummen Sprache der konventionellen Kartographie in die Natur (die „Örtlichkeit") und umgekehrt zur unerläßlichen Begleiterscheinung hatte und darum auf die Dauer ermüdend und wenig erfreulich wirken mußte, es sei denn, daß die Benutzer der Karte berufsmäßige Karto- oder Topographen waren.

Wie ganz anders gestaltet sich dagegen die Benutzung des Luftbildes bei dem Studium des zu erschließenden Landschaftsteiles!

Auch die beste Signaturgebung ist nicht imstande, den Charakter einer Landschaft kartographisch überzeugend wiederzugeben. Bei ihrer Deutung bleibt der Phantasie und der künstlerischen Begabung des Kartenlesers ein zu großer Spielraum, sich das Dargestellte vorzustellen, um immer gleich das Richtige zu treffen. Das Luftbild dagegen bringt die Natur genau so, wie sie im Augenblicke der Aufnahme sich darbot, und gestattet keine andere Deutung des Bildes, als eben nur die der Wirklichkeit entsprechende.

Daß aber auch zum Lesen des Luftbildplans eine gewisse Übung gehört, darf nicht unbetont bleiben; nur, daß das Übersetzen aus der Kartensignatur in die Natur und umgekehrt im allgemeinen unnötig wird. So sieht z. B. Laubwald im Luftbildplan anders aus als Nadelwald, ohne daß man ohne genügende Erfahrung oder ohne eine Luftbildansicht daneben zu haben, ohne weiteres sogleich zu sagen vermag: „Dies ist Laub- und das ist Nadelwald". Auch kann z. B. bei größeren Gewässern nicht ohne Übung sofort angegeben werden: „Dieser Uferstreifen hat Röhricht und jener einen rohrfreien Grasstand" oder bei Untiefen: „Hier ist eine Sand- und dort eine Schlickbank" und dergleichen mehr.

Doch von solchen Feinheiten abgesehen, legt sich die Landschaft im Luftbild dem Beschauer in wunderbarer Klarheit und Ausführlichkeit dar, etwa so, wie sich die Talwelt vor dem Hochgebirgswanderer gleich einer ungeheueren Relifkarte hinbreitet und doch überall, wohin er blickt, Leben atmet und ihn zu immer neuem Schauen und zu immer größerer Vertiefung in ihre verborgensten Reize einladet. Und am meisten trifft dies zu, wo sich Luftbildplan und Luftbildansicht gegenseitig ergänzen.

*

Um zunächst das Zusammenwirken von Luftbildplan und Luftbildansicht in ihrer Bedeutung für die Erkenntnis des Charakters einer Landschaft und deren Feinheiten richtig verstehen zu lernen, sehen wir uns die Tafel 30 und die Ansichten 17 bis 21 genau an. Sie stellen ein Gelände dar, das wegen seiner landschaftlichen Schönheit und Eigenart allgemein bekannt und beliebt ist: Die Havellandschaft

Abb. 17.

zwischen Kaiser-Wilhelm-Turm (Tafel 30a und Ansicht 17) und Freibad Wannsee (Tafel 30b, rechts unten). Die Ansichtsbilder sind in der Reihenfolge von Nord nach Süd, also stromab, wiedergegeben und behandeln den Kaiser-Wilhelm-Turm (17), Insel Lindwerder (18), den südöstlichen Teil der Insel Schwanen- oder Kladower Sandwerder mit Aussichtsturm (19), den nördlichen Teil dieser Insel (20) und den Blick von Ost über Schwanenwerder, die Havel im Süden bis Pfaueninsel mit dem davor liegenden Kälberwerder (21 links) und im Westen bis Dorf Kladow mit der davorliegenden Insel Imchen (21 Mitte).

Schwanenwerder ist auf Tafel 30b rechts, nördlich des Freibads Wannsee, enthalten (△ Sandwerder).

Die Abbildungen Tafel 30 sind Aufnahmen mit senkrechter Bildachse aus etwa 4950 m Höhe im ungefähren Maßstabe 1:9900 und stammen gleich den Ansichten aus dem Archive der Luftbild-G. m. b. H. in Berlin. Die weißen Flocken darauf sind mitphotographierte Haufenwölkchen. Das Quadratnetz mit Wertangabe für x und y bezieht sich auf den Meridian 31° östlich von Ferro und seinen Schnittpunkt mit der Geoidbreite 52° 42′ 2″, 5325. Die mit ⊙-Signatur hervorgehobenen und numerierten Geländepunkte haben zur Anpassung und zur Maßstabermittelung vor Eintragung des Koordinatennetzes nach den trigonometrischen Festpunkten △△ gedient.

Vergleicht man nun der Reihe nach die aus etwa 150 bis 250 m Höhe aufgenommenen Ansichten 17 bis 21 mit den entsprechenden Teilen der Tafel 30, so ist man in der Lage, alle Einzelheiten in den letzteren einwandfrei aufzuklären, wo irgendwo Zweifel entstehen könnten, was der Grundriß der einzelnen Gegenstände bedeuten solle. Man achte z. B. auf den Unterschied zwischen der Park- und Straßenbepflanzung mit Laubbäumen beim Kaiser-Wilhelm-Turm (Ansicht 17) und dem angrenzenden Nadelwalde und auf die scharfe Muldenzeichnung südwestlich vom Turm an der Grenze der Parkanlagen in Tafel und Ansicht.

Sehr interessant ist unter anderem die Wiedergabe der Insel Lindwerder in Tafel 30a und Ansicht 18. Der Anschlußpunkt ⊙ 3 ist das Ende der Landungsbrücke am Nordwestende der schuhsohlenförmigen Insel, auf der Ansicht 18 äußerst rechts gelegen. Von dort aus zieht am West- und Südufer entlang ein filzartiger Streifen, der im Profil über das Wasser und die Landungsbrücke emporragt und unschwer als Röhricht zu erkennen ist. Wieder von ihm als Grundlinie aus sehen wir in Tafel 30a ein ungefähr gleichseitiges großes Dreieck sich nach Süden in die Havel erstrecken, das in der Ansicht 18 als eine größtenteils mit Seepflanzen bestandene Untiefe deutlich erkennbar ist. Die Bewachsung der Insel selbst stellt sich in der Ansicht ausschließlich als Laubholz heraus.

In Tafel 30b liegt rechts bei dem Schnittpunkte der Quadratnetzlinien y = — 11000 und x = — 28000 der Dreieckspunkt △ Sandwerder, der nach dem Werke der preußischen Landesaufnahme „Abrisse, Koordinaten und Höhen usw.“ Teil XIII (1896) ein Aussichtsturm sein soll. Nach den dort angegebenen Koordinaten, die vom Verfasser wiederholt nachgerechnet und mit y = — 10934 und x = — 27962 m richtig befunden sind, muß dieser Punkt an einer Stelle nördlich der Hauptstraße nicht weit südlich von einem regelmäßig begrenzten weißen Fleck in Taf. 30b liegen, der in Ansicht 19 (etwas links von der Mitte) deutlich als die Terrasse einer großen Gebäudeanlage zu erkennen ist. Nach Ansicht 19 ist aber anderseits auch einwandfrei festzustellen, daß der jetzige Aussichtsturm (links oben) auf der Südseite der Hauptstraße und am Südende der Insel liegt. Betrachtet man daraufhin Tafel 30b genauer, so findet man in ⊙ 15 den Grundriß des dünnen Aussichtsturms, dessen scharf zugespitzter Schatten ungefähr parallel zur Straße nach Nordwesten gerichtet ist. Er liegt also jetzt etwa 220 m südöstlich seiner Lage von 1893,96 und kann mit maßstäblicher Genauigkeit ohne örtliche Nachmessungen nach Tafel 30b neu bestimmt werden.

Abb. 18.

Die Einzelheiten der Bebauung, die Beschaffenheit der Ufer, die Verschiedenartigkeit der Bodenbestellung und -bewachsung usw.: Das alles ist aus den Ansichten 19 bis 21 genau festzustellen, falls Tafel 30b irgendwelche Zweifel übrig lassen sollte. Das gleiche trifft nach Ansicht 21 auch für die kleine Insel Imchen vor dem Dorfe Kladow zu.

Eine genaue Profilierung der Ufer des Flusses und ihrer Hintergelände hätte man erhalten, wenn der Flieger in niedriger Höhe (etwa 75 bis 100 m) über der Stromrinne geflogen wäre und nach beiden Seiten Schrägaufnahmen gemacht hätte. In der Tat sind auch zahlreiche solche Ansichten vorhanden, von deren Wiedergabe aber hier abgesehen werden muß.

Abb. 19.

Aus den bisherigen Ausführungen geht hervor, wie wertvoll Luftbildplan und Luftbildansicht, zumal bei richtiger Anordnung der letzteren, allgemein für die Erschließung der Landschaft sind.

Künstlerisch offenbaren beide die intimsten Reize des Geländes und weisen ohne mühsame örtliche Studien und Versuche dem Landschaftsbildner mit Sicherheit die Wege, die er bei seinen Neuschöpfungen und Umgestaltungen zu gehen hat.

Sie zeigen ihm die Stellen, wo er in Berg und Tal die schönsten Aus- und Durchblicke schaffen kann. Sie lassen ohne weiteres die Naturdenkmäler erkennen, die als Zielpunkte für Straßen- und Wegeanlagen oder für jene Aussichten dienen können. Sie betonen die Geländeformen, die schönheitlich zur Geltung gebracht werden müssen, und decken Häßlichkeiten auf, die zu verhüllen sind. Sie lassen mit Leichtigkeit die geschützten Stellen finden, wo eine gemütliche Wohnlage für menschliche Heimstätten vorhanden ist, und erleichtern die Wahl von Plätzen für gewerbliche Anlagen aller Art so, daß die Natur keine Entstellung erfährt. Sie geben sichere Fingerzeige, wie sich — namentlich bei Felsformationen, Steilhängen, Schrofen und Kuppen — die Architektur in vollkommenster Weise der Örtlichkeit anpassen kann, und sie ermöglichen es dem Landschaftsgärtner, die vorhandenen Sträucher, Baumgruppen, Rasenplätze, Rohr- und Schilffelder sowie alle Unebenheiten des Geländes ohne irgendwelche Messungen und ohne örtliches Hin- und Herprobieren, sowie ohne wesentliche Umgruppierungen in denkbar vollkommenster Anpassung der Kunst an die Natur wie künstlerische Neuanlagen zu höchster schönheitlicher Geltung zu bringen. Und dem Forstmanne gestatten die Bilder einen sonst nicht erreichbaren Ein- und Überblick in sein Wirtschaftsgebiet, der ihn in den Stand setzt, diejenigen Stellen zu erkennen, wo es angebracht erscheint, eine etwa zu stark ins Auge fallende Nützlichkeit seiner Anlagen zugunsten erhöhter Schönheit abzuschwächen und umgekehrt. Auch geben sie ihm einen Wink, wo und wie bei etwa geplanten Schlägen bestimmte Waldstellen und hervorragende Einzelbäume als Naturdenkmäler oder betriebswirtschaftliche Richt- und Anhaltspunkte zu erhalten sind. —

Technisch ersetzen Luftbildplan und Luftbildansicht zunächst, wie schon in Heft 3/4 1919 eingehender dargetan worden ist, die Planunterlagen für Entwürfe aller Art nach Lage und Höhe.

Wo es sich um Straßen- und Wegeanlagen handelt, geben die Bilder in unerreichbarer Vollkommenheit die Beziehungen des örtlich schon vorhandenen Verkehrsnetzes zur Natur wieder und zeigen, wo und wie diese Beziehungen ausgebaut werden können und müssen, um das Netz möglichst vorteilhaft zu gestalten. Wer Luftbildpläne zu benutzen gewohnt ist, sieht schon in ihnen mit ausreichender Deutlichkeit die Geländefalten und -erhebungen, die für die wichtigsten Straßen und Wege in Frage kommen, und kann diese mit Maßstabsgenauigkeit unmittelbar im Bilde entwerfen. Er kann in ununterbrochener Anlehnung an die Natur seine Grundstücks- und Baublöcke so einrichten, daß einerseits die vorhandene Bewachsung, wo es wünschens-

Abb. 20.

wert ist, nach Möglichkeit erhalten bleibt, anderseits der neue Grundriß das Planbild nicht entstellt, und die einzelnen Grundstücke praktisch und zweckentsprechend zugeschnitten werden.

Die Schrägaufnahmen geben den nötigen Anhalt, die Profilierung der neuen Anlagen richtig und naturgemäß einzurichten, so daß unter Umständen unmittelbar danach gebaut werden kann.

Ebenso verhält es sich mit den Ent- und Bewässerungsanlagen. Ganz besonders wertvoll sind insbesondere die Luftbildpläne für Fluß-, Strom- und Seeregulierungen aller Art, da sie namentlich die Ufergestaltung und im Entstehen begriffene Anlandungen mit einer Genauigkeit und Ausführlichkeit erkennen lassen, wie sonst kein noch so sorgfältig bearbeiteter Plan. Dies geht besonders aus Tafel 30a (z. B. bei Lindwerder und bei der nordöstlich davon belegenen Havelbucht) deutlich hervor. —

Wirtschaftlich werden die Luftbildaufnahmen in absehbarer Zeit überhaupt unentbehrlich für die Erschließung der Landschaft sein. Denn aus keiner anderen Unterlage irgendwelcher Art, selbst aus der ausführlichsten wörtlichen Beschreibung nicht, kann mit gleicher Zuverlässigkeit auf die Zweckmäßigkeit und Wirtschaftlichkeit eines bezüglichen Unternehmens geschlossen werden, wie aus Luftbildplan und Luftbildansicht.

Man beachte z. B. nur allein die Wiedergabe des Waldes. Der erste Blick zeigt hier, wo junge Pflanzung, wo Schonung, wo dichter Bestand und wo weiträumiger Hochwald ist. Denkt man sich ein enges Quadratnetz (etwa mit 5/5 mm Maschenweite) über den Luftbildplan gelegt, so ist man ohne weiteres imstande, sogar die einzelnen Bäume auszuzählen. Geschickt aufgenommene Schrägbilder ermöglichen einen sicheren Schluß auf das

Abb. 21.

Alter der einzelnen Bestände und auf ihre Höhe und Stärke.

Ebenso erkennt man genau, wo der Acker bestellt ist oder wo er brach liegt, und überhaupt, wo Garten- und wo Ackerbestellung getrieben wird. Aufnahmen aus geringerer Höhe mit gleicher Kammer-Brennweite wie Tafel 30a lassen sogar in Gärten, auf Gemüsefeldern u. dgl. bei Anpflanzungen in geordneten Reihen zum mindesten die Schätzung der Pflanzenzahl zu, wie sich schon unschwer aus den entsprechenden Teilen der Tafel 30 schließen läßt. Selbst die Schrägaufnahmen gestatten Feststellungen, die man sonst nur unmittelbar in der Natur ausführen kann. Man achte z. B. in Ansicht 19 auf die Gärtnerei in der Mitte mit Treibhäusern und Beeten und auf den unweit davon belegenen Tennisplatz, an dessen Drahtgitter man bei genügender Vergrößerung die Maschen zu zählen vermag.

Sandlager, Kiesgruben, Steinbrüche usw. sind mit einer Schärfe zu ermitteln, die für die Feststellung ihres wirtschaftlichen Wertes für die Erschließung des Landschaftsteiles von besonderer Wichtigkeit sind.

Daß Übersichtspläne 1:10000, wie Tafel 30 Teile davon darstellen, ganz besonders geeignet sind, für Siedlungs-, landwirtschaftliche und gewerbliche Neuanlagen die wirtschaftlich geeignetsten Stellen aufzusuchen, muß ohne besondere Ausführungen einleuchten.

Aus allen diesen Gründen nimmt das Interesse aller irgendwie künstlerisch, technisch und wirtschaftlich mit der Erschließung neuer Landschaftsteile beauftragten Staats-, Gemeinde- oder Privatorgane täglich zu. Es kann allen denen, die vor solche Aufgaben gestellt werden, nicht dringend genug geraten werden, sich rechtzeitig um die Beschaffung von Luftbildplänen und -ansichten zu bemühen.

# STÄDTEBAU-GEDANKEN.

Der „Städtebau" veröffentlicht im vorliegenden Heft eine Planidee von Professor Paul Bonatz-Stuttgart für das Umlegungsgebiet im alten Festungsrayon der Stadt Köln, nachdem der Entwurf von Professor Schumacher-Hamburg bereits durch die „Deutsche Bauzeitung" und die „Stadtbaukunst alter und neuer Zeit" der Öffentlichkeit bekannt wurde. Der Entwurf von Professor Hermann Jansen-Berlin für das Kölner Umlegungsgebiet wird im „Städtebau" noch im laufenden Jahrgang gebracht werden, und, wenn es der Raum irgend gestattet, soll — der Vollständigkeit des Materials halber — der Entwurf von Professor Schumacher auch noch im „Städtebau" veröffentlicht werden.

Mit dem Abdruck der Entwürfe der technischen Hochschule in Stuttgart nimmt der „Städtebau" nicht für oder gegen einen Entwurf und dessen Erzeuger Stellung. Ausschlaggebend für die Veröffentlichung war die Tatsache, daß eine städtebauliche Aufgabe von gleichem Umfange und von gleicher Bedeutung in Deutschland seit Jahren nicht vorgelegen hat und für absehbare Zeit wohl nur in der beabsichtigten Planung von Groß-Breslau zu erwarten ist. Es handelt sich also um nichts weniger, als um einen sehr bedeutsamen Querschnitt durch die städtebauliche Arbeit in Deutschland, der teils aufzeigt, wie sich diese Materie in den letzten Jahren weiter entwickelt hat, teils Ausgangs-

punkt für das zukünftige Schaffen auf dem Gebiete der Stadtbaukunst sein kann. Es ist Aufgabe der Leser, diese verschiedenen Arbeiten für denselben Zweck zu vergleichen und dabei zu einer kritischen Würdigung und Wertbestimmung zu kommen. Eine allgemeine Mehrheit für einen der Entwürfe wird sich hierbei kaum ergeben, denn nach guter deutscher Art hat die doch noch recht junge Materie des modernen Städtebaues in Deutschland schon längst eine Anzahl von Sonderrichtungen, die sich zumeist um irgendeine der auf diesem Gebiete erfolgreichen Persönlichkeiten scharen und einen Unterteil der Gesamtaufgabe, wie z. B. das Grünflächenproblem oder die Verkehrstechnik, besonders betonen. Am Wesentlichen wird hierbei oft vorbeigetappt. Um aus den Kölner Entwürfen nur einiges zu erwähnen, so könnte man z. B. den Eindruck festhalten, daß der Entwurf Schumacher noch zu stark von Prinzipien des Hochbaues, vor allem von der Art bestimmter Hausgrundrisse beeinflußt und daß der erste Eindruck eine Verknüpfung solcher Grundrisse zu städtebaulichen Maßstäben zu ergeben scheint. Oder daß seine Projektierung von Monumentalgebäuden in den Mittelachsen und Blickpunkten allzusehr auf schöne Einzelbildwirkungen ausgeht und den Eindruck des in seinem Landschaftscharakter betonten Grüngürtels notwendig zerstören muß. Was Professor Schumacher will, das scheint die Durchwachsung der Wohnanlagen mit Grünflächen zu sein. Aber er hat diese wertvolle Absicht wohl nicht weitgehend genug durchgeführt, um überzeugen zu können. Bei der letzten Auswirkung seiner Planidee wäre er zwangläufig zu noch stärkeren Auflösungen großer Blockeinheiten gekommen, sein Lageplan hätte den Eindruck eines mehr zufälligen Zusammenhanges von Motiven verloren, und er würde in einem bestimmten Stadium seiner Arbeit vor überraschend neuartigen Problemen gestanden haben. Die Richtung seiner Arbeit ist demnach von zweifellosem Wert, doch fehlt ihr jene überzeugende, rücksichtslos durchgreifende Verfolgung, die allerdings genötigt hätte, die üblichen Bahnen der Stadtbaukunst zu verlassen.

Der in diesem Hefte wiedergegebene Entwurf von Professor Bonatz schlägt den gegenteiligen Weg ein, und zwar gleichfalls ohne ihn entschlossen bis zu Ende zu gehen. Seine Arbeit besticht beim ersten Eindruck durch die sehr große Ruhe und Geschlossenheit. Er hat die Gebäudemassen einerseits, die Grünflächen andererseits zu großen Einheiten zusammengebunden. Manchmal zu weitgehend; so war es wohl z. B. kaum richtig, den jetzt vorhandenen großen alten Obst- und Baumgarten in der westlichen Verlängerung der Stadtgarten-Unterführung am Rande des Umlegungsgebietes fast ganz in einen Wohnblock aufgehen zu lassen. Bei dieser starken Konzentration aber, die einen mächtigen Grüngürtel um den eigentlichen Kern von Köln legt, hat Professor Bonatz zu wenig auf den Umstand geachtet, daß städtebauliche Werte außerordentlich empfindlich und relativ sind. So dürfte der Grüngürtel im wesentlichen zu breit geraten sein, indem er eine organische Verbindung des inneren und des äußeren Stadtbezirkes von Köln unmöglich macht. Der Großstadtorganismus erleidet eine Störung, die besonders westlich seiner Anlage des Aachener Torbahnhofes fühlbar wird. Bonatz hat den Grüngürtel einfach möglichst breit geplant, ohne Rücksicht darauf, ob diese Breite noch einen Wert hat oder bereits nachteilig wirkt. Ein Spaziergang im Berliner Tiergarten macht fühlbar, daß das Auge breitere Grünanlagen wie etwa 120, höchstens 150 m nicht konzipieren kann, und er selbst scheint einiges davon gefühlt zu haben, indem er den schwer zu bewältigenden Leerraum mit Schrebergärten, Sportplätzen usw. füllte. Seine Idee der Konzentration von grün wäre vielleicht zu weit stärkerer Wirkung gelangt, wenn er sie nicht genau parallel zum kreisförmigen Ablauf der Ringanlagen disponiert hätte, zumal ein Verkehr in Ringrichtung kaum stattfinden wird, im Interesse der Anlagenwerte auch kaum erwünscht sein kann. Angenehm fällt die Zurückhaltung in der Placierung monumentaler Gebäude auf, denen er stets durch Anlehnung an Blocks oder andere Häuserkomplexe für das Auge des Beschauers immer das Maßverhältnis verschafft, dessen sie zu ihrer Wirkung unbedingt bedürfen. Wohl kaum eine Zeit hoher Baukunst hat dieses Grundgesetz der Relation stärker begriffen wie die Gotik. Absolute Monumentalbauten sind fast ausnahmslos ein Unding.

Das sind einige wenige sehr persönliche Bemerkungen zu den beiden Planungen des Kölner Umlegungsgebietes, die der Öffentlichkeit bisher vorliegen. Sie können naturgemäß nur weniges andeuten, ohne ein Recht auf maßgebende Wertung beanspruchen zu wollen. Denn ohne eine sehr genaue und eingehende Kenntnis der örtlichen Verhältnisse und der wirtschaftlichen Grundlagen in Köln ist es unmöglich, ein anderes als ein oberflächliches Urteil abzugeben. Und daran dürfte niemandem weniger gelegen sein, als dem Herausgeber dieser Zeitschrift.

Wenn ich dennoch an dieser Stelle keinen Punkt mache, sondern die Niederschrift meiner Gedanken fortführe, so geschieht das nicht zu Zwecken einer irgendwie eingestellten Einzelkritik, sondern weil manches an diesem Wettbewerb und seinen Ergebnissen jenseits einer dogmatischen Wertung zum Nachdenken anreizt. Wie z. B. der Umstand, daß in dem Wettbewerb für das Umlegungsgebiet Köln, in welchem, wie bekannt, Professor Jansen-Berlin, Professor Schumacher-Hamburg und Stadtbaudirektor Stoß in Köln um die Palme rangen, das Urteil nicht von einem erlesenen Kreise städtebaulicher Fachleute gefällt wurde, sondern von einem Laienkollegium. Ein solches Verfahren ist selbst dann grundsätzlich zu verwerfen, wenn sachverständige Preisrichter zum gleichen Ergebnis gekommen wären.

Zu der Bearbeitung der hauptsächlichen Teilstrecke des Gesamtentwurfes, des Abschnittes zwischen Subbelrather Straße und Luxemburger Straße, kann ich einige Anmerkungen nicht unterdrücken. Zunächst die, daß sowohl Professor Schumacher wie auch Professor Jansen und Professor Bonatz die westlich unmittelbar an das Bahngelände anschließenden, erst zu geringem Teil bebauten Blöcke nicht fortzuschaffen versucht, sondern deren vollständigen Ausbau projektiert haben. Diese Wohnblöcke sind in ihrem Wohnwert ganz außerordentlich beeinträchtigt, wenn nicht geradezu unbrauchbar und schadenbringend durch den großen und noch ständig wachsenden durchgehenden Bahnverkehr, der auch des Nachts sehr lebhaft ist. Es ist schlechterdings sehr eigenartig, nach den Erfahrungen, die man in anderen Großstädten wie Paris und Berlin, doch mehr wie ausreichend gemacht hat, ohne

Rücksicht auf Kohlenstaub, Schmutz, Lärm, gestörte Nachtruhe, dort Wohnungen zu projektieren, in denen ohne Nachteil kein Fenster außer zum Hofe geöffnet werden kann und in dem jeder nicht ganz gesunde Mensch kaum schlafen kann. Sollte es sich aus irgendwelchen mir unbekannten Gründen als unerläßlich erwiesen haben, die relativ geringen vorhandenen Hochbauansätze fortzuführen bzw. zu ergänzen, so waren hier nur Lagerhäuser, allerhöchstens Tagesbureaus am Platze. Am besten wohl hätte der Bahndamm die Grenze und den natürlichen Abschluß des Grüngeländes durch seine Form einer künstlichen Bodenwelle gebildet, so daß man, aus der Stadt kommend, nach Passieren der dunklen Unterführungen im Grünen, Hellen und Freien sich befunden hätte.

Wäre so der Grüngürtel weiter nach Osten gerückt, so hätte bei gleichbleibender Breite in den jeweiligen Entwürfen sich irgendwo weiter westlich ein freier Raum ergeben, der dann weit besser für Wohnzwecke verwendbar gewesen wäre. Wie leicht hätte sich dann z. B. durch die bestehende Unterführung der heutige Stadtgarten östlich der Bahn mit den neuen Grünanlagen westlich der Bahn verbinden und vereinigen lassen. Der Entwurf von Professor Schumacher verbindet die westliche Mündung der Unterführung mit den geplanten Parks durch einen Rasenstreifen zwischen Hauswänden einer Straße, der Entwurf von Professor Bonatz riegelt sie ganz ab.

Sodann scheint den Entwurfbearbeitern entgangen zu sein, daß an und in dem westlichen Rande des Umlegungsgebietes im Abschnitte Subbelrather Straße-Luxemburger Straße sich Krankenhausanlagen, Klostergelände, Schulen, Gymnasien usw. in fast paralleler, ebenfalls ringförmiger Anordnung befinden, unterbrochen durch zum großen Teil noch unbebautes Gelände. Es war durch diesen Anlagegürtel, der durch die noch notwendig werdenden öffentlichen Gebäude organisch hätte vervollständigt werden können, ein natürlicher Abschluß nach Westen durch eine in grün gebettete Kette öffentlicher Baulichkeiten gegeben, die es gestattet hätte, innerhalb des Umlegungsgebietes nach vollkommen neuen städtebaulichen wohnungstechnischen Grundsätzen Wohnanlagen zu schaffen, die weder lokal noch ideell mit den bestehenden Wohnblöcken von recht zweifelhaftem Werte in Verbindung gestanden hätten.

▽ ▽ ▽

Aber es konnte ja gar nicht zu einer solchen hochwertigen und bahnbrechenden Arbeit kommen, da sämtliche Entwürfe sich damit begnügt haben, das Umlegungsgebiet verkehrstechnisch zu bearbeiten und die Grundflächen angemessen zu projektieren. Das übrigbleibende Gelände wurde zu Wohnblöcken, sagen wir, verurteilt, indem die heutige Hochbaumethode einfach als einmal bestehendes und nicht fortzuschaffendes Übel als gegeben angenommen wurde. Man beachte, wie westöstlich und nordsüdlich orientierte Blöcke im selben Kleinabschnitt ohne weiteres miteinander abwechseln, wie in Blockaufteilung, Blockgestaltung, Kleinwohnungsform kein grundlegend neuartiger Gedanke zu finden ist.

Es ist wahrscheinlich, daß diese Dinge nicht im Rahmen der gestellten Aufgabe sich befunden haben, und so kann die Verfasser kein direkter Vorwurf treffen. Aber ergibt sich bei gründlicher Durchbildung eines solchen Gesamtkomplexes diese beinahe entscheidende Problemstellung nicht von selbst? Was nutzen die schönsten Grünanlagen, wenn die Wohnungen und Blöcke genau so miserabel und vom kulturellen Standpunkt aus genau so bejammernswert bleiben, wie sie heute sind? Ändert sich aber die Wohnungsform, so ändern sich auch Formen und Dimensionen der Blöcke, so verschieben sich die Straßen, die Grünflächenverteilung bekommt ein anderes Gesicht, der Großverkehr stellt andere Forderungen, kurz: die ganze Planung stürzt zusammen. Was dann?

Nicht in der Verkehrstechnik und der Grünflächenverteilung liegen die entscheidenden Probleme des Städtebaues der Zukunft verborgen, sondern ausschlaggebend ist hier allein das bisher allzu gering geachtete Grundmoment jeder städtebaulichen Arbeit von Wert, die Wohnzelle und damit die Kleinwohnungen, in der über 80% der großstädtischen Bevölkerung ihr Dasein verbringen. Wir werden so lange nicht vorwärts kommen, als wir die heutige Form des Hochbaues und der Blockbildung als ein für allemal selbstverständlich und gegeben ansehen. Es ist belanglos, ob einmal jemand eine Luftlücke in so einem Baublock läßt oder ein paar Bäume in die Höfe pflanzt. Es gibt gute Ansätze und Anregungen auf diesem Gebiete genug, auch in den Kölner Projekten, aber die sogenannte öffentliche Meinung hat um diese allzu schwere Aufgabe einen Bogen gemacht und mit dem ganzen Enthusiasmus einer sentimentalen Nation alle Hoffnungen auf den Flachbau, das Eigenheim, die Gartenlaube, die Lehmhütte u. a. m. gesetzt. Hoffnungen, die auf das schwerste enttäuscht wurden und unter den heutigen und zukünftigen Verhältnissen in der Großstadt geradezu unerfüllbar sind. Alle Illusionsberechnungen, alle pathetischen Reden der Siedlungsapostel, alle amtliche Fehlpolitik kann über diese Tatsache nicht hinwegtäuschen.

---

Grundsätzlicher Klärung scheint mir vor allem auch der Wert oder Nichtwert der sogenannten Grünstreifen zu bedürfen, die in allen Entwürfen eine sehr wesentliche Rolle spielen und seit einer Anzahl von Jahren geradezu Mode sind. Schon der Wert so ausgedehnter Grünanlagen im Stadtinnern selbst ist sehr diskutabel. Ihre Funktion als atmende Lunge und lufterneuernder Organismus der Großstadt ist von wissenschaftlicher Seite in neuer Zeit sehr in Frage gestellt worden. Aber selbst diese problematische Bedeutung vorausgesetzt, kann eine solche Grünanlage in freier Zeit (die karg genug bemessen ist für die arbeitende Menschheit, der Rest bedarf ihrer überhaupt nicht) und an Sonntagen nur während knappen 5 Monaten im Jahre wirklich genutzt werden, die Kleinwohnungen der Hunderttausende können nicht, sondern müssen, größtenteils überfüllt, das ganze Jahr, auch während des bitteren Winters, benutzt werden.

Die unmittelbare Auswertung der Grünanlagen für die Kleinwohnungen selbst ist in allen Entwürfen unterlassen worden. Daß ein paar Hinterzimmer eine bessere Aussicht haben wie in geschlossenen Blocks, ist ja ganz schön, aber nicht neu. Fast immer aber machen die tiefen bzw. langen Blöcke durch ihre Proportion dieses Wertmoment mehr

wie zweifelhaft und werden hierbei durch die als „Abschluß" vorgepflanzten Baumreihen noch nachdrücklichst unterstützt. Die Mehrzahl der Blockbewohner aber müßte sich einige Meter weit aus den Fenstern hängen, um einen Blick ins vielgepriesene Grün zu erhaschen. Da der menschliche Organismus hierauf noch nicht eingerichtet ist, ist eine solche Anordnung völlig wertlos, solange noch die Blocks als lange Rechtecke gebaut werden, die eine Schmalwand nach der Grünanlage zu öffnen. Ehe nicht die Blockanlage im Grundriß und im Aufbau sowie in der kubischen Durchbildung sich staffelförmig zum Grün hin öffnet und so mit ihm unlösbar verwächst (oder einfach aber kühn diagonal statt rechteckig gestaltet wird), solange kann von einer günstigen direkten Beeinflussung der Kleinwohnungen durch Grünanlagen keine Rede sein. Dann aber wird das Grün kein Streifengrün mehr sein, sondern Raumgrün, und die städtebaulichen Methoden der Gegenwart werden auch in diesem Punkte einer grundlegenden Umgestaltung dringend bedürfen.

Kann es noch immer eine Frage sein, wo der Kern des städtebaulichen Problems der zukünftigen Großstadt zu suchen ist? Die grundsätzliche Neugestaltung des Kleinwohnungswesens ist eine der ernstesten, wenn nicht das ernsteste Problem der Volkswirtschaft unserer Zeit wie der Zukunft. Man verfolge die innerpolitischen Bewegungen, die ausnahmslos irgendwie mit dieser Materie in Verbindung stehen. Der heutige Zustand ist eine Quelle der Krankheit, der Enge, der Not, des Hasses und der Revolte. Kann es für irgendeinen unter uns eine schönere und größere Aufgabe geben, als mitzuarbeiten an diesen Dingen, die für die Zukunft der Nation von denkbar größter Bedeutung sind? Es ist Unsinn, die Großstädte zurückbilden, auslöschen oder flachwalzen zu wollen. Sie sind zwangsläufige Bildungen des Wirtschaftssystems unserer Zeit, geboren aus der rapiden Entwicklung von Industrie und Handel bei gleichzeitigem Rückgang der Landwirtschaft und sind fest im Grundgefüge der Vergangenheit verankert. Die Großstädte werden im Gegenteil eine weitere Zunahme und Ausdehnung erfahren und damit noch entscheidender wie heute zu Brennpunkten der innerpolitischen und außenpolitischen Entwicklung werden. Die Großstadt bekämpfen, heißt diese starke Konzentration kulturbildender Faktoren hinwegleugnen, die sie nun einmal ohne jeden Zweifel repräsentiert. Aufgabe ist allein, den Zusammenhang der Großstadtbildung mit den nationalen und weltwirtschaftlichen Notwendigkeiten zu erkennen und die Organisation der Großstadt danach aufzubauen.

Auch von diesem Pole aus hat das Kölner Problem von keiner Seite aus Durchbildung erfahren. Köln ist ein noch immer im starken Wachsen begriffener Großorganismus, und dessen Durchbildung und Formgestaltung ist nicht nur für Köln, für das Rheinland als Grenzland zweier noch feindlicher Völker, sondern für die handelspolitische und staatenbauliche Entwicklung Europas von sehr wesentlicher Bedeutung.

Der Vertrag von Versailles ordnet im Artikel 180 die Schleifung der Kölner Festungswerke an, wodurch die Voraussetzungen zur räumlichen Ausdehnung der Stadt gegeben sind. Gleichfalls durch Bestimmung des Versailler Friedens werden die Seehäfen-Ausnahmetarife für Bremen und Hamburg beseitigt und im gleichen Augenblicke der Rhein internationalisiert. Es ist hier nicht der Ort, um die auf dieser völlig neuen Basis notwendig einsetzende Entwicklung Kölns eingehender zu behandeln. Von Bedeutung ist noch die Tatsache, daß die kanalbaulichen Bestimmungen des Friedensvertrages Deutschland die Fortführung des geplanten Schelte-Rhein-Kanals auferlegen, wobei das südliche Kanalprojekt mit Köln als Mündungsort die meisten Aussichten zu haben scheint. Hierzu tritt Kölns Bedeutung als Kohlenumschlagplatz.

Es ist nach alledem mehr wie wahrscheinlich, daß ein weitblickender Volkswirt über jenes Gelände an einer der bedeutendsten europäischen Menschen- und Güterverkehrsstrecken und ihren Haltepunkten ganz anders disponiert hätte, wie es vom Standpunkt des Stadtbaufachmannes aus geschehen ist. Dann aber hätte die Gesamtplanung des Umlegungsgebietes von Köln von viel weitsichtigeren und unendlich großzügigeren Grundlagen ausgehend wie heute zu einem ersten und entscheidenden Schritte auf dem Gebiete einer neuen Stadtbaukunst der Zukunft führen können, und diese soviel diskutierte und sowenig vollverstandene Materie hätte von über ihr liegenden Gesichtspunkten aus die denkbar stärksten und fruchtbarsten Anregungen erfahren können. Noch ist es nicht zu spät, und es ist wohl der Hauptwert der Arbeit von Professor Bonatz, daß das Problem Groß-Köln noch einmal grundsätzlich aufgerollt wird und daß es dann vielleicht weit weniger in den jeweiligen Lösungen als schon bereits in der Aufgabenstellung ganz anders angesehen wird, wie heute. Dann, aber nur dann auch, könnte Köln so ein Großstadtkörper unserer Zeit ebenso wie der Zukunft werden, der, an einem entscheidenden Brennpunkt des Weltgeschehens liegend, seiner kaum hoch genug zu schätzenden Aufgabe auch gewachsen wäre. (Siehe auch: Alfons Paquet: „Der Rhein als Schicksal". Kurt Wolff Verlag, München 1920.)

Die Bausteine aber, aus denen ein solcher Riesenorganismus zu errichten ist, wenn er gesund, lebensfähig und arbeitsfreudig sein soll, sind die Wohnzellen, die Volkswohnungen. Heute sind diese Zellen krank. Wollen wir an einer solchen Aufgabe verzweifeln, deren Lösung das Fundament einer besseren Zukunft bedeutet? Wollen wir aus Verzweiflung, aus Mangel an Interesse und Energie, aus Respekt vor traditionell Schlechtem, aus Rücksichten auf eine eventuelle Umwertung der Grundrente und des Bodenkredites uns einreden, es wäre nun einmal unmöglich, an diesen Dingen etwas zu ändern? Wollen wir auch hier warten, bis uns endgültiger Zusammenbruch rücksichtslos zum Neugestalten zwingt? Ob wir nun wollen oder nicht?

Vielleicht ist es nicht ohne Wert, einmal mit Schärfe diese Fragestellung festzulegen in der Hoffnung, daß sich ernsthafte und zuversichtliche Köpfe finden, die sich in leidenschaftlicher und hingebender Arbeit um ihre Beantwortung bemühen. Denn eine Antwort ist möglich.

H. de Fries.

# EIN DETAIL AUS DEM BEBAUUNGSPLAN GROSS-BERLIN.

Von Architekt MARTIN MÄCHLER, Berlin. Hierzu die Tafel 31.

Das Problem der gegenwärtigen Epoche der abendländischen Kultur ist die Weltstadt. So oft sich große Kulturkreise im Laufe der Weltgeschichte zusammengeschlossen haben, immer hat die Zivilisation zu Weltstadtbildungen geführt. Babylon, Ninive, Syrakus, Karthago und Rom, Alexandria und Byzanz sind Weltstädte gewesen, die den Höhe- und Mittelpunkt abgelaufener Kulturkreise bezeichnen. In allen diesen mächtigen Stadtbildungen waren vom Standpunkt des Städtebauers aus dieselben Mißstände zu beklagen, die auch für unsere Weltstädte charakteristisch sind. Die Arbeits- und Wohnungsfrage hat damals so wenig wie heute einer befriedigenden Lösung zugeführt werden können. Diese Tatsache ist eins der merkwürdigsten Zeichen dafür, wie wenig die Menschheit aus ihrer Geschichte zu lernen vermag. Immerhin spricht es für einen höheren historischen Sinn des gegenwärtig lebenden Geschlechtes, daß es sich seit Jahrzehnten bemüht, für den abendländischen Kreis eine der Natur der Sache entsprechende Lösung anzustreben. Der große Gedanke einer sinnvollen Teilung des ganzen Gebietes einer Weltstadt, die an sie nach den Erfordernissen als Arbeits- und Wohnungsgemeinschaft gestellt werden müssen, taucht in unserem Kulturkreise zum erstenmal auf. Aber noch immer sind wir nicht einmal bis zu den Anfängen einer praktischen Durchführung dieser Gedanken gekommen. Wir kranken daran, daß alle Lösungsversuche, die gemacht werden, nur einseitig geschehen und völlig vereinzelt bleiben. Niemals wird die weltstädtische Gemeinschaft planmäßig in ihrer Ganzheit nach innen und außen in Angriff genommen. Niemals erscheint sie darin als natürlicher Organismus, niemals wird sie gewertet als das, was sie ist, nämlich innerhalb einer höheren Einheit als ein ethnisch-geographisches Individuum, dessen einzelne Glieder und Organe nur dann harmonisch funktionieren können, wenn sie am richtigen Platze gelegen sind, miteinander in entsprechender Weise verbunden werden und jeder für sich genügend Raum zu seinem natürlichen Wachstum findet.

Die Grundlage der weltstädtischen Gemeinschaft wird dabei die Siedlungsfrage der geistig und manuell arbeitenden Bevölkerung bleiben. Der pyramidenförmige Aufbau der sozialen Schichtung wird sich auch in Zukunft von keinerlei utopischen Gleichheitsidealen abändern lassen. Wie im Altertum die Arbeitssklaven, so wird im heutigen Kreise die Arbeiterschaft die breite Grundlage jedes Staatswesens bilden müssen. Wenn aber das Altertum weder die Frage der Sklaven, noch später die des in den Weltstädten sich anhäufenden Proletariats zu lösen vermochten, so sollten wir Spätlinge der Kultur aus den abendländischen Geschichtsepochen doch so viel zu lernen vermögen, daß wir nicht an den Fehlern zugrunde gehen, denen jene Kulturen erlegen sind.

Die neuen Begriffe von der Höhe und Würde alles dessen, was Menschenantlitz trägt, Begriffe, die sich seit dem Schwur im Ballhause auch dem sozial am tiefsten stehenden Mitgliede der heutigen Kulturgemeinschaft unverlierbar eingeprägt haben, müssen bei dem Aufbau unserer weltstädtischen Organismen in Betracht gezogen werden, wenn anders sie einer Weiterblüte unserer Kultur dienen und nicht wie es im Altertum gewesen ist, zu den Kennzeichen und Symbolen des Verfalls werden sollen.

•

Schon als an die große Katastrophe, unter der Deutschland jetzt zusammengebrochen ist, noch nicht zu denken war, waren Bestrebungen darauf gerichtet, einen Bebauungsplan für das gesamte Gebiet von Groß-Berlin zu gewinnen. Diese Bestrebungen waren von dem Empfinden geleitet, daß es für das ganze Reich als Wirtschaftseinheit von vitaler Bedeutung war, dieser Einheit einen seiner Aufgabe entsprechenden Mittelpunkt zu schaffen, in dem alle Fäden zusammenlaufen wie die Leitungsdrähte in einer Elektrizitätszentrale, der so beschaffen war, daß gewissermaßen ein Druck auf den Knopf genügte, um die ungeheuren Kräfte, die im ganzen Lande aufgespeichert waren, je nach Bedarf auszuschalten oder einzuschalten, zu richten und

zu leiten, sie mit derjenigen Wirkung ausstrahlen zu lassen, die die Lage des Augenblicks erfordert.

Dadurch, daß diese Frage aber immer nur einseitig behandelt wurde, konnten sich die angedeuteten Bestrebungen nicht zu einem festen Plane verdichten. Was aber vor der Katastrophe galt, gilt nach dem Zusammenbruch in noch höherem Maße. War es vorher notwendig, mit dem reichen Vorhandenen ordnungsmäßig zu wirtschaften, galt also der Bebauungsplan Groß-Berlin immerhin nur einer verhältnismäßig leichten Aufgabe, so tritt jetzt an Deutschland die Forderung heran, völlig Neues aufbauen zu müssen.

Genau so, wie bestimmte politische Formen rettungslos zerbrochen sind, wie bestimmte wirtschaftliche Gepflogenheiten nicht mehr von neuem aufgenommen werden können, genau so wird sich auch, was den Bebauungsplan von Groß-Berlin anlangt, nicht mehr in der alten Weise mit Zufallsgebilden und Gelegenheitsarbeiten weiter wirken lassen. Es gilt politisch ein Neues zu schaffen, es gilt wirtschaftlich neue Wege zu finden, es gilt sozial umzuschichten, und so gilt es auch im Sinne einer höheren Architektur, die nicht nur auf das Einzelgebäude, auch nicht nur auf eine einzelne Stadt abzielt, sondern die, indem sie das Einzelne schafft, das Ganze will und indem sie für die Gegenwart arbeitet, das Zukünftige vorausschaut, einen neuen umfassenden Plan vorzubereiten, der dem Mittelpunkt des deutschen Landes architektonisch diejenige äußere Gestalt verleiht, die sein inneres Wesen und seine notwendige Entwicklung begreift und deren Forderungen entspricht.

•

Nicht von politischen Beschlüssen hängt das Wohl und Wehe unserer Zukunft ab, sondern einzig von dem Grade und der Art unserer schöpferisch-produktiven Tätigkeit. Im Rahmen der Kulturentwicklung ist die deutsche Gemeinschaft durch ihre bevölkerungspolitische Entwicklung und durch die wirtschaftliche Entwicklung der Welt im allgemeinen, die durch das Massenbedürfnis speziell auf industrielle Produktion mit Hilfe der Maschinen und auf Weltmarktsproduktion hinweist, dazu gezwungen, neben der schöpferisch-produktiven Tätigkeit eine energetisch sich ständig steigernde Wirtschaftsweise anzuwenden, denn nur so wird sie wieder an den Weltmarkt herankommen und wettbewerbsfähig sein. Die Lösung dieser Aufgabe bedingt eine der Natur der Sache entsprechende Organisation und einen Plan, der allen dynamischen und statischen Gesetzen Rechnung trägt. In diesem Plane findet die Dynamik im Verkehrswesen und die Statik im Siedlungswesen ihren materiellen Ausdruck.

Wir haben im „Städtebau", Heft 1/2, Jahrgang 1920, in einer Denkschrift, betreffend eine Ergänzung des Gesetzentwurfes zur Bildung eines Stadtkreises Groß-Berlin, dargelegt, welche Aufgabe der deutschen Wirtschaftsaufgabe zufällt. Im nachstehenden wollen wir eine Detailfrage aus diesem Programm darlegen, die nach unserem Dafürhalten für das Siedlungs- und Verkehrswesen der Ausgangspunkt der gesamten Umgruppierungs- und Entwicklungsfrage sein muß.

Alle nur für das Gemeinwohl einer Menschengemeinschaft arbeitenden Betriebe müssen in dem Besitz und dem Betrieb eben dieser Menschengemeinschaft sein und dürfen von keinerlei Sonderinteressen beherrscht werden. Sie müssen ständig auf der höchsten Entwicklungsstufe stehen, wirtschaftlich Musterbetriebe darstellen, über der Sache stehen, um dem Gemeinwohl zweck entsprechend dienen zu können.

Dieses Erfordernis bedingt höchste Konzentration im allgemeinen, konstruktiv einfachste Gruppierung und wirtschaftlich sparsamste Wirkungsweise jedes einzelnen Faktors.

Im Laufe der Entwicklung Berlins sind die öffentlichen Gebäude, vor allem diejenigen, die zur Verwaltung und Repräsentation des Staates bestimmt sind, planlos verteilt worden. Die Ursache lag darin, daß teilweise historische und politische Erwägungen, größtenteils aber finanzspekulative Gründe für die Unterbringung und Errichtung dieser Gebäude maßgebend waren. Fast nie war der Gedanke ausschlaggebend, daß die Geschäftsstelle des Staates in allen ihren Teilen zentral und einheitlich gruppiert sein muß.

So ist es beispielsweise gekommen, daß das Reichsmarineamt am Landwehrkanal liegt, weit ab von allen anderen Behörden, während die Reichsbank mitten im Konfektionsviertel gelegen ist. Das Wehrministerium, Postministerium, Ministerium für öffentliche Arbeiten und das Herrenhaus befinden sich in der Leipziger Straße und hindern die Entwicklung der besten Geschäftsgegend der Stadt. Das Reichswirtschaftsamt ist in der Luisenstraße untergebracht, das Reichsgesundheitsamt in der Klopstockstraße. Viele Behörden liegen inmitten reiner Wohnviertel; Oberverwaltungsgericht, Reichsmilitärgericht, Straf-, Land- und Amtsgerichte sind vollkommen zusammenhanglos untergebracht.

Diese Zersplitterung hatte zur Folge, daß der Betrieb sich nie intensiv, sondern stets extensiv entwickelte. Wohin diese Entwicklung führt, vermögen wir am besten aus der augenblicklichen Gestaltung zu ersehen, die, wenn nicht bald eine Wendung eintritt, zur ausschließlichen Konsumtions- statt zur Produktionsentwicklung führen wird.

Das Prinzip, das einer systematischen Gruppierung zugrunde gelegt werden muß, finden wir in den Siedlungsstätten kleinerer Gemeinschaftsbildungen, wie der Familie und der Arbeitsgemeinschaft. In jedem wohldurchdachten Hausgrundriß, in jeder modern angelegten Industrieanlage sind die Repräsentations- und Verwaltungsräume einheitlich um den Verkehrsmittel- und Sammelpunkt, den Haupteingang des Ganzen, gelegt. Dasselbe, was hier für die kleineren Gemeinschaften maßgebend ist, trifft für die größeren Gemeinschaften, die Stadt und den Staat, in noch weit höherem Maße zu. Alle staatlichen und städtischen Repräsentations- und Verwaltungsgebäude müssen sich um den Verkehrsmittelpunkt, den Haupteingangspunkt der Staatsgemeinschaft, gruppieren, der in unserem Falle durch den Mittelpunkt des äußeren Verkehrs, den Treffpunkt des Eisenbahnfernverkehrs (Zentralbahnhof), den Schnittpunkt der Hauptfernstraßenzüge, den Sammelpunkt des inneren Verkehrs (Verbindungsstraßen, Schnell- und Straßenbahnnetz) und den Kommunikationsmittelpunkt des geistigen Verkehrs nach innen und außen (Post, Telegraph, Telephon, Nachrichtendienst usw.) dargestellt wird. (Siehe Tafel 31.)

Der Mittelpunkt des deutschen Eisenbahnfernverkehrs wird gebildet, indem alle Linien, die von Norden und Süden nach Berlin führen, genau so wie die Ost- und Westlinien an je einem Punkt im Norden und Süden der inneren Stadt-

peripherie zusammengeführt und unter der Erde im Zuge des Lehrter und Hamburger Güterbahnhofs und der verlängerten Siegesallee (bis zur Großgörschen- bzw. Papestraße) auf einer gemeinschaftlich elektrisch betriebenen Linie durch die Stadt geleitet werden. Dadurch wird in Anlage und Betrieb nicht allein die höchste Entwicklungsmöglichkeit und Wirtschaftlichkeit erreicht, sondern es bildet sich auch ein Treffpunkt mit den Ost- und Westlinien an der Stelle des für die Allgemeinheit wertlosen Humboldthafens, der dem Bau eines Zentralbahnhofes, wie er für einen kontinuierlichen Verkehr notwendig ist, ausreichenden Raum bietet.

Um den Zentralbahnhof gruppieren sich auf dem freiwerdenden Gelände, auf dem sich jetzt die Ausstellungshallen (die in einem einheitlichen Rahmen auf dem Gelände des Hippodroms am Bahnhof Zoologischer Garten untergebracht werden sollen. Der Zoologische Garten, Kunstakademie, Technische Hochschule und Tiergarten geben den geeigneten Rahmen für sie ab) und der Lehrter Bahnhof befinden, die Reichseisenbahn-Verwaltungs- und Repräsentationsgebäude und auf der anderen Seite am Alexander- und Karlufer die Gebäude des Reichs-Post-, Telegraphen- und Telephonwesens. Westlich, nördlich und östlich dieser Gruppierung schließen sich die Stätten des Fremdenverkehrs an. Das Gelände des Zoll- und Freiladebahnhofes bietet einen würdigen Platz für die Niederlassungen der Gesandtschaften fremder Mächte. Im Zuge der Invalidenstraße können auf dem freiwerdenden Kasernen- und Eisenbahngelände Gaststätten für die Fremden untergebracht werden. Die Fremdenstadt kann sich weiter nach dem Osten zu bis zur Straße Unter den Linden, als der Hauptfremden- und Repräsentationsstraße, in jeder Form und jedem Ausmaße entwickeln.

Alle Kopfbahnhöfe, wie der Potsdamer-, Anhalter-, Görlitzer- und Stettiner Bahnhof fallen fort. Die Gelände werden frei und können mit den um sie herumliegenden Stadtteilen erschlossen werden. Die Verwertung dieser Gelände bringt nicht allein einen bedeutenden finanziellen Vorteil, sie wertet auch die Stadtteile um, die um sie herumliegen und deren Entwicklung bis heute gelähmt ist. Außerdem wird aber dadurch ein ganz bedeutender Vorteil erreicht, daß der Verkehrsapparat vereinfacht wird und die Betriebsmittel, die heute durch Abstellung und Standverkehr einer nutzlosen Zeit- und Materialvergeudung ausgesetzt sind, in vollem Umfange ausgewertet werden können. Es sei hier noch erwähnt, daß der Güterverkehr auf vier Güterverteilungs- und Sammelbahnhöfe im Osten, Süden, Westen und Norden zusammengeführt und dort durch eine Ableitungs- und Zuleitungsorganisation vervollständigt wird.

Als Fernstraßenzüge sind vom Osten nach Westen Frankfurter Allee, Frankfurter Straße, Königstraße, Unter den Linden, Charlottenburger Chaussee, Bismarckstraße, Kaiserdamm, Heerstraße gedacht, und von Süden nach Norden die südlich verlängerte Siegesallee (diagonal durch den Block Bellevuestraße, Linkstraße, Königin-Augusta-Straße, Viktoriastraße) über das frei werdende Gelände des Potsdamer, Anhalter und Dresdener Güterbahnhofs hinaus bis zur Großgörschenstraße bzw. General-Pape-Straße und weiter in der Richtung nach der Berlin-Zossener Chaussee, die nördlich verlängerte Siegesallee, die Alsenstraße bis zum Zentralbahnhof und der Straßenzug, der nördlich des Zentralbahnhofes bis zur Reinickendorfer Chaussee und weiter hinaus angelegt werden soll.

Mit der Schaffung eines Zentralpunktes für den Außenverkehr sind alle Voraussetzungen für den Sammelpunkt des inneren Verkehrs gegeben. Die Entwicklungstendenz der bestehenden Verhältnisse richtet sich übrigens im einzelnen ganz natürlich nach der von uns geplanten Einheitsgruppierung. Der Mangel, der den inneren Verkehrsorganen anhaftet, ist der, daß sich jedes Organ für sich entwickelt, der Gesichtspunkt der Einheitlichkeit und Kontinuität aber nur in geringem Maße in Frage kommt. Als Verbindungsstraße sei in unserem Plane noch besonders auf die verlängerte Tiergarten- und Lennéstraße hingewiesen, die im Zuge der Jägerstraße auf dem neu zu schaffenden Platz nördlich der Reichsbank endigt.

Haben wir so den Verkehrsmittel- und Haupteingangspunkt der Staatsgemeinschaft geschaffen, so ergibt sich unter Berücksichtigung der bestehenden Verhältnisse von selbst der Platz, auf dem die staatlichen Repräsentations- und Verwaltungsgebäude angelegt werden müssen. Wir finden die geeignete Stelle für die Reichsbehörden südlich vom Zentralbahnhof auf und um den Königsplatz und für die preußischen Staatsbehörden das Gelände südlich des Tiergartens, um den Kemperplatz herum. Das Gelände am Königsplatz ist heute bereits zum großen Teil im unausgenutzten Besitz der Allgemeinheit. Die Kosten für die noch zu erwerbenden Teile können aus den Mitteln bestritten werden, die aus der Verwertung der in anderen Stadtteilen liegenden Ministerialgebäude gewonnen werden. Das gleiche gilt für das zu erwerbende Gelände am Kemperplatz.

Für die Gruppierungsrichtung wird der Gang der Geschäfte sowohl im einzelnen wie im ganzen maßgebend sein. Wichtig ist, daß sich am Königsplatz bereits das Reichstagsgebäude, das Haus der deutschen Gesetzgebung, befindet, das richtunggebend für die gesamte Anlage sein kann.

An der Budapester Straße, zwischen dem Brandenburger Tor und der verlängerten Lennéstraße, ist inmitten alter Gärten, freiwerdender Staatsgebäude die neue Staatsoper als Repräsentationsgebäude geplant. Die inneren Verkehrsverhältnisse passen sich auch dieser Anlage an.

Auf das architektonische Problem soll vorläufig an dieser Stelle noch nicht eingegangen werden. Es soll hier nur allgemein bemerkt sein, daß der Königsplatz auch im städtebaulich-architektonischen Sinne bisher noch keine Lösung gefunden hat, die aber nun durch eine Randbebauung möglich ist. Begünstigt wird sie durch das Vorhandensein staatlicher Bauten an den Rändern des Platzes. Das architektonische Problem ist nämlich nur eine Frage der Wertsteigerung. Worauf es uns aber hier ankommt, ist neben der Organisationsfrage die Lösung der Frage der Wertbildung. Auf welche Weise es uns möglich sein wird, neue Werte in unserem ausgeplünderten Staate entstehen zu lassen, davon wollten wir hier eine Andeutung geben.

Zusammengefaßt ergeben sich folgende Werte: Das für die ganze Anlage notwendige Gelände ist zum größten Teil bereits im Besitz der Allgemeinheit. Es wird zum Teil überhaupt nicht, zum Teil nur im geringen Maße ausgenutzt und zum Teil erfordert es erhebliche Zuschüsse. Durch eine intensive Ausnutzung können nicht allein ein großer Teil der Umbaumittel (wenn nicht überhaupt alle) aufge-

bracht werden, sondern es wird auch der Betrieb vereinfacht, in seiner Auswirkung auf das höchste gesteigert und die Unkosten bedeutend verringert. Daneben werden durch das Freiwerden großer Flächen und Gelände Ausdehnungs- und Entwicklungsmöglichkeiten für die Privatwirtschaft geschaffen, und es werden in der Zeit der entsetzlichsten Arbeitslosigkeit Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten sowohl für den Arbeiter wie für den Unternehmer entstehen, die keine neue Konsumtionssteigerungen und Aufzehrungen, sondern eine Produktionsentwicklung im rentablen Sinne nach sich ziehen.

# CHRONIK.

SIEDLUNGSARBEIT IN PREUSSEN. Mitteilungen von zuständiger Stelle entnehmen wir: Trägerin des Siedlungswerkes ist die von Hauptmann Schmude geschaffene Genossenschaft m. b. H. „Heimstättengesellschaft Neudeutschland", die für den Bau von Bergmannshäusern im Braunkohlen- und Kaligebiet eine große Anzahl von Ortsgruppen begründet hat. Nach der Reichstagsverordnung vom 10. Januar 1920 erhalten die Siedler pro Quadratmeter Grundfläche 165 M. Reichsdarlehen und pro qm Stallfläche 75 M. Die Gesamtgrundfläche ist für diese Darlehnszwecke auf 70 qm begrenzt, ausnahmsweise kann bis auf 80 qm gegangen werden. Für den Stall sind bis zu 40 qm vorgesehen. Diese Reichsdarlehen werden als unverzinsliches Darlehen in Gestalt von Beihilfehypotheken eingetragen. Nach Fertigstellung der Gehöfte stellt die Gemeinde die Gesamtherstellungskosten fest. Nach fünf Jahren wird erstmalig der Mietwert im Orte ermittelt; wird er höher angenommen als die Gesamtherstellungskosten ausmachen, so wird dann ein Teil der Darlehen verzinst, letztmalig nach 20 Jahren. Zu diesem Termin wird der Mietwert endgültig festgestellt und dann ein fest fixierter Teil des Darlehens verzinst, der als Hypothek eingetragen bleibt. Der Rest des ursprünglichen Darlehens wird à fonds perdu gelöscht.

Besonders rege ist die Bautätigkeit auf dieser Basis in der Gegend um Helmstedt und im Kreise Neuhaldensleben, alles im Braunkohlenrevier. Dort sind zum Winter rund 50 Hausstellen unter Dach und Fach gebracht und zum Beziehen durch die Eigentümer fertig. Hiervon liegen 7 Häuser in Barneberg, 6 in Harbke, 6 in Frellstedt, 5 in Sommerschenburg, 4 in Sommersdorf, 2 in Alleringersleben, 1 in Wefensleben und größere Siedlungen noch in Beendorf und vor allem in Voelpke mit 13 Häusern. Ein Haus ist noch in Üplingen angesetzt. Alle diese Häuser, unter denen der Typ des Einfamilienhauses mit dem des für zwei Familien bestimmten Doppelhauses abwechselt, sind von Bergarbeitern der umliegenden Gruben, Karoline, Fürst Bismarck usw., in ihrer freien Zeit errichtet worden. Die Kosten für ein Doppelhaus belaufen sich auf zirka 80000 M. — für jede Hälfte 40000 M. —, die für ein Einfamilienhaus auf 45000 M. In welchem erfreulich schnellen Tempo dort gebaut wird, zeigt ein Beispiel aus Voelpke, wo ein solches Doppelhaus für zwei Familien zu je vier Zimmern mit fünf Maurern am 23. Juni d. J. begonnen ist und am 15. Oktober fertig werden wird. Im ganzen Kreise gibt es dort nur zwei Ziegeleien, die natürlich das erforderliche Baumaterial für die schnell fortschreitende Siedlung nicht liefern können. Die Siedler aber wissen sich Rat und haben sich dort zur Hälfte kostenlos Altmaterial verschafft, und zwar Bruchsteine von alten, außer Betrieb gesetzten Ziegeleien, die sie selbst abbrechen, und ferner Steine aus einem ersoffenen Schacht einer Braunkohlengrube.

Sehr schön ist das Prinzip der Solidarität, nach dem die Häuser gebaut werden. Die Siedlungen werden immer gruppenweise angelegt, und die Siedler jeder einzelnen Gruppe verpflichten sich schriftlich, sich untereinander beim Bau der Häuser bis zur Fertigstellung des letzten Baues gleichmäßig zu helfen. Niemand hat also das Recht, sich von der Arbeit zurückzuziehen, wenn sein Haus fertig dasteht, und die anderen sich allein abmühen zu lassen, sondern jeder ist an dem Bau der ganzen Siedlung gleichmäßig interessiert, und ein gesunder Egoismus ebenso wie das stark entwickelte Gemeinschaftsgefühl der Siedler sorgen dafür, daß schnell und gleichmäßig gut gebaut wird.

Die Völpker Häuser, zu denen übrigens auch noch Material aus Baracken der Heeresverwaltung verwendet worden ist, sind so angelegt, daß die Bergleute nur einen Weg von einer halben Stunde zu den Gruben haben, auf denen sie arbeiten. Die Häuser liegen an der Chaussee, sind mit reichlichem Gartenbauland ausgestattet und haben eine prächtige Fernsicht auf das fruchtbare sächsische Land.

Das Lockstedter Lager, in dem entlassene Soldaten, zumeist entlassene Baltikumer, angesiedelt werden, hat im ganzen einen Umfang von 18000 Morgen, also ein gewaltiges Terrain von Heideland, das bei fachmännischer Umarbeitung sehr guten Roggen- und Kartoffelboden abgibt und auch noch erhebliche Bestände an Laub- und Nadelholz enthält. Bis jetzt, in der kurzen Zeit der Ansetzung der Siedler, sind 1400 Morgen Heideland umgepflügt. Man denkt, im ersten Jahre 3000 bis 4000 Morgen Heideland urbar und für die Besiedelung fertigmachen zu können. Als der Ministerpräsident dort weilte, war alles in regster Arbeit, und von den für 600 Morgen Winterroggen bestellten Düngemitteln ein Teil eingetroffen, der bereits ausgestreut wurde. Die Arbeiten der Umpflügung des Heidelandes werden mit Dampfpflügen von den Siedlern selbst nach ihrer Anlernung vorgenommen und sind keineswegs leicht: ein Teil der Leute muß immer erst durch Ausroden und Abbrennen des Ginsters, mit dem die Heide stark durchsetzt ist, die Bahn soweit freimachen, daß der Dampfpflug nicht stecken bleibt.

Die gegenwärtige Belegschaft des Lagers mit Soldatensiedlern beträgt etwa 300 Mann. Jedoch kann, wenn genügend Baracken von den vorhandenen zur Verfügung gestellt werden, auf dem gesamten Terrain eine noch beträchtliche Anzahl von Mannschaften untergebracht werden, die bis zum Frühjahr, wo die regelmäßige, sie vollauf beschäftigende Landwirtschaftsarbeit beginnt, im Walde und mit allerlei Arbeiten (Abbruch von Baracken, Herbeischaffung von Baumaterial) reichlich beschäftigt werden können. Das vorhandene Material an Baracken und Bauten reicht aus, um drei Dörfer damit zu errichten.

Die Lockstedter Siedlung wäre schon viel weiter gediehen, und es hätten schon große Stücke Heidelandes, das nun bis zum nächsten Jahr auf seine Kultivierung warten muß, unter den Pflug genommen werden können, wenn nicht in der Eigentumsübertragung des ganzen Platzes an die die Siedlung betreibende preußische landwirtschaftliche Verwaltung so viel Schwierigkeiten gemacht würden. Die Stellen, die von Reichs wegen diese Verhandlungen führen, zeigen sich leider vielfach noch wenig geneigt, den Übungsplatz, ebenso wie andere zur Siedlung in Betracht kommende Plätze aus der Hand zu geben. Das hatte neben der Verzögerung aller Dispositionen und der landwirtschaftlichen Arbeiten auch die sehr bedauerliche Folge, daß den Siedlern immer noch nicht die genügende Sicherheit für ihre wirtschaftliche Zukunft gegeben werden konnte. Die Leute, die sich heute dort ansiedeln wollen und an die schwere Arbeit der ersten Pionierjahre herangehen, haben nach all dem, was man ihnen versprochen hat und als Arbeitsgegenleistung von ihnen fordert, ein Anrecht darauf, daß sie mit absoluter Sicherheit an Hand exakter Verträge verbürgt erhalten, daß sie in absehbarer Zeit als freie Siedler auf der eigenen Scholle sitzen und die Früchte ihrer Arbeit ernten. Nur dieses Ziel kann und wird, das hat sich bei allen Unterredungen und bei der Aussprache nach der Versammlung, die Ministerpräsident Braun im Lockstedter Lager abhielt, klar und deutlich gezeigt, imstande sein, die Leute jetzt im Winter und in der ganzen ersten Zeit, wo die

Unterkunftsverhältnisse, insbesondere für die Verheirateten, noch vielfach unbefriedigend sind, zum Ausharren zu veranlassen. Kommt die von Preußen angestrebte vermögensrechtliche Auseinandersetzung bald zustande, so daß die Siedler ihre Verträge erhalten können und wissen, woran sie sind, dann ist nicht daran zu zweifeln, daß, abgesehen vielleicht von ein paar wankelmütigen Abenteurernaturen, die große Masse der Siedler durchhält, und daß schon nach wenigen Jahren an der Stelle des alten Truppenübungsplatzes und seiner Baracken und Heideflächen ein blühendes Gemeinwesen von mehreren Dörfern mit seßhaften und wieder mit der Heimaterde verwurzelten Menschen sich erheben wird.

Es bestehen, um einiges über die Struktur der jetzigen Siedlung zu sagen, innerhalb des Bestandes von 300 Mann drei in ihrer Geschäftsführung von einander unabhängige Genossenschaften und einige Gruppen in der vorläufig noch losen Form von Arbeitsgemeinschaften, die noch nicht zur festen Form des genossenschaftlichen Zusammenschlusses gelangt sind. Ursprünglich war beabsichtigt, die Genossenschaften dem Soldatensiedlungsverband Holstein anzuschließen, aber man hat sich unter vorläufiger Zurückstellung dieses Projekts dem Verband landwirtschaftlicher Genossenschaften in Kiel als Revisionsgenossenschaft zugewandt. Die Soldatensiedler haben bei einem zehnstündigen Arbeitstag bis jetzt ein Einkommen von 30 Mark pro Tag, was den örtlichen Tarifen entspricht. Die Soldaten erstreben jetzt aber eine Neuregelung ihrer Bezüge.

Einige Worte noch über die preußische Domäne Lentfohrden, die, im Schleswig-Holsteinschen gelegen, 9000 Morgen Heidemoor und mineralischen Boden umfaßt, von denen schon 3600 Morgen für Kulturzwecke bearbeitet werden. Auf Lentfohrden arbeiten jetzt in zwei Lagern 72 Soldatensiedler, die ebenfalls nach den ortsüblichen Tarifen bezahlt werden und später auf dem von ihnen urbar gemachten Lande angesiedelt werden sollen. Die Abenteurernaturen, die die Arbeit nicht aushalten wollten, sind fortgelaufen. Was zurückgeblieben ist, ist recht gutes Arbeitsmaterial, das willig lernt, und von denen etwa ein Drittel gelernte Landwirte sind. Nach Urbarmachung des Moores in Wiesenland, beabsichtigt der Fiskus, wie gesagt, Rentengutsverträge mit den Siedlern zu schließen. Die Baumöglichkeiten sind vor der Hand hier noch schwierig, man hofft aber von der Möglichkeit, selbstgestochenen Torf bei den Ziegeleien gegen Ziegelsteine tauschen zu können, regen Gebrauch zu machen. Daß dieser Moorboden sich ausgezeichnet zur Kultivierung eignet, wenn die richtigen Methoden angewendet werden, zeigten überraschende Resultate von jüngst umgearbeiteten Moorstücken, wo man pruchtvolle Wiesen sah, von denen schon der zweite Schnitt gemacht war und der dritte bereits saftig und gut in Klee stand. Die Soldatensiedler haben eine Feldbahn zur Überquerung der weiten Strecken des Domänengeländes zur Verfügung und wissen sich, wenn die Lokomotiven zu ihren Zwecken gicht ausreichen, ebenso humorvoll wie geschickt durch eine von ihnen konstruierte Segelbahn zu helfen.

Die Arbeitsordnung, die sich die Soldatensiedler durch ihre selbstgewählten Führer gegeben haben, besagt, daß um 7 Uhr morgens mit der Arbeit begonnen und bis 6 Uhr mit einer Stunde Mittag, einer Frühstückspause von 9 bis 1/4 10 Uhr und einer Nachmittagspause von 1/4 Stunde gearbeitet wird. Jeder hat die Arbeit zu leisten, zu der er eingeteilt wird, niemand darf unentschuldigt fehlen. Jeder „hat die Interessen der Genossenschaft zu wahren". Heute sieht man auf Lentfohrden erst drei große helle Administrationsgebäude und an einer anderen Stelle der Domäne die solide gebauten Mannschaftsbaracken und Wirtschaftsgebäude. In 5 Jahren werden, das ist das Programm des preußischen Fiskus, 120 Familien der Soldatensiedler in eigenen Häusern und in kleinen Dorfgemeinden angesiedelt sein, so daß auch dort in absehbarer Zeit eine weltentlegene stille Domäne in ein Gelände umgewandelt sein wird, in dem 6 bis 700 bodenständige Menschen von ihrer Hände Arbeit als freie Siedler leben und dem urbar gemachten Moor sehr bedeutende Getreide- und Kartoffelmengen abgewinnen werden. Nicht viel anders werden sich hoffentlich die Ereignisse auf dem nicht weit entfernten anderen fiskalischen Besitz Klein-Offenseth und Hohenfelder Königsmoor entwickeln, wo heute bereits 32 heeresentlassene Soldaten arbeiten.

So wird hier vom preußischen Landwirtschaftsministerium und Führern wie Schmude eine ungemein zukunftsreiche und trotz ihrer vorerst noch relativ geringen Ausmaße für weite Kreise des Volkes hochbedeutsame Arbeit geleistet.

LETZTE ZUCKUNGEN DES VORGESTRIGEN. BAUKUNST. Während die Märchenstadt Bruno Tauts auf das geduldige Reißbrett gebannt bleiben dürfte, drängt in Düsseldorf ein ähnliches Projekt wenigstens im Weg der Inserat-Reklame mächtig nach Verwirklichung. Die Weltverkehrszentrale Düsseldorf will ein Schriftstellerhaus, Presse- und Handelshof (G. m. b. H.) erstehen lassen, ein architektonisch etwas belangvolleres Gebilde als die Planung Tauts, aber immerhin auch nur eine Orgie billig-größenwahnsinniger Konstruktivität: Ein Riesenkasten von jener Allerwelts-Baugesinnung, die Bahnhof und Fabrikanlage, Warenhaus und Wasserturm zu jener gigantischen Kubik auftürmt, die todsicher immer „monumental" ist, auch wenn nur eine zwerghafte architektonische Begabung dahintersteckt.

In dies Gehäuse — o armes Düsseldorfer Stadtbild! — soll alles, natürlich einfach alles hinein: Betsaal und Tingeltangel, Bureau und Theater, Kunstausstellung und Börse, Hotel und Presseklub, nicht zu vergessen das Messehaus und die Musterschau, denn dieses maniakalische Gieren aller deutschen Städte von Breslau bis Posemuckel nach den Ruhmeskränzen und den Umsatzziffern Leipzigs gehört nun einmal mit zum klinischen Bild der Zusammenbruchspsychose. Wie sehr der Welteroberergeist dieser Beton-Korybanten heute noch, nach der traurigsten aller Katastrophen, in kriegerischen Vorstellungen schwelgt, erhellt daraus, daß Düsseldorf kühn das Ausfallstor unserer wirtschaftlichen Friedensoffensive genannt wird. Sollen wir weinen oder lachen?

Die Karnevalistik dieser Reminiszenz an die Großmaulära vor 1914 wäre nur erheiternd, wenn nicht Anlaß bestünde, hinter dem Projekt amerikanisches Kapital zu vermuten und damit immerhin eine gewisse entfernte Möglichkeit von Verwirklichung. Zunächst wird ja wohl auch das Ausland Gründe haben, solchen Gründungen fernzubleiben, aber für eine fernere Zukunft, die uns doch wieder mit einer Neu-Infektion durch derlei hochkapitalistische Gründungstendenzen bedrohen könnte, muß schon jetzt der Unterstützung solchen Unfugs durch ästhetische Ideologien ein Riegel vorgeschoben werden.

EIN WIEDERERSTANDENER DOM. Von unserem Kasseler Mitarbeiter wird uns geschrieben: Es wird in der letzten Zeit bestritten, aber das ändert nichts an der Überlieferung: Mitten in einem der ältesten Orte des Hessenlandes in Fritzlar, jetzt einer ruhigen Kreisstadt, einstmals aber Mittelpunkt regen Lebens, stand in uralten Zeiten eine gewaltige Eiche, die dem Donar geheiligt war. Hier brachten die alten Katten dem Allvater ihre Opfer dar. Da kam Bonifacius, fällte die Eiche und erbaute aus ihrem Holze eine Kirche, die er dem heiligen Petrus weihte. Aus dem Holzkirchlein aber wurde ein Dom, der weithin in das Land ragt. Byzantinische und gotische Formen finden sich darin in traulichem Verein. Der stolze Bau hütet einen wertvollen Domschatz und kostbare Heiligenbilder und Statuen. Das Alter nagte an dem Dom. Vor 30 Jahren stürzte einmal ein Turm ein und kostete zahlreichen Leuten das Leben. Aber auch sonst wurden manche Zerstörungen angerichtet, die dem Dom den Charakter der hohen Kathedrale nahmen.

Im Jahre 1912 wurden nun großzügige Erneuerungsarbeiten begonnen. Im Gegensatz zu anderen Bauwerken erlitten diese Arbeiten durch den Krieg keine nennenswerten Unterbrechungen, und jetzt, nach 8 Jahren, stehen die Erneuerungsarbeiten vor dem Abschluß. Künstlerische und praktische Forderungen kamen bei diesen Arbeiten zu gleichen Teilen zu ihrem Recht. Dabei sind wertvolle Funde gemacht worden, die für die Geschichte und für die mittelalterliche Kunst gleichbedeutend sind. Das Kasseler Landesmuseum hat verschiedene Funde erwerben können, in Plastik sowohl als Gravierkunst, und diese Erwerbungen sind nach Geheimrat Dr. Bochland in Kassel Dokumente dafür, daß einstmals in Fritzlar eine blühende Kunstschule bestanden haben muß, die von Helmarshausen befruchtet wurde. Wer heute in den Dom eintritt, wird befangen von etwas Hohem und Hehrem. Ein unaufdringlicher und doch freundlich heller Anstrich, der die alte Architektur zur besten Wirkung erhebt, gibt dem Hause die Weihe. Wiederhersteller des Domes ist Regierungsbaumeister Becker, der am 1. Oktober als Regierungs- und Baurat nach Erfurt geht. Bis zu diesem Tage müssen die Arbeiten abgeschlossen sein, und so wird jetzt mit einem in heutiger Zeit fast erstaunlichen Eifer gearbeitet. Wenn dann die erneute Weihe durch den Bischof von Fulda — wahrscheinlich auch durch andere hohe Würdenträger der Kirche —

erfolgt, ist dem deutschen Volke ein Dom wiedergegeben, der eine Anziehungskraft sondergleichen ausüben wird. Das alte Friedeslar, das Bonifacius gegründet, überragt dann wieder ein wahrhafter Dom, der zu den bedeutendsten Baudenkmälern gehört, die es aus dem 12. Jahrhundert gibt. Daß in dieser baulosen Zeit ein alter Dom aufs neue erstanden ist, läßt die Bedeutung der Domerneuerung Fritzlars besonders hervortreten.

KÖLNER BAU- UND KUNSTFRAGEN. Der Reichsminister Dr. Koch hat bei seinem Besuch im Rheinland eine neue Note in die Art der Ministerbesuche gebracht, indem er nach dem offiziellen Teile eine besondere Besprechung abhielt, in der eine rege Aussprache über die wichtigen kulturellen Fragen des Rheinlandes war. Sie galt zunächst der Einführung des Reichskunstwarts in Köln und damit im Rheinland und auch einer Fülle von Einzelbesprechungen aus den künstlerisch interessierenden Kreisen. Der Minister ging bei allen Erörterungen davon aus, daß rheinische Eigenart und Bodenständigkeit möglichst zu unterstützen seien. Aus den berufenen Vertretern künstlerischer Kreise der Stadt Köln und von einer Anzahl Herren aus andern rheinischen Städten wurden dem Minister in eingehender Weise Wünsche und Anregungen aus ihren Gebieten vorgetragen. Es wurde besonders bemerkt, daß die neugeschaffene Stellung des Reichskunstwarts nicht eine Dienststelle darstellen solle, die sich mit mehr oder minder bedeutenden Einzelaufgaben zu beschäftigen habe, sondern dazu mitwirken solle, den einzelnen Landesgebieten von ihren eigenen kulturellen Verhältnissen aus gerecht zu werden und so Kunstmittelpunkte in den verschiedenen Gegenden Deutschlands zu schaffen, die jede ihre eigne, der Geschichte und dem Charakter entsprechende Bedeutung haben soll. Diese Zentralisation solle nicht ein Zeichen von Loslösung und der Beginn von Gegnerschaft zwischen den einzelnen Orten sein, sondern es sollen gerade durch eine Stärkung auch der großen Städte in den äußern Teilen des Reichs die Reichseinheit und die gemeinsamen kulturellen Bestrebungen gefördert werden.

In bezug auf die Bebauungspläne der Stadt Köln, dieser wirtschaftlich begründeten und in das gesamte kulturelle Leben der Stadt eingreifenden Aufgabe, müsse vor allem verhindert werden, daß in ihr einheitliches Gefüge Reichsbauten wie ein Fremdkörper hineingebracht würden. Auch solche Bauten müßten aus der örtlichen Kultur hervorwachsen und in besonders hohem Maße an dem künstlerischen Gesamtwillen größerer städtebaulicher Entwürfe teilnehmen. Der Reichsminister versprach größtmögliche Unterstützung des Rheinlands, z. B. in Ausstellungsfragen, und sicherte eine Förderung der Künstlerschaft, besonders auch in bezug auf Steuerfreiheit (Luxussteuer für Kunstwerke), zu. Viel bemerkt wurde eine Äußerung des Reichsministers über die Tätigkeit des Kunstwarts, der nach seiner Auffassung ein Vermittler sein solle zwischen den Wünschen der Künstlerschaft und Kunstvereinigungen und den einzelnen Ressorts. Der Minister gab die Gewähr, daß das Rheinland mit einer Kunstpflege rechnen könne, die bei den durch die Besetzung gegebenen Schwierigkeiten seiner Stellung als Vorposten deutscher Kultur trotz seines mehr und mehr international gefärbten Lebens gerecht werde. Aus den ganzen Besprechungen, in denen alle Hauptfragen von kultureller Bedeutung gründlich beraten wurden, darf man den Schluß ziehen, daß die Interessen des Rheinlands bei der Reichsregierung Verständnis und Förderung finden werden.

HAUPTVERSAMMLUNG DES BUNDES DEUTSCHER ARCHITEKTEN IN WÜRZBURG. Cornelius Gurlitt, der neugewählte Bundesvorsitzende, konnte am Begrüßungsabend, an dem sich gegen 200 Architekten Deutschlands mit Vertretern der Landes- und Ortsbehörden im Reichshof zu Würzburg zusammenfanden, darauf hinweisen, daß der Tagungsort und seine Vergangenheit allen Baukünstlern der Jetztzeit Mahnung und Hoffnung zugleich geben könne. Der jetzige Niederbruch Deutschlands könne nur mit dem des Dreißigjährigen Krieges verglichen werden. Aber wie die Volkskraft Deutschlands sich damals schnell erholt und eine vordem nicht geahnte Kulturhöhe erreicht habe, so dürfe man hoffen, daß auch jetzt die Sammlung aller geistigen und künstlerischen Triebkräfte den Weg zu einer in Armut geläuterten deutschen Baukultur finden werde. Diesen Weg zu suchen, sei die vornehmste Aufgabe der schaffenden deutschen Künstler. Daß das Wohn- und Bauelend der heutigen Zeit den Willen zum Schaffen und zur Mitarbeit beim Wiederaufbau im deutschen Architekten nicht getötet, ihn vielmehr erst recht zum klaren und zielbewußten Wollen entwickelt hat, kam auf der Tagung des B. D. A. deutlich zum Ausdruck. Die Baukünstler leiden heute wirtschaftlich aufs schwerste, aber die gemeinsame wirtschaftliche Sorge führt sie auch zu gemeinsamer Arbeit zusammen. Aus der Not der Zeit ist der Einheitsverband der freischaffenden Baukünstler, der Bund Deutscher Architekten (B. D. A.) entstanden. Der Wille zum Zusammenschluß stand auch im Vordergrund der Aussprache; vereinzelte Sonderbestrebungen der jüngsten Vergangenheit sind endgültig aufgegeben. Von den sachlichen Erörterungen können die zur Beratung gelangenden Organisations- und Verfassungsfragen kaum allgemeines Interesse beanspruchen. Es sei erwähnt, daß der bekannte Dresdener Professor Cornelius Gurlitt zum Bundesvorsitzenden, der Stuttgarter Professor Elsässer und der hannoversche Architekt Kröger zu Beisitzern im Vorstande erwählt wurden. Die Mitgliederzahl des Bundes ist nach dem Geschäftsbericht auf etwa 2500 gestiegen. Es wurde ferner Aufhebung des Bauverbots und der Zwangswirtschaft auf dem Baumarkt verlangt und festgestellt, daß die bureaukratische amtliche Geschäftsführung bei der Gewährung der Baukostenüberteurungsgelder ein gut Teil zur Verelendung des Wohnungswesen beigetragen habe.

Das Preisgericht in dem WETTBEWERB FÜR DIE BEBAUUNG DER GROSSEN SANDSCHOLLE IN NOWAWES (ein 50 Hektar großes, bisheriges forstfiskalisches, von der Gemeinde erworbenes Gelände) mit Kleinhaussiedlungen hat unter den eingegangenen 87 Entwürfen folgende Preise zuerkannt: Drei II. Preise von je 2500 Mk. den Architekten Heinrich L. Dietz in Potsdam, Prof. Heinrich Straumer-Berlin, Karl Derleder-Staaken und Edmund Deute in Britz; drei III. Preise von je 1500 Mk. den Architekten Albert Rieder-Wilmersdorf, Jürgen Bachmann-Lichterfelde, Willi Welz-Wilmersdorf. Zum Ankauf wurden empfohlen die Entwürfe der Architekten Gregor Rosenbauer-Potsdam und Adolf Rading-Breslau.

DER BEZIRKSTAG DES LANDESBEZIRKS RHEINLAND (RECHTSRHEINISCH) UND WESTFALEN DES BUNDES DEUTSCHER ARCHITEKTEN fand am 8. August in Dortmund statt. Er war außerordentlich zahlreich besucht. Nach einer Begrüßung der Gäste durch den Ersten Vorsitzenden, Architekten Wöhler, Düsseldorf, fand ein Vortrag des Regierungsbaumeisters Blecken, Essen, von der Treuhandgesellschaft für Bergwohnstätten statt, der auf die Bedeutung der Zusammenarbeit zwischen Siedlungsbehörde und Privatarchitekten hinwies. Nachmittags fand im alten Rathause die Bezirksversammlung statt, an der etwa 180 Architekten teilnahmen. Die Tagesordnung befaßte sich u. a. mit Berufsfragen. Die Architekten Deutschlands sind bis auf wenige vereinigt im Bunde Deutscher Architekten, der sich in 14 Landesbezirken über ganz Deutschland erstreckt und zurzeit etwa 3000 Mitglieder umfaßt. Der Einheitsgedanke kam auch in Dortmund stark zum Ausdruck. Es wurde betont, daß mehr als bisher der Architekt am öffentlichen Leben teilzunehmen hat, und daß er mehr als bisher in allen Fragen von Kunst und Kultur zu hören ist. Aus der Versammlung heraus wurde gefordert, daß die Privatarchitekten zur Bearbeitung öffentlicher Bauten herangezogen werden. Einen großen Teil der Besprechung nahmen die Siedlungsfragen ein. Werden doch in absehbarer Zeit die Siedlungen zum größten Teil das Arbeitsgebiet des Architekten sein. Auch hier wurde betont, daß der Privatarchitekt Mustergültiges auf diesem Gebiet geleistet hat. Nach Schluß der Tagesordnung fand unter Führung Dortmunder Architekten eine Besichtigung des Wettbewerbes „Bergmannssiedlungen" in der Kunst- und Gewerbeschule statt, der von der Stadt Dortmund ausgeschrieben war.

DIE AUFSTELLUNG VON GENERAL-BAULINIENPLÄNEN wünscht eine Entschließung, die das bayrische Staatsministerium des Innern an die Regierungen, die Bezirksverwaltungsbehörden sowie die Stadt- und Gemeinderäte gerichtet hat. Die Entschließung geht von dem Gedanken aus, daß es gerade in der gegenwärtigen Zeit, in der infolge bedauerlicher Umstände die Bautätigkeit fast

völlig ruhen muß, zweckmäßig ist, der Aufstellung neuer und der gründlichen Umarbeitung veralteter, nicht mehr zeitgemäßer Generalbaulinienpläne ein Augenmerk zuzuwenden und dadurch für die Möglichkeit künftiger gesunder Entwicklung der Städte und Ortschaften Vorsorge zu treffen.

Der Erlaß weist weiter darauf hin, daß für diese Arbeiten eine ganze Reihe von tüchtigen, auf dem Gebiete des Baulinienwesens bestens eingearbeiteter Architekten zur Verfügung stehe, deren Heranziehung dringend zu befürworten sei, damit Baulinienpläne geschaffen würden, die allen Anforderungen des Verkehrs, des Städtebaus, des Heimat- und Naturschutzes und der Gesundheit voll entsprechen. Die Gemeinden werden in einer so wichtigen Angelegenheit, die auf die Inanspruchnahme von geeigneten Sachverständigen erwachsenden Auslagen sicher nicht zu bereuen haben und sich ein dauerndes Verdienst um die Entwicklung ihres Gemeinwesens erwerben. Gleichzeitig können sie hierdurch auch dazu beitragen, tüchtigen, bewährten Baukünstlern und ihren geschulten Hilfskräften das Durchhalten durch eine für sie sehr ungünstige Zeit zu erleichtern.

JUBILÄUM DER KAISER-WILHELM-KIRCHE. Ganz anders freilich, als man es bei der Einweihung ahnte, wurde am 1. September das 25jährige Jubiläum der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche begangen. Es war vor 25 Jahren eine große glänzende Feier, der der Kaiser und die Kaiserin beiwohnten, einige Prinzen und auch die greise Großherzogin von Baden, als Tochter des Heldenkaisers, dessen Gedächtnis die Kirche geweiht wurde. Die Geschichte dieses Gotteshauses ist aufs engste verknüpft mit dem Namen des damaligen Oberhofmeisters der Kaiserin Frhrn. v. Mirbach, dem Vorsitzenden des Kirchenbauvereins. Der Kirchenbauverein ist der Erbauer, Frhr. v. Mirbach jedoch hatte die gesamte Bauangelegenheit geleitet, die damals die Öffentlichkeit zeitweilig recht lebhaft beschäftigt hat. Die Baukosten beispielsweise, etwa 4000000 M., heute eine verhältnismäßig lächerliche Summe, waren damals der Gegenstand recht scharfer Kritik. Heute sieht man mit Wehmut auf die Zeit zurück, die ein solches Werk für diese Summe geliefert hat. Erbaut ist es von Baurat Schwechten im spätromantischen Stil. Sein kleiner Architektenwitz gegen die filzigen Berliner Stadtväter, den er an dunkler und nur durch „Genossen" verratener Stelle einmeißelte: „Was für Kamele einst gewesen die Väter unserer größten Stadt: nicht einmal 100000 M.!" machte bei den Getroffenen zwar böses Blut, wurde aber sonst von aller Welt gebührend belacht; denn — recht hatte er allerdings gehabt! Der 113 m hohe Turm ist ein Wahrzeichen für die ganze Gegend geworden. Er enthält 5 Glocken aus dem Metalle von Geschützen gegossen, die 1870/71 den Franzosen abgenommen worden waren. Auf der ersten ist zu lesen: Königin Luise und Kaiser Wilhelm I. — auf der zweiten: Augusta — auf der dritten: Deutschland, mit Kaiserkrone und Reichsadler — auf der vierten: Kaiser Friedrich — auf der fünften: Auguste Viktoria. — Alle sind reich mit Wappen usw. geschmückt.

Die Kirche hat fast 1800 Sitzplätze. Sie ist überaus reich an kostbaren Kunstwerken und bestem Material. Die Eigenart als Gedächtniskirche kommt in vielen Darstellungen und Bildern, Wagen usw., von Festlichkeiten und berühmten Heerführern zum Ausdruck. Eine Gedächtnishalle ist bildlich reich ausgestattet. Italienische Mosaiken sind mit bester Wirkung verwendet. Einen Mosaikfries hat Geselschap geschaffen. Die wundervolle Christusfigur auf dem Altar ist von Schaper. Berühmt sind auch die bunten Fenster. Der Kaiser und die kaiserliche Familie stifteten u. a. 5 Treppenfenster. Überhaupt birgt die Kirche eine Fülle von Geschenken und größeren Stiftungen, an denen sich zu Ehren Kaiser Wilhelms, selbst nicht-evangelische Kreise beteiligt haben, ferner auch die Logen. Die große Orgel ist ein hervorragendes Werk von Sauer. Auf der Empore haben nahe an 300 Sänger und 80 Musiker Platz.

SIEDLUNGSKLAGEN. „DER WOHNUNGSVERBAND ALS HAUSWIRT." Eine Protestversammlung gegen den Wohnungsverband Groß-Berlin war vom Aktionsausschuß der Mieterausschüsse und Siedlungsorganisationen Groß-Berlins nach dem Sophien-Realgymnasium in der Weinmeisterstraße einberufen worden. Das Thema des Abends lautete: „Der Wohnungsverband als Hauswirt. Was haben die Mieter zu erwarten?" Der Referent, Herr Richter, erklärte zu Beginn seiner Ausführungen, daß sich ein Aktionsausschuß gebildet habe, der für das Wohl der in den Groß-Berliner Siedlungen untergebrachten Mieter einzutreten und sich von jeder Politik fernzuhalten gedenke. Diesem Aktionsausschuß haben sich bisher zehn Kolonien wie Johannistal, Adlershof, Steglitz, Tegel, Wittenau, Schwedter Straße, Swakopmunder Straße und Pankow, angeschlossen. Die Angriffe, die der Referent und nach ihm die Diskussionsredner gegen die Bauten des Wohnungsverbandes richteten, waren außerordentlich schwer. Die Verhältnisse wären, so führten die einzelnen Redner aus, so schlimm, daß der Aktionsausschuß die Verwaltung der neuerbauten Siedlungshäuser ehrenamtlich übernehmen wolle, um geschlossen für die Abhilfe der Mängel an den Häusern eintreten zu können. Denn fast alle Schreiben, die wegen Reparaturen an den Wohnungsverband gerichtet worden seien, wären unbeantwortet geblieben. Für den Bau der Häuser wäre altes Material verwendet worden, das aus dem Rheinland, Oberschlesien usw. bezogen wurde, weil angeblich in Berlin davon nichts zu haben gewesen sei. In vielen Fällen wäre das Holzmaterial völlig feucht und vereist in Berlin eingetroffen und in diesem Zustand verwendet worden. Einige Häuser, die nach dem finnischen Bausystem Olof Boecker errichtet worden seien, hätten sich wohl bewährt, aber die meisten andern Gebäude seien direkt „zusammengehauen" worden. Von einer Kontrolle durch Beamte des Wohnungsverbandes hätte man noch nichts gehört, auch nicht über die Abnahme der Bauten. Bei 40—50% der Häuser regne es durch das Dach so hindurch, daß das Wasser durch die obere Etage in die unten gelegene Küche laufe.

AUSSTELLUNG KLASSIZISTISCHER BAUWERKE AUS SCHLESWIG IN KOPENHAGEN. In der Königlichen Kunstakademie zu Kopenhagen wurde auf Veranlassung des Akademieprofessors Karl Petersen und des Altonaer Stadtbauinspektors Werner Jakstein, des Leiters der deutschen Städtebauausstellung in Bergen, eine Ausstellung ausgewählter klassizistischer Bauwerke Norddeutschlands eröffnet. Gegenstand der Ausstellung sind die von Jakstein aufgefundenen Originalpläne der Landesheilanstalt Schleswig, 1817 von C. F. Hansen erbaut, und des 1826 von J. C. Lillie errichteten Herrenhauses Gudow. Für Kopenhagen sind diese Arbeiten von besonderem Interesse, weil beide Meister dänischer Abstammung sind und ihre Ausbildung auf der Kopenhagener Akademie erhielten. Hansen, der Erbauer der Frauenkirche, des Rathauses und des Schlosses Christiansborg, hat in der Heilanstalt zu Schleswig sein in der Anlage einheitliches und großzügigstes Werk geschaffen. Lillies Pläne zum Herrenhause Gudow sind besonders bemerkenswert, weil sie in allen Detailangaben und der Baubeschreibung vollständig erhalten sind und so einen seltenen Einblick in die Arbeitsweise jener Zeit ermöglichen. Die Pläne Lillies sind Eigentum der Frau Erblandmarschallin v. Bülow.

WETTBEWERB UM EINE MITGLIEDSKARTE. Der Bund Deutscher Architekten schreibt einen Wettbewerb für eine Mitgliedskarte unter seinen Mitgliedern und den Mitgliedern des Deutschen Künstlerbundes sowie des Verbandes der Gebrauchsgraphiker bis zum 2. November d. J. aus. Preise und Ankäufe 4000 M. Im Preisgericht sind u. a. Cornelius Gurlitt, der Reichskunstwart Dr. Redslob, die Architekten Prof. Bruno Paul und Prof. Heinrich Straumer, die Maler und Graphiker Cesar Klein, Max Pechstein, Ernst Stern und Prof. E. R. Weiß.

Ein vom Siedlungswerk Nürnberg erlassener WETTBEWERB FÜR DIE SIEDLUNG „LOHER MEES" BEI NÜRNBERG hatte folgendes Ergebnis: Ein Erster Preis wurde nicht verteilt, je einen Preis von 1750 Mark erhielten die Architekten Lehr und Leubert BDA. sowie Matth. Billmann einen Preis von 1000 M., Architekt BDA. Max Hans Mayer, Ankäufe zu je 600 M. die Architekten Eisenbahnassessor W. Bühlmeier, Prell und Speckhardt, Regierungsbaumeister Alois Frey, Dipl.-Ing. Paul Seegy, sämtlich in Nürnberg, Steidel und Gehring, Erlangen, Friedr. Hertlein, Nürnberg und Hans Pylipp jun., Ansbach.

PROFESSOR HUGO EBERHARDT, der bekannte Architekt und Direktor der Technischen Anstalten in Offenbach, hat einen Ruf als Leiter der Meisterklasse für Architektur an der Akademie der bildenden Künste in Dresden erhalten. Es handelt sich um den Lehrstuhl Sempers und Wallots, den zuletzt German Bestelmeyer und Hans Poetzig innehatte.

Verantwortlich für die Schriftleitung: H. de Fries, Berlin. — Verlag von Ernst Wasmuth A.-G., Berlin W., Markgrafenstraße 31. — Inseraten- :-: annahme Werbedienst G. m. b. H., Berlin W., Lützowstraße 102—104. — Gedruckt bei Herrosé & Ziemsen, G. m. b. H., Wittenberg. :-:

JAHRG. XVII 1920 HEFT 7/8

# DER STÄDTEBAU

MONATSHEFTE FÜR STÄDTEBAU UND SIEDLUNGSWESEN

HERAUSGEBER H. DE FRIES, BERLIN

GEGRÜNDET VON THEODOR GOECKE UND CAMILLO SITTE :: VERLAG VON ERNST WASMUTH A.-G., BERLIN W8





## WOHNUNGSNOT UND WOHNUNGSSIEDLUNG.*)

Von Architekt JOH. GEIST, Berlin. Hierzu die Tafeln 33—34.

Darüber besteht wohl kein Zweifel, daß wir mit unserem Siedlungswesen, welches nach dem Kriege in Szene gesetzt wurde, um der Wohnungsnot und dem sozialen Elend zu steuern, Fiasko gemacht haben, und zwar in so hohem Maße, daß unter den gegebenen Verhältnissen jede Weiterarbeit auf diesem Gebiete aussichtslos erscheint, es müßten denn Mittel aufgebracht werden, deren Schicksal durch ihre unproduktive Anlage, mit der sicheren Aussicht, nie wieder in den Staatssäckel bzw. in die Hände der Staatsgläubiger zurückzukehren, jedem verantwortlichen Staatsmann und Volkswirtschaftler einen Schauer über den Rücken jagen muß.

Untersuchen wir nun einmal die Gründe unserer bisherigen Mißerfolge, und forschen wir nach der Möglichkeit, die unterbrochene Arbeit wieder aufzunehmen.

Wenn wir unsere Leistungen auf dem Gebiete der Wohnsiedlung betrachten, so können wir feststellen, daß im Durchschnitt die vollbrachten Arbeiten, in bezug auf Wohnungsherstellung, also in Gesamtanlage, Grundriß und Aufbau, gelungen sind, ja, daß sich Lösungen darunter befinden, welche dem Ideal sehr nahe kommen. Vom Standpunkt des Ganzen aus betrachtet, haben diese Leistungen aber fast gar keinen Wert, denn wir stehen heute vor der Tatsache, derartig mehr oder minder nach dem Ideal strebende Projekte nicht mehr finanzieren und bezahlen zu können.

Wenn man sich klar macht, daß schon vor dem Kriege die Siedlungsunternehmungen schwer zu kämpfen hatten, daß es nur in wenigen Fällen gelungen ist — meist standen große prosperabele Industrieunternehmungen hinter solchen Unternehmen —, einwandfreie Eigenhäuser zu normalen Mietspreisen zu erstellen, auf wieviel Schwierigkeiten mußte derselbe Versuch bei unserer heutigen katastrophalen Wirtschaftslage stoßen. Man wäre ganz gut in der Lage gewesen, die Schwierigkeiten, die sich einem Unternehmen größten Ausmaßes entgegenstellen, zu übersehen. Man hat sich aber, trotzdem ein Mißlingen klar sein mußte, kühn darüber hinweggesetzt und ohne genügende Vorbereitungen den Versuch gewagt. Man wende nicht ein, daß zwingende politische Gründe vorlagen, denn diese sind erst nachträglich künstlich geschaffen worden und haben mit dem Kern der Sache nichts zu tun.

Was war die logische Folge? Trotz der großen Opfer, die der Staat, oder besser gesagt, die Steuerzahler gebracht haben und noch bringen müssen, ist von einer Abnahme der Wohnungsnot nichts zu merken, im Gegenteil, sie wird von Tag zu Tag verschärft, und das einzige Mittel, das man zur Wiedergutmachung dieser mißlungenen Transaktion anwenden will, ist, daß man versucht, aus dem Staat und den Steuerzahlern neue Unsummen Geldes herauszuschlagen, mit denen das Beginnen weiter fortgesetzt

*) Die nachstehende Abhandlung sollte auf dem Siedlertag (der vor kurzem in Leipzig abgehalten wurde) vorgetragen werden. Die dreitägige Dauer der Tagung war aber fast ausschließlich durch Vortrag und Diskussion über ein theoretisches Problem von Professor Franz Oppenheim, Frankfurt (Main), über landwirtschaftliche Siedlung in Anspruch genommen, so daß für praktische Siedlungsfragen nur mehr eine kurze Zeit übrig blieb, die bei der Anzahl der sich zum Wort Gemeldeten in eine 5-Minuten-Redezeit aufgeteilt wurde. Der Verfasser konnte in dieser Zeit nur feststellen, daß auf der Tagung über alles andere gesprochen wurde, nur nichts über das eigentliche Siedlungswesen und das Wohnsiedlungshaus.

werden soll. Man will es also nicht verstehen, daß man die eigenen Kräfte und das Können überschätzt hat und treibt so von einer Katastrophe in die andere.

Es handelt sich in gegenwärtiger Zeit nicht um das Erreichen eines Zieles, welches glücklicheren Zeiten vorbehalten bleiben muß, um eine dem Ideal möglichst nahekommende Herstellung von Wohnungshäusern, sondern um die Behebung der Wohnungsnot. Man versuche doch einmal richtig den Sinn des Wortes Wohnungsnot zu erfassen, und es wird gelingen, das äußerste Maß der Bedürfnisse zu erkennen. Man bedenke, daß das Volk in schwerster Not ist. Ein großer Teil unserer Mitmenschen hat überhaupt kein Dach über dem Kopf oder haust unter den unwürdigsten Verhältnissen zusammengepfercht in den kleinsten Quartieren.

Man kann heute dieser tieftraurigen Tatsache nicht mehr dadurch begegnen, daß auf irgendwelchem Wege finanzielle Mittel aufgebracht und in die verunglückte Sache hineingeworfen werden. Wenn noch irgendeine Umkehr zur Besserung erreicht werden soll, so muß vor allem endlich einmal offen ausgesprochen werden, daß eine Besserung nicht durch Verbrauch ungeheurer finanzieller Mittel oder durch eine der sogenannten billigen Bauweisen kommen kann, sondern daß eine Weiterarbeit nur möglich ist, wenn die Ansprüche der Siedler auf das erreichbare Maß zurückgeführt werden.

Alle bisher erstellten Siedlungsbauten gehen weit über dieses Ziel hinaus. Mindestens 70% der Bevölkerung hatten vor dem Kriege — also noch in glücklicheren Zeiten, in denen wir es uns leisten konnten — Wohnungen von höchstens 1—2 Zimmern, einen verfügbaren Wohnraum von 35 qm im Durchschnitt. Unter richtiger Bewertung dieser Tatsache hätten die Siedlungshäuser erbaut werden sollen. Es ist indessen kaum ein Haus unter 60 qm Wohnfläche hergestellt worden, und der Effekt ist der, daß der kleine und der kleinste Mann, trotzdem er die Masse der Bedürftigen ausmacht, unberücksichtigt geblieben ist. Zum Teil haben sogar Kriegs- und Revolutionsgewinnler die Siedlungsbauten zu Objekten der Kapitalverschleierung gemacht. Der soziale Gedanke, der dem Siedlungswesen zur Richtung hätte dienen sollen, ist mißbraucht worden.

In fast keinem Falle ist ferner Bedacht darauf genommen worden, daß sich die zu erstellenden Wohnquartiere nicht konsumtiv und hemmend sondern in produktivem und förderndem Sinne in unser Wirtschaftsleben einfügen müssen. Dieser Fehler hat zur Folge, daß ein großer Teil der aufgewendeten Summen, volkswirtschaftlich betrachtet, als verloren gelten kann. Wir müssen in Zukunft die Zentren des Wirtschaftslebens und insbesondere der Industrie richtig erkennen. Man vergesse bei der Behandlung der ganzen Wohnsiedlungsfrage niemals, daß sie nicht Selbstzweck ist, sondern nur Mittel zum Zweck und daß das reibungslose Arbeiten aller Faktoren der Arbeit, also auch der der Siedlung, primär, daß die Befriedigung der Wohnbedürfnisse sekundär ist. Nur die Siedlungsweise ist gesund, welche sich den primären Faktoren der produktiven Arbeit anpaßt. Es sei hier insbesondere auf die Arbeiten des Architekten Martin Mächler hingewiesen, der diese lebenswichtige Erkenntnis, die für das Siedlungswesen von grundlegender Bedeutung ist, in verschiedenen Schriften, insbesondere in seiner Denkschrift, betreffend eine Ergänzung des Gesetzentwurfes zur Bildung eines Stadtkreises Groß-Berlin (veröffentlicht im „Städtebau", Jahrgang XVII, 1920, Heft 1/2), klar und deutlich nachgewiesen und beurteilt hat.

Kurz zusammengefaßt heißen also die Gründe für den Mißerfolg der Siedlungstätigkeit:

1. Unterschätzung der Aufgabe,
2. Verkennen der Bedürfnisse sowohl im allgemeinen wie im einzelnen,
3. volkswirtschaftlich nutzloser Verbrauch und Verzettelung der Mittel und Kräfte,
4. aus dem Mangel dieser Erkenntnis folgend jedes Fehlen einer brauchbaren Idee.

Es soll nun durch folgenden Vorschlag unter Vermeidung der festgestellten Fehler der Versuch gemacht werden, eine Grundlage für eine Weiterarbeit zu finden, welche nicht von vornherein der Verurteilung durch jeden Sachkundigen und insbesondere durch jeden volkswirtschaftlich Denkenden sicher ist:

### 1. Lage der Wohnsiedlungen.

Die Wohnungsnot besteht zweifellos für alle Schichten der Bevölkerung und an allen Orten, zu ganz besonderen Mißständen jedoch hat sie in allen größeren Wirtschaftszentren geführt. Wegen der beschränkten Mittel und zur Vermeidung jeder Kraftvergeudung kann nur in diesen wichtigsten Ansammlungszentren der Hebel angesetzt werden; wenn hier gründliche Arbeit geschaffen wird, so ist eine erleichternde Rückwirkung auf die übrigen überfüllten Quartiere gesichert. Es ist absolut unzulässig, daß an möglichst vielen Orten und möglichst individuell gebaut wird. Die Durchführung eines großzügigen Programms und eine genaue Kontrolle der öffentlichen Gelder wäre damit unmöglich gemacht, wie alle bisherigen Arbeiten beweisen.

### 2. Die Aufschließung.

Bei der Aufschließung hat die allergrößte Sparsamkeit zu walten. Man versuche einmal, und es wird auch ganz oder wenigstens fast ganz ohne Straßenanlagen gehen. Unsere Wirtschaftszentren sind durchweg so dicht mit Chausseen durchzogen, daß die Hauptzugangswege gesichert sind. Es erübrigt sich, daß jedes Haus an befahrbarer Straße liegt. Die zwischen den Chausseen liegenden Wohnwege können nach geringer Planierung bleiben wie sie sind. Es steht natürlich nichts im Wege, eine zu mangelhafte Straßenanlage späterhin, wenn sich unsere wirtschaftliche Lage gebessert hat, nachzuholen.

Eine Kanalisation hat selbstredend zu unterbleiben; der Dung wird dringend im Garten benötigt.

Eine ausreichende Versorgung mit gutem Trinkwasser ist eine Forderung der Hygiene, jedoch sind die gesamten Installationsobjekte als Komfort zu bezeichnen. Es genügt vollkommen eine bequem zum Haus gelegene Zapfstelle.

Elektrisches Licht ist als Forderung der Wirtschaftlichkeit unerläßlich. Die Leitungen sind als Freileitungen anzulegen; jeder Siedler bekommt gegen feste Rate eine gewisse Lampenzahl. Entsprechende Verträge sind mit den Werken abzuschließen.

Ein Garten ist für jeden Siedler selbstverständlich, und zwar in einer Größe (soweit es sich nicht um rein landwirtschaftliche Siedlungen handelt), die ein werktätiger Mann bequem in seinen Freistunden bewirtschaften kann, d. h. 300—500 qm.

### 3. Das Haus.

Daß wir uns endgültig von dem Begriff der Villa frei machen müssen, daß unsere Aufgabe lediglich darin besteht, dem dringendsten Wohnbedürfnis Rechnung zu tragen, ist der Kernpunkt dieses Vorschlages. Der dringendste Wohnbedarf des kleinen Mannes beträgt, wie schon oben festgestellt, ca. 35 qm. Er ist in etwas erweiterter Form (41 qm reine Wohnfläche) den vorliegenden Hausentwürfen zugrunde gelegt und verteilt sich auf eine Wohnküche, eine Stube und eine Kammer oder in einer Variante auf eine Küche, zwei Stuben und eine Kammer. Außerdem enthält das Haus einen kleinen Stall mit darüber liegendem Heuboden und einen Abort. Die Räume werden geheizt durch einen Herdofen, welcher die Küche resp. die Wohnküche direkt und die übrigen Räume durch eine Luftheizung erwärmt. Die Notwendigkeit eines Bade-, Wasch- und Trockenraumes ist entschieden zu verneinen. Die Herrichtung eines besonderen Bades für jede Familie ist bei der heutigen Kohlenknappheit an sich unwirtschaftlich. Da eine größere Siedlung ohnehin nicht ohne Gemeinschaftsbauten auskommen kann, empfiehlt es sich, gemeinschaftliche Badehäuser zu errichten. Für die Wäsche kann unbedenklich die Küche in Anspruch genommen werden. Wer die Wäsche des kleinen Mannes kennt, weiß, daß sie ohnehin mit Vorliebe in diesem Raum vorgenommen wird. Zum Trocknen ist der Garten da, und wenn auch ruhig bei dauerndem Regenwetter einmal ein paar Wäschestücke in der Wohnung hängen müssen, so berechtigt das noch nicht zur Anlage eines kostspieligen Trockenbodens. Ebenso gehört die Anlage eines Kellers nicht zur Befriedigung des Wohnbedürfnisses. Der Keller ist eine Notwendigkeit zum Aufbewahren der Feldfrüchte, also lediglich eine Forderung landwirtschaftlicher Betätigung. Hierfür eignen sich vorzüglich sogenannte Erdkeller, die jeder Siedler sich mit leichter Mühe im Garten selbst einrichten kann. Es ist auch hierfür unzulässig, öffentliche Gelder auszugeben.

### 4. Die Finanzierung.

Oder, worauf es lediglich ankommt, wie wird durch die hier vorgeschlagene Ausführung der Staatshaushalt belastet. Daß die Möglichkeit, wirklich größere Menschenmassen im Kleinhaus mit Garten unterzubringen, unschätzbare Vorteile für die Gesundung unserer Volkskraft im Gefolge hat, braucht hier nicht besonders erörtert zu werden. Es handelt sich jetzt nur um das rechnerisch zu erfaßende Resultat.

Das System der sogenannten Überteuerungszuschüsse ist keine Erfindung von heute, es hat sich schon in früheren Jahrhunderten bewährt und soll darum beibehalten bleiben, jedoch ist es dringend nötig, sich über die Höhe der Überteuerung von vornherein Klarheit zu verschaffen, damit nicht, wie bisher, zu den gewährten staatlichen Zuschüssen von anderer Seite weitere Gelder notwendig werden, die die staatliche Beihilfe bei weitem übertreffen. Daß die jetzt zulässigen Sätze nicht ausreichen, daß eine Erhöhung auf mindestens das Doppelte erforderlich ist, wird von den maßgebenden Stellen zugegeben und steht in sicherer Aussicht; wir brauchen zu unserem Vorschlag eine Erhöhung der jetzigen Sätze um 50%, deren teilweise Rückzahlung jedoch nicht, wie bisher, einer ungewissen Zukunft überlassen bleibt, sondern der geforderte Zuschuß soll in voller Höhe des Kapitals mit 1% amortisiert werden. Dieser Vorschlag dürfte dem Finanzminister die Hergabe der erforderlichen Mittel bedeutend symphatischer erscheinen lassen.

Eine billige Hypothekenbeschaffung, etwa zu 3½% und ½% Amortisation, dürfte mit Hilfe der interessierten Körperschaften in Anbetracht des dringenden Bedürfnisses absolut im Bereiche der Möglichkeit liegen.

Die Herstellungskosten des hier skizzierten Einfamilienhauses betragen beim Einsetzen der augenblicklich sehr hohen Berliner Detailmarktpreise 27000 M. Es dürfte jedoch leicht möglich sein, bei einer Massenauflage durch großzügige Materialbeschaffung und einheitliche Verarbeitung den Herstellungspreis um 10% herabzudrücken, mindestens jedoch auf 25000 M.

Die Beschaffung eines Grundstückes von 400 qm Größe und seine baureife Herrichtung ist nach dem geschilderten Aufschließungsplan zum Preise von 2000,00 M. zu bewerkstelligen. Die Rentabilitätsberechnung stellt sich danach wie folgt:

| | |
|---|---|
| Grundstück . . . . . . . . . . . . . . | 2000,00 M. |
| Baukosten . . . . . . . . . . . . . . | 25000,00 „ |
| | 27000,00 M. |
| Die staatlichen Zuschüsse betragen nach heutigen Sätzen für den vorliegenden Bau 9700 9700 . 1,5 = . . . . . . . . . . . . . . | 14550,00 „ |
| Dauerwert | 12450,00 M. |

| | | |
|---|---|---|
| I. Hypothek 3½% + ½% Amort. | von 9000 M. | 360,00 M. |
| II. Hypothek 5% | „ 3450 „ | 172,50 „ |
| Zuschuß 1% | „ 14550 „ | 145,50 „ |
| Unkosten | | 222,00 „ (ca. 2% vom Dauerwert.) |
| Erforderliche Miete pro Jahr | | 900,00 M. |

Das ist, auch wenn man den Ertrag des Gartens nicht in Rechnung stellt, ein unseren städtischen Verhältnissen angemessener Mietspreis.

Die ganze Bedeutung dieses Vorschlages „Einstellung des Siedlungswesens auf die allgemeine Bedürfnisfrage“ tritt durch den Vergleich der Kapitalforderung gegen früher zutage. Es ist bei den heutigen Verhältnissen nicht möglich, ein Haus, wie wir es bisher gebaut haben, unter einer tatsächlichen Überteuerung von 45000,00 M. herzustellen. Dem gegenüber beträgt die hier geforderte Summe noch keine 15000,00 M. Mit demselben aufgewendeten Kapital kann man also die dreifache Menschenmenge den heutigen Verhältnissen entsprechend einwandfrei unterbringen d. h. nicht weniger als dreifache Arbeitsleistung! Ist die Wohnsiedlung dann auch noch so gruppiert, daß sie in wirtschaftlichem Zusammenhange mit der Produktionsstätte steht, daß also keine unnötigen Verluste von Zeit und Geld durch Fahrten usw. mehr entstehen, so ist damit das Höchste erreicht, was für unsere augenblickliche Lage zweckdienlich, für den einzelnen und die Allgemeinheit zu erreichen ist. Die Siedlung wird dann nämlich auch zum Rentabilitätsfaktor und bietet somit eine Sicherung für die aufgewendeten Mittel.

# DER NEUE FRIEDHOF IN BERLIN-SCHÖNEBERG.

Von Architekt LEBERECHT MIGGE, Worpswede. Hierzu die Tafeln 35—39.

Abb. 22.

I.

Der Friedhof steht seit langem im Zeichen durchgreifender Wandlungen. Von der Parteien Haß und Gunst entstellt, schwankte seine Form; unsicher durchlief er alle Arten der Garten- und Parkgestaltung, ähnlich wie es auch unserer Stadtgestaltung erging.

Er ist vielleicht das unglücklichste Kind unserer Zivilisation; denn er entbehrt der wichtigsten Grundlagen einer Kultstätte, eben des festen kultlichen Hintergrundes. Die Bestattung unserer Toten vollzieht sich nicht rituell auf dem Boden einer festen religiös gebundenen Anschauung der Zusammenhänge von Leben und Tod oder einer erkenntnismäßig-naturwissenschaftlichen basierten Lebensanschauung. So bleibt der Bestattungsakt — abgesehen von dem erschütternden persönlichen Moment, das keine Idee beiseite schieben kann — inhaltsleer. Kein Wunder, daß auch die Form der Totenstätten unsicher wurde. Über die Grundfrage Feuer- oder Erdbestattung hinaus gab es keine Einigung. Und als mit der formauflösenden Tendenz jener geistigen Strömungen um 1800, die wir als „Romantik" zu bezeichnen uns gewöhnt haben, die Form unserer Städte im Auftriebe einer materieller und äußerlicher werdenden Zeit unsicher und schwankend wurde, da verlor auch die Gestaltung der Friedhöfe ihren letzten Halt. Raumbildungen von architektonisch strenger Tendenz wichen immer mehr zugunsten von individualistisch-aufgelöst gestalteten „Parkfriedhöfen". In der Hervordrängung des Einzelgrabes und seiner Ausschmückung ging alle Würde der Gesamtanlage unter, die auch im Gräberfeld eine einheitliche Formidee immer mehr verlor.

Auch Schöneberg hat, wie fast alle Städte, einen älteren Friedhof an der Eythstraße, der ganz individualistisch-romantisch angelegt ist. In „interessanter" Mischung sind die verschiedenen Grabarten unmittelbar nebeneinander und durcheinander vorhanden. Das Vegetationsbild ist ohne Rhythmus und Ordnung, Wege und Straßen geben keine orientierend-gliedernde Teilung der Gesamtanlage. Alles in allem erschien es nicht verantwortlich, diesen Weg bei der Vergrößerung der Anlage weiterzugehen, um so mehr, als das Erweiterungsgebiet nach seiner Größenabmessung durchaus die Möglichkeit, ja Notwendigkeit ergab, von ihr aus beim zweiten Belegungsumlauf die Gesamtanlage durchgreifend zu reorganisieren (vgl. Plan der Vollbelegung).

Was Schönebergs alter Friedhof im kleinen erweist, ist nichts anderes als das, was sich aus Großfriedhöfen, wie dem Ohlsdorfer, gleichermaßen ablesen läßt; daß die Gestaltungsmittel der romantisch-individualistischen Anlage, so unermeßlich ihre aus der Natur unmittelbar abgeleiteten Wirkungen theoretisch scheinen, in Wirklichkeit nicht geeignet sind, auch nur kleine Bildungen räumlich-eindrucksvoll zu gestalten. Es verliert sich jede Orientierung und jede Raum- und Größenvorstellung, weil diese grundlegenden Faktoren alles räumlichen Gestaltens an gewisse, dem menschlichen Gefühl faßbare Einheiten oder ihre organische Zusammenfügung gebunden sind. Alles geht in einem gestaltlosen Ineinanderwogen auf. Das Einzelgrab, in diesem Zusammenhange auf sich allein gestellt, ver-

Abb. 23.

liert seine besten Wirkungsmöglichkeiten durch die Vereinzelung; kein Wunder, daß eine materialistisch und massenhaft empfindende Steinmetzengeneration es ins Bombastisch-Hohle vergröberte. Es ist die architektonische Gestaltungsform die hier einzig helfen kann.

II.

Der Schöneberger Friedhof, wie ihn Migges Neuplanung zeigt, besteht aus einem alten und einem neuen Teil, beide durch das heute noch im rohen Zustande daliegende Teichgelände verbunden. Dieses Bindeglied ist von Migge architektonisch wirksam durchgebildet in der Formgebung des Gewässers und der Ausbildung seines natürlich, terrassenartig ansteigenden Ufergeländes zu einem Urnengarten.

Am Eingange an der Eythstraße, der auch später der Hauptzugang bleibt, sind die Verbrennungsanstalt, ein bestehendes Verwaltungshaus, eine bestehende Kapelle und eine neu zu errichtende Leichenhalle zu einer bedeutenden Gebäudegruppe vereinigt, und in ihrer unmittelbaren Nähe ist in den alten Friedhofsteil eine Ehrengräberstätte hineingekeilt.

Abb. 24.

Von hier führt auch der Hauptzufahrtsweg auf eine ostwestlich geführte Hauptweganlage, die zur Achse für eine Reihe von Sondergärten wird. Sie ist ausgebildet als Fahrstraße und charakteristisch durch berankte Mauern und durch pavillonartige Überbauungen der Nebenwege, die als Hauptachse der Sondergärten von ihr ausgehen. Ihre rückwärtigen Seiten geben Gelegenheit für Mauer- und Wandgräber. Die Sondergärten scheiden sich nach Form, Grabart und Bepflanzung in Gärten für Erwachsene und Kindergärten; außerdem sind einige Vereinsgärten als Grabstätten von Gemeinschaften angeordnet. Auf den Gräberfeldern und innerhalb der Sondergärten scheiden sich Familien- und Reihengräber.

III.

Für die Bepflanzung bringt der Entwurf, nach den persönlichen Erfahrungen seines Verfassers und auf pflanzlichen Voraussetzungen aufgebaut, besondere Vorschläge. Lassen wir hier den Erläuterungsbericht des Verfassers selbst sprechen.

Die Bepflanzung.

„Sie gliedert sich in eine Großpflanzung (Bäume und Sträucher) und in eine Kleinpflanzung (Blumen und Bodenbedeckung). Jene stellt, teilweise in Form gehalten, die grüne Baumgruppierung und Orientierung im allgemeinen her, diese umfaßt die eigentliche Grabbepflanzung. Beide charakterisieren durch grundsätzliche Unterschiede die drei wesentlichen Begräbniskategorien von vornherein. Das wird am besten an ein paar Beispielen veranschaulicht.

a) Grabarten für Erwachsene. Dichte, hohe Birkenalleen — die das ganze Gebiet im übrigen einheitlich durchharven — bilden, von brüstungshohen Rotbuchen begleitet, einen langgestreckten Gartenraum, dessen Vorder- oder Mittelgrund in der Höhe wiederum durch rhythmisch eingesprengte Einzelbäume, sowie durch Hecken aufgeteilt wird. Diese Kulissen sollen aber auch durch starken farbigen Gegensatz wirken, weshalb hierfür vorzugsweise dunkle österreichische Zerreichen, Blutbuchen, Rotahorn, Goldpappeln, Silberpappeln, Weißahorn und andere Bäume verbunden mit immergrünen Thuya-, Taxus- und Ilexhecken gedacht sind. Die Ebene markieren, als Trennung der Grabreihen und Hintergrund der Denkmale, lange Zeilen von Blütenhecken, Spyre, Zierkirschen, Strauchrosen, Deutzien, Kerringen u. a. in ihren mannigfachen Abarten und Farben

Abb. 25.

von Weiß, Gelb, Rosa und Rot. Ergänzend und steigernd ist dann für die Grabbepflanzung eine für jeden Garten einheitliche Einfassung aus ebenfalls ausdauernden Hornveilchen, Zwergiris, Glockenblumen, Arabis, Grasnelken, Immergrün, Gauklerblumen u. a. gedacht, die teils immerblühend, die unterschiedlichen Farbenharmonien der einzelnen Gärten noch erweitern und verspriesen. Dabei sollen diese Einfassungen mit der Zeit die nicht gepflegten Gräber völlig überziehen, so daß der — auch sozialen — Grundforderung moderner Friedhofsreform: Kein Grab ungepflegt — genügt wird.

b) Im Kindergarten wird die sinngemäß gleichartige Grabbepflanzung durch lustige Blumenzwiebeln und allerlei Sommerblumen noch verstärkt, während hier die grobdrähtigen Blütenhecken durch schmälere Zierhecken aus Quittenmispeln, Jungeichen, Mahonien u. a. ersetzt werden. An Stelle der Birkenalleen treten hier geschlossene Laubengänge aus Rotbuchen, Hainbuchen oder Linden. Die Hauptunterscheidung bewirken aber Hängebäume, die über die ganzen Terrassen gleichmäßig verteilt, aber nach Arten getrennt sind. Es sind hierfür Hänge-Eschen, -Buchen, -Weiden, -Ulmen und -Apfelbäume vorgesehen, die je nach Raumbedürfnis das ihnen zugewiesene Sondergärtchen rieselnd überzweigen.

c) Bei den Urnengräbern treten die Zierhecken als Böschungsbepflanzungen und die Einfassungen wie vorhin auf. Nur bei den Familienurnen ist ebenso wie bei den

d) Erbbegräbnissen (Familiengräber) aller Friedhofsteile größere Freiheit in der Ausschmückung erlaubt.

Überall soll sich das stark betonte Vegetationsbild der Grabgärten dem Besucher von erhöhten Pergolen und Laubengängen, die mit Glycinen Rosen, Clematis oder Wein gartenweise berankt sind, aufrollen. Insgesamt ist noch bei der Bepflanzung durch die vereinfachte Gräberdecke, durch den Fortfall der teuren Privatbäume, durch Bevorzugung von Laubgehölzen und ausdauernden Blumen das Bestreben nach Ermäßigung der allgemeinen Unkosten unverkennbar.

### Die Denkmale.

Hier, auf dem Gebiete des Denkmalwesens, wo heute noch der tiefste Kulturstand mit weitgehendsten Erneuerungsvorschlägen in Widerstreit liegen, war in Ansehung aller Umstände für Schöneberg ein besonders taktvolles Vorgehen am Platze. So gewährt der Entwurf dem einzelnen Grabinhaber zwar Freiheit in bezug auf die Gestaltung seines Mals, zieht aber in bezug auf Höhe und Material je nach der Stelle gewisse Grenzen. Für diejenigen, die auf eigene Denkmalserstellung verzichten, sollen offizielle Typen geschaffen werden in Form von einfachen würdigen Namenstafeln. Ähnlich soll es bei den Urnen und im Kindergarten gehalten werden, nur daß die Denkmalsbildung dort im allgemeinen niedriger und bei den letzteren auch im Material, Form und Farbe mehr leicht und freudig abgestimmt werden könnte. Solcherart würde das Nebeneinander von Benennung und Bepflanzung öffentlich unterhaltener typischer Grabstätten und, zwar zurückhaltend, aber individuell gestalteter Grabstätten das besondere organisatorische Kennzeichen des neuen Schöneberger Friedhofs sein."

### IV.

Wie oben angedeutet, beansprucht die Friedhofserweiterung im Verhältnis zum alten Friedhof und zur späteren Gesamtfläche einen bedeutenden Teil des Raumes. So wird ihre Durchbildung nach den vorliegenden Vorschlägen ganz von selbst bei der Neubelegung der Anlaß sein, dann auch die alten Felder einer durchgreifenden Umgestaltung zu unterziehen. Dr.-Ing. Hahn, Rüstringen.

# STEUERABBINDUNG FÜR DEN KLEINWOHNUNGSBAU.

Von Regierungsbaumeister a. D. WEHL, Hermsdorf.

Die ersten Beispiele spekulativen Weiterverkaufs öffentlich unterstützter Wohnbauten haben sich bereits gezeigt. Sie sollen tunlichst bekämpft werden. Die Form des Schutzes ist schwierig. Verkaufrecht und Wiederkaufrecht pflegen nur auf dem Papier zu stehen. Bis 1914 ist wohl selten, vielleicht niemals von ihrer Ausübung Gebrauch gemacht worden. Wenn wir die Wohnungsnot mit Neubauten mildern wollen, muß aber auch die Unternehmertätigkeit wieder einsetzen. Dieser muß ein normaler Gewinn zugebilligt werden. Ferner muß dem Unternehmerbau, ehe er in Privathand übergeht, Befreiung von den hohen Handwechselunkosten (5—7%) zugebilligt werden. Der Sinn dieser Steuer darf nicht dazu ausarten, die Miete von vornherein um 5—7% zu überteuern.

Überhaupt dürfen Kleinhäuser und Kleinwohnungshäuser nicht steuerlich überbürdet werden. Wenn z. B. plötzlich in den kleinbürgerlichen Wohnvororten Groß-Berlins der billige Bodenwert (nicht Baustellenwert) einschl. aller Gewinne durch Handel oder Erschließungstätigkeit gleich Null wäre, so würde das die dortigen Mieten bereits bei Friedensbaukosten kaum mehr als um 3—5% verbilligt haben. Ein einziger Handwechsel bedeutet aber schon eine höhere Mietsteigerung als der Fortfall der billigen Bodenwerte; denn die Steuer trifft vornehmlich die um ein hohes Vielfaches größeren Baukosten, die wiederum zum größten Teile eine Lohnfunktion darstellen. So vollzieht sich hier ein verhängnisvoller, bisher schwerlich klar durchdachter Kreislauf.

Am besten und billigsten baute von jeher, so auch heute mit Baukostenbeihilfen, ein gewandter Privatmann, dem die natürlichen Gaben eines rührigen Unternehmers angeboren sind. Wenn er handwerklich geschult ist und in seiner Freizeit selbst mitarbeitet, womöglich mit seinen Söhnen, dann spart er entsprechend noch mehr. Für weniger gewandte und beruflich stark beschäftigte Baulustige bedeutet ein Neubau auf eigene Rechnung stets ein Wagnis, vor dem viele — nicht mit Unrecht — zurückschrecken. Gerade die Bauprozesse sind bekanntlich am widerwärtigsten und langwierigsten. Dazu kommt Materialnot und Streikgefahr nebst fortschreitender Teuerung der Baustoffe.

Hier gilt es, durch formularmäßige, den örtlichen Verhältnissen angepaßte Drucksachen aufklärende Hilfe zu ge-

währen und die Baulust anzuregen. Neue Straßen brauchen wir z. B. bei Berlin für viele Jahre einstweilen nicht. Einige hundert Kilometer baureifer Adjazenz (im Kreis Niederbarnim angeblich allein 150 km) ist schon seit Jahren verfügbar und zahlt und kostet immer weiter nur Zinsen und Steuern. Vielleicht wird diese vorhandene Adjazenz niemals voll besiedelt werden. Jetzt kostet 1 cbm Sandbodenschüttung der Straßen nicht unter 7—8 Mk. (bis 1914 50 bis 60 Pfg.), Röhren für Gas und Wasser sind nicht zu haben, geschweige denn zu erschwinglichen Preisen. Also vermag heute auch geschenktes Rohland die Wohnungs- und Siedlungsfrage leider keinen Deut zu fördern.

Geld ist mehr vorhanden, als allgemein angenommen wird. Soweit ich nach langer Praxis die Verhältnisse beurteilen kann, brauchte man nur den Baulustigen eine mehrmalige Befreiung von den übertriebenen Handwechselunkosten zu gewähren, z. B. unter der Bedingung mindestens zehnjähriger Besitzdauer, oder unter Beweis des Verkaufzwangs, aus Familien- oder Berufsgründen bei früherem Verkauf. Auch könnte ein etwaiger Gewinn ausgeschlossen oder fortgesteuert werden, falls die öffentliche Hand nicht den Verkauf selbst besorgt. An Nachfrage wird es nicht fehlen.

Von der gemeinnützigen, stets in Anlage und Unterhaltung teuerer als der privatbauarbeitenden Bautätigkeit, die nur durch steuerliche und hypothekarische Erleichterungen wettbewerbs- und lebensfähig zu erhalten ist, kann die Lösung der Wohnungsfrage nicht erhofft werden. Ebensowenig von den Sozialisierungsbemühungen, die erst praktischer Beweise bedürfen, an die man sich noch nicht heranzuwagen scheint.

Solange das Hauseigentum eine bedenkliche und unerfreuliche Kapitalanlage bleibt, die einerseits überbürdet, andererseits mit vielfachen Beschränkungen belegt ist, wird die Baulust auch nach Behebung der technischen Schwierigkeiten schwerlich zu beleben sein. Das Problem harrt noch der wirtschaftlichen Durchdenkung. Vorläufig haben wir noch aus berechtigten Gründen eine „Furcht“ vor Grund- und Hauseigentum. Immer wieder muß ich dabei auf die vorbildlichen Auffassungen und Leistungen in der Schweizer Bau- und Bodenpolitik hinweisen.

# ÜBER DIE ANORDNUNG VON VORORTBAHNEN.

Von A. FRÜHWIRTH, Magistratsbaurat, Frankfurt (Main).

In seinem Aufsatz „Der Boulevard Lille-Roubaix-Tourcoing“ (Heft 5/6, Jahrgang XVI, 1919 des Städtebaues) schreibt Prof. Blum:

„Oder man hätte die Schnellbahn überhaupt aus der Straße herausnehmen und ihr einen eigenen Bahnkörper geben können, der durch Hinterland verlief und durchschnittlich wohl kaum mehr als 8—9 m Breite erfordert haben würde. . . . Diese Lösung wäre wohl die zweckmäßigste gewesen . . .“

Zweck dieser Zeilen soll nicht sein, Stellung dazu zu nehmen, ob man die Schnellbahn Lille-Roubaix-Tourcoing besser durch Baublöcke als in eine Verkehrsstraße gelegt hätte, sondern zu erörtern, was in ähnlichen Fällen unseren deutschen Großstädten zu empfehlen ist. Die hauptsächlichsten Gründe, welche für die Lage von Vorortbahnen inmitten von Baublöcken sprechen, sind bekanntlich: Die Abgeschlossenheit des Bahnkörpers, die Verbilligung der Baukosten und der ästhetische Gewinn für die von der Bahnlinie verschonten Straßen und Plätze.

Wenn es sich um Hoch- oder Tiefbahnen handelt, dann sind diese Gründe wohl als durchschlagend anzuerkennen. Nun kommen aber die deutschen Großstädte — abgesehen von Berlin als Weltstadt — selten in die Lage, eine Vorortbahn als Hoch- oder Tiefbahn, also als wirkliche Schnellbahn von allem Anfang an zu bauen, weil in der Regel die Anlagekosten viel zu hoch würden und der zur Verzinsung nötige Massenverkehr fehlt. Es werden daher fast immer die Vorortbahnen als Gelände-(Niveau-)Bahnen gebaut, manche in der Voraussetzung, daß sie später in eine Hoch- oder Tiefbahn umgewandelt werden soll. Ist eine geeignete Landstraße vorhanden, so wird die Bahnlinie in sie hineingelegt, ist sie zu schmal, so wird oft die Bahn auf besonderen Bahnkörper unmittelbar neben sie gelegt, in der Absicht, später durch Erbreiterung der Landstraße eine breite städtische Verkehrsstraße zu schaffen. Ist keine geeignete Landstraße vorhanden, dann muß die Vorortbahn über freies Feld geführt werden, wodurch die Anlagekosten schon wesentlich größer werden.

Bei Aufstellung des Generalbebauungsplanes sehen sich dann die Stadtverwaltungen vor die Frage gestellt: Soll die Geländebahn in eine neu zu schaffende Verkehrsstraße gelegt oder durch zukünftige Baublöcke geführt werden?

Betrachten wir die Entwicklung für den Fall, daß die Entschließung für die zweite Lösung fällt. Zuerst wird der für die Bahn nötige Geländestreifen enteignet oder freihändig angekauft, dann die Bahn gebaut und schließlich der Betrieb aufgenommen. Falls nicht zu viele Landstraßen gekreuzt werden, wird sich der Betrieb anstandslos abwickeln. Die Reisegeschwindigkeit im Stadterweiterungsgebiet wird größer sein als jene einer Straßenbahn in den ausgebauten Stadtvierteln, sie kann unter Umständen mit einer wirklichen Schnellbahn wetteifern. Hierauf wird die Bebauung des freien Feldes nach und nach einsetzen, es entstehen zuerst die Straßen, dann wird die Vorortbahnlinie immer mehr von Gebäuden umschlossen, bis endlich die Baublöcke gänzlich ausgebaut sind.

Mit der fortschreitenden Bebauung und dem zunehmenden Straßenverkehr treten die Nachteile der Hinterlandbahn zutage. Die Kreuzungsstellen mit den Querstraßen werden immer mehr zu Gefahrpunkten; denn wegen der geringen Übersichtlichkeit sind dort die Fußgänger und die Fuhrwerke vor Zusammenstößen mit dem unerwartet auftauchenden Bahnzug nie sicher (siehe Abb. 26). Die Folge der Bebauung ist, daß die Kreuzungsstellen im Schritt überfahren werden müssen, die Reisegeschwindigkeit sinkt schließlich auf die Stufe einer Straßenbahn hinab. Man kann nun vorschlagen, die Baublöcke möglichst lang zu machen, z. B. 200 m, so daß vor jeder Straßenkreuzung eine Haltestelle angeordnet werden kann, und jede Querstraße somit stets im Schritt überfahren werden

Abb. 26.

muß. Die Frage ist nur, ob sich der Bebauungsplan ohne Ausnahmen so gestalten läßt, wohl selten. Ebenso kann die schienenfreie Überführung aller Querstraßen nur in Ausnahmefällen — z. B. bei muldenförmiger Bodengestalt — in Frage kommen.

In der Regel werden also Hinterlandbahnen im Gelände gegenüber den Straßenbahnen keine Vorteile hinsichtlich Betrieb und Verkehr aufzuweisen haben, eher Nachteile.

Haben sie vielleicht Vorteile bei der Bodenbeschaffung?

Der Geländestreifen für sie muß stets auf Kosten der Stadt oder der Gesellschaft erworben werden, während bei einer Linie, die in eine Verkehrsstraße zu liegen kommt, der Boden kostenfrei zur Verfügung steht, wenn das Frankfurter Umlegungsgesetz (lex Adickes) Anwendung findet. Es verpflichtet bekanntlich die Grundeigentümer den für die öffentlichen Straßen und Plätze nötigen Grund und Boden bis zu 40% des Rohlandes ohne Entschädigung abzutreten. Die Straßenbreiten sind dabei nach oben nicht begrenzt, im Gegensatz zum preußischen Fluchtliniengesetz, das die Gemeinden zur Entschädigung verpflichtet, sobald die Straßenbreite 26 m überschreitet. Da das Frankfurter Umlegungsgesetz voraussichtlich bald für alle preußischen Gemeinden Gesetzeskraft erlangen wird, so werden alle Großstädte Preußens in der Lage sein, ohne Kostenaufwand für den Grund und Boden Verkehrsstraßen von 30 - 40 m Breite zu schaffen, in die Vorortbahnlinien eingelegt werden können. Hingegen ist es nicht möglich, mittels dieses Gesetzes den Geländestreifen für eine Hinterlandbahn kostenfrei aufzubringen. Hierzu kommt noch, daß der Geländebedarf für eine Hinterlandbahn in bewegtem Gelände bedeutend größer ist, als der in einer Verkehrsstraße benötigte Streifen.

Die beigegebene Abbildung, die einem Frankfurter Beispiel (Zukunftsbild) entnommen ist, zeigt, daß der Geländeaufwand geringer gewesen wäre, wenn man eine 30 m breite Verkehrsstraße mit Vorortlinie anstatt der 20 m breiten bahnlosen Straße nebst Hinterlandbahn geschaffen hätte. In diesem Falle wurde die Lage inmitten des Baublocks gewählt, weil man für eine entferntere Zukunft die Umwandlung der Geländebahn in eine Einschnittbahn voraussetzte. Wenn nun dieser Umbau erst nach einem sehr langen Zeitraum oder gar nicht stattfindet (was gar nicht unwahrscheinlich ist, da die Vororte noch recht klein sind), dann werden später nach Besiedlung des Stadterweiterungsgebietes die oben geschilderten Verkehrsschwierigkeiten eintreten. Gegenwärtig besteht erst die Bahnlinie, und es ist noch möglich, den Bebauungsplan so abzuändern, daß über sie eine Verkehrsstraße gelegt wird, mit einer Breite, die allenfalls die Umwandlung in eine Tiefbahn gestattet. Da wegen der Grundstückszersplitterung eine Umlegung stattfinden muß, so kann die Stadt als Eigentümerin des Bahnstreifens ihn in die Umlegungsmasse einwerfen und bekommt nach Abzug von vielleicht 30—40% für die Freiflächen reife Baustellen zurück.

Als Ergebnis der vorstehenden Erwägungen kann gelten:

Vorortbahnen, deren Ausführung als Hoch- oder Tiefbahn ausgeschlossen oder ungewiß ist, sind am zweckmäßigsten in bestehende oder geplante Verkehrsstraßen zu legen, deren Schaffung mittels des (Frankfurter) Umlegungsgesetzes zu bewirken ist. Hingegen sind Hoch- oder Tiefbahnen besser in Baublöcke zu legen.

# LÜBECKER SIEDLUNGEN.

Von Baurat FRIEDRICH VIRCK, Lübeck. Hierzu die Doppeltafel 41/42.

Der Siedlungsgedanke mit seinen weitgesteckten Zielen, mit seinen vielen Hoffnungen und guten Absichten ist zum großen Teil in seiner Anfangsbewegung stecken geblieben. Von all den guten Gedanken wird vieles auf dem Papier bestehen bleiben und sich überhaupt nicht oder erst in späteren Jahren zum kleinen Teil verwirklichen lassen. Die Material- und Lohnsteigerungen haben allen Bauvorhaben einen Riegel vorgeschoben, das Bauen ist fast zur Unmöglichkeit geworden. Aber an vielen Orten ist es gar nicht einmal soweit gekommen, da hat schon die Geländebeschaffung so umfangreiche Schwierigkeiten gemacht, daß man über das Verhandeln nicht hinweggekommen ist.

Der Lübecker Staat war insofern in günstiger Lage, als er noch einen großen Teil anbaufähiges Gelände in eigenem Besitz hat und daher die erste Klippe leicht umgangen werden konnte.

Bei der Bearbeitung von Siedlungsfragen hat Lübeck sich auf den Standpunkt gestellt, besser an verschiedenen Stellen vor der Stadt Gelände für Siedlungszwecke zur Verfügung zu stellen, statt an einer Stelle eine größere Siedlung anzulegen. Die Gesichtspunkte dabei waren, daß die Siedlung vor allen Dingen so gelegen sein soll, daß die Bewohner möglichst gute Verbindung zu ihren Arbeitsstätten haben sollen. Dann sollen die Straßenbaukosten für Zuführungswege, die Kosten für die spätere Anlage von Siel- und Lichtleitungen möglichst niedrig gehalten werden, das alles kann besser gelöst werden, wenn an vorhandene Anlagen angeknüpft wird. Aus diesen allgemeinen Erwägungen

heraus entstanden die ersten Richtlinien. Es wurde festgestellt, wo der Lübecker Staat Gelände hat, über das er möglichst gleich verfügen konnte, hiernach erfolgte eine Prüfung des Geländes mit Bezug auf die Güte und Ertragsfähigkeit des Bodens, die Höhe des Grundwasserstandes und die Beschaffenheit des Wassers. Nach Klärung dieser wichtigen Vorfragen wurde der Bebauungsplan aufgestellt und zwar teilweise in Zusammenarbeit zwischen Architekt und Gartenbauer (Mitarbeiter für die Siedlung Gärtnergasse: Garteninspektor H. Maasz). Auf dieser Grundlage konnte dann die Feststellung der Straßenbaukosten usw. erfolgen und der Verkaufspreis für die einzelnen Parzellen fixiert werden.

Für die Berechnung der Verkaufspreise wurden die Kosten für Straßenbau und Wasserbeschaffung festgelegt und der Bodenwert mit einem geringen Anteil dazugeschlagen, auf diese Weise war es möglich, den Preis für 1 qm auf 3–6 M. je nach der Lage des Landes und entstehenden Kosten zu halten, ein gewiß außerordentlich niedriger Preis im Verhältnis zu der durchweg ideal schönen Lage der Siedlungen. Die Grundstücke erhalten allerdings vorderhand keinen Anschluß an die Sielleitungen und die Lichtanlage. Für die Wasserbeschaffung sind an geeigneten, nahe beieinander gelegenen Stellen öffentliche Brunnen angelegt, die in obigem Grundpreis einbegriffen sind. Die Straßen werden begrantet und die Bürgersteige mit Bordsteinen eingefaßt und bekiest. Aus dem Übersichtsplan (Tafel 40/41 e) ist ersichtlich, daß sowohl in der näheren wie auch der weiteren Umgebung Siedlungen geplant sind. Für die ersteren sind 800—1200 qm als Einzelbesitz angenommen und für die letzteren 2000–3000 qm und einzelweise noch darüber hinaus. Für diese kommen dann schon Besitzer in Frage, welche die Landwirtschaft als Hauptberuf betreiben. Im Winter 1919/1920 wurde mit dem Verkauf der Grundstücke angefangen, von den ausgelegten rund 380 Grundstücken wurden zusammen rund 200 bisher verkauft, die übrigen sind fast alle für den Verkauf vorgemerkt. Als Verkaufsbedingung ist das Wiederkaufsrecht des Staates für die Dauer von 100 Jahren gestellt und die Forderung, binnen 5 Jahren die Gebäulichkeiten zu errichten deren Plan der Baubehörde zu vorheriger Genehmigung vorzulegen ist.

Von den Siedlungen an der Brandenbaumer Chaussee, bei Karlshof, bei Schlutup, bei Niendorf und Moisling-Niendorf (hier auch noch eine Siedlung der Heimstättengesellschaft, die auch noch in Dummersdorf und Teutendorf siedelt), an der Gärtnergasse und am Krempeldorfer Volkspark und der Industriesiedlung bei Küknitz, möchte ich die drei letzteren herausgreifen und etwas darauf eingehen.

Der Bebauungsplan der Gärtnergasse ist eine der denkbar schönsten Aufgaben für den Städtebauer, hier sind eigentlich alle Vorbedingungen für eine ideale Anlage gegeben, gute Verbindung mit dem Zentrum der Stadt, verschiedenartige Bodengestaltung, die sich teils als Bauland, teils als Gartenland, teils als Weidefläche eignet, gute Grundwasserverhältnisse und eine landschaftlich wunderschöne Lage. Die fernen grünen Türme Lübecks auf der einen Seite und nach der anderen Seite die Wakenitz und der weite Blick über sattgrünes Wiesen- und Gartenland mit verstreut liegenden Häusern und Baumgruppen. Ließe sich der grundlegende Gedanke der Verfasser in die Wirklichkeit umsetzen, so würde hier eine Anlage geschaffen werden können, die in jeder Hinsicht vorbildlich sein könnte. Auf Grund gemeinsamer Besichtigung von Architekt und Gartenbauer wurde zunächst festgestellt, welche Geländeteile sich als Bauland eignen und welche dafür nicht geeignet sind (Abb. 27). In dem zweiten Plan (Abb. 28) sind die ungefähren Umrißlinien für Baugrundstücke angegeben und die Teile, für die Kleingärten, Spielplätze u. dgl. in Frage kommen und weiter, wo sich im Anschluß daran öffentliche Spazierwege führen lassen, während in Plan 3 (Tafel 40/41 a) auf Grund dieser Vorerwägungen die fertige Siedlungsplanung eingetragen ist. Bei der verschiedenartigen Bodenbeschaffenheit konnte sowohl auf genügend große Spielplätze im Anschluß an eine geräumige Schulhausanlage Rücksicht genommen werden wie auch auf ausreichende Kleingärten, die in erreichbarer Nähe der Siedlungshäuser liegen und auch von der Stadt noch bequem erreichbar sind. Das Bauland schließt die tiefer liegenden Grünflächen ein, die sich vorzüglich zu Weideland eignen.

Der vermittelnde Übergang erfolgt durch die Anlage von Kleingärten, wozu auch noch ein zusammenhängender Komplex an der Wakenitz hinzukommt, der sich wegen des teils hohen Grundwasserstandes und der kleinen Hügel ohne weiteres nicht für den Hausbau eignet. Die Verbindung zwischen Grünflächen, bebautem Gelände und dem Wasser wird durch eine weitere Verkehrsstraße hergestellt, die ihre Fortsetzung im Anschluß an die spätere Stadterweiterung finden soll und auch zu den Spazierwegen überleitet, die in den teilweise steil abfallenden Ufern der Wakenitz entlang führen. Für öffentliche Gebäude, Schulen, Vortragshäuser, Turnhallen u. dgl. sind ausreichend große Plätze freigelassen. Die einzelnen Grundstücke sind 800—1200 qm groß und zum kleinen Teil auch größer. Durchweg sind Doppelhäuser mit den erforderlichen Läden projektiert, an den Plätzen Reihenhäuser.

Einen besonders bevorzugten Platz nehmen bei dieser Planung die Spiel- und Sportplätze ein, sie werden von der Siedlung wie von zwei langen Armen umfaßt und sind von allen Seiten leicht erreichbar. Mehr wie es bisher geschehen ist, müssen die Plätze für körperliche Übungen in den Vordergrund gestellt werden bei der Anlage von Siedlungen und der Aufstellung von Bebauungsplänen für Stadterweiterungen. Es müssen Zentren geschaffen werden, wo die heranwachsende Jugend sich in gemeinsamen Interessen findet, wo jungen Männern Gelegenheit gegeben wird, sich in frischer Luft körperlich auszuarbeiten, inmitten schöner Natur, wo Freude geschaffen wird an körperlich ausgeglichener Kraft. Es ist hier eine Gelegenheit gegeben, ein Gegengewicht zu schaffen für die ausfallende Militärdienstzeit die früher so vielen eine Schule der Selbsterziehung und körperlich freien Erstarkung gewesen ist. So ist nicht nur bei diesem Bebauungsplan, sondern auch bei folgenden beiden auf Spielplätze besondere Rücksicht genommen worden.

Bei der Siedlung am Krempelsdorfer Volkspark (Tafel 40/41 b) soll durch letzteren noch in besonderer Weise dahinzielende Wünsche erfüllt werden, er dehnt sich auf der einen Seite des langgestreckten zur Verfügung stehenden Siedlungsgeländes aus; auf der anderen Seite zieht sich der Landgraben entlang, der das Lübecker Gelände gegen das Fürstentum Lauenburg abgrenzt. Das Gelände ist von einem sanften Hügelrücken durchzogen, an dessen höchster Stelle eine Schule in Verbindung mit Vortragshäusern und Volksbibliothek und weiter ein Versammlungshaus für religiöse

Abb. 27.

Vorträge geplant ist. Die Straßenführung ergab sich logisch dadurch, daß das Wiesenland am Landgraben in beste Verbindung gebracht werden sollte, möglichst mit allen Grundstücken, ebenso auch zu dem Volkspark eine kurze Verbindungsmöglichkeit geschaffen werden müßte. Durch die Wiesen, die für die Haltung von Kleinvieh sehr wichtig sind und gleichzeitig noch als ästhetisches Moment zu den weiten Getreidefeldern überleiten, wird die Siedlung auf der vierten Seite abgegrenzt. Nach der Seite der Krempelsdorfer Allee geht die offene Bauweise in die geschlossene über. Die Grundstücke haben gleichfalls eine Größe von 800—1200 qm; für die Reihenhäuser eine solche von 300—400 qm.

Bei der Kücknitzer Siedlung (Abb. 29 u. Tafel 40/41d) war eine Industriearbeiter-Kolonie zu schaffen. An der Trave breiten sich größere Industrieunternehmungen, das Lübecker Hochofenwerk, die Überlandzentrale und die Flender Brückenbauwerke aus, die für ihre Arbeiter eine zusammenhängende Anlage herrichten wollen. Als

Abb. 28.

Abb. 29.

Gelände hierfür kommt der Landteil in Frage, der begrenzt wird auf der einen Seite durch Industriewerke, auf der anderen Seite durch die tiefer liegenden Wiesen des Mühlbaches, an welche sich ein großer Kiefernwaldbestand anschließt. Auch dieses im Staatsbesitz befindliche Gelände kann als ideal für eine Siedlung bezeichnet werden, einerseits die Nähe der Arbeitsstätte, andererseits unmittelbarer Anschluß an Wiese und Wald. Der Grundgedanke bei dieser Planung war, die Siedlung durch Reihenhäuser nach der Seite der Werke abzuschließen und sie durch Einzelgrundstücke nach dem Mühlbachtal zu öffnen und die tieferliegenden Wiesen durch Gärten mit den Häusern zu verbinden. Die Wiesen werden dann wieder für die Haltung von Kleinvieh und für Kinderspielplätze ausgenutzt, wie auch hier für einen Sportspielplatz noch genügend und schön gelegener Platz freibleibt. Die Grundstücke für Einzel- und Doppelhäuser haben ebenfalls wieder eine Größe von rund 1000 qm, die Reihenhäuser eine Gartenfläche von etwa 300—400 qm Größe. An beiden Enden sind Plätze freigehalten für den Bau von gemeinnützigen öffentlichen Gebäuden, während die Reihenhäuser an den platzartigen Straßenerweiterungen Läden und Handwerkerwohnungen aufnehmen sollen. Die Siedlung soll sich später an den vorhandenen Bebauungsplan für Kücknitz anschließen. Auch hier gibt das vorhandene Gelände Gelegenheit zu einer Anlage, die als einwandfrei angesprochen werden kann. Mit dem Bau von Häusern ist bereits von der Überlandzentrale und von den Flender Werken in ausgedehnter Weise begonnen worden. Der Lübecker Staat hat hier wie auch bei den übrigen Siedlungen den Straßenbau übernommen, dessen Kosten in dem Bodenpreis mit eingerechnet sind.

Wenn die Bebauungspläne in einheitlicher Weise von dem Unterfertigten bearbeitet werden konnten, so hat sich leider die Entwurfsbearbeitung der Häuser nicht zentralisieren lassen, so daß infolgedessen eine einheitliche Gesamtwirkung später nicht erzielt werden kann. Wenn sich auch eine Siedlungsbaugenossenschaft gegründet hat, für welche ein Privatarchitekt die Pläne bearbeitet, so ist doch bisher von dieser Seite ein Eingehen auf die Bebauungspläne nur in sehr unvollkommener Weise erfolgt. Besonders wird von den Siedlern immer noch der Charakter des Siedlungshauses verkannt und vor allen Dingen auch die außerordentlichen Schwierigkeiten in der Geld- und Materialbeschaffung. Es handelt sich bei diesen Häusern nicht um die verkleinerte Wiedergabe eines Landhauses, sondern um Schaffung eines neuen Bautyps, bei dem alles Überflüssige vermieden werden muß.

# KRIEGERHEIMSTÄTTEN UND KAPITALABFINDUNG.

Von Professor Dr. D. Joseph, Charlottenburg.

Der für uns verlorene Krieg zeitigte die gewaltigste aller Umwälzungen, die je das Vaterland erfahren hat: Der Klassenstaat wandelte sich in einen Freistaat. Das Gebilde, das wir bisher stolz „Deutsches Reich“ nannten, krachte in allen seinen Fugen. Der Bolschewismus droht hinwegzuschwemmen, was an imperialistischen Institutionen noch vorhanden ist. Wir hoffen jedoch, daß einiges Lebensfähige sich aus der alten Zeit in die neue hinüberretten werde, um nun in beschleunigtem Tempo Form und Gestalt zu gewinnen. Zu dieser Hoffnung sind wir trotz aller chaotischen Zustände, deren Zeugen wir waren und zum Teil noch sind, berechtigt, weil wir an die guten, unseren Volksgenossen innewohnenden Instinkte glauben. Aus Not und Tod, aus Sturm und Drang müssen sich die virilen Eigenschaften deutscher Art zu neuem Wollen und Werden zusammenschweißen.

Wie zielbewußtes Handeln das vernichtete Ostpreußen wiederaufgerichtet hat, so wird auch der Wiederaufbau des Reiches in die Wege geleitet werden. Als eines der besten Mittel für den sozialen Ausgleich erscheint die Heimstättenbewegung, deren Grundlagen sich aus der kaiserlichen Ära auf uns gerettet haben. —

Das Problem der Kleinsiedlung beschäftigt seit einiger Zeit in hohem Maße Staat und Kommunen, wie überhaupt volkswirtschaftliche Kreise, während bedeutende Architekten bemüht sind, die passende Form zu entwerfen.

Wohl ist noch heute, wie zu Beginn der Heimstättenbewegung, das Ideal einer Arbeiterwohnung das freistehende Haus für eine Familie. Es zeigt sich aber in der Praxis, daß dies nicht immer durchführbar ist. Immerhin beweisen vielfache Bestrebungen von Siedlungsgesellschaften, daß wir auf dem Wege zur Erreichung des Ideals eine nennenswerte Strecke fortgeschritten sind.

Das Begehren eines eigenen Heims hat nicht zum wenigsten der Krieg selbst ausgelöst. Deutsche Bauern und Landarbeiter, mit der beste Bestand unserer Infanterie und Kavallerie, sagt Graf v. Bothmer in seiner Zeitschrift „Die Wirklichkeit“, sahen das weite, fruchtbare Land im Osten, und auch in ihnen ist der Wunsch lebendig geworden, hier einen Hof zu gründen für sich oder die zweitgeborenen Kinder, damit sie nicht auch in die Fabrikstädte des Westens ziehen müssen, sondern ein Leben führen können, wie es ihnen lieb ist.

Im besonderen aber hat das Gesetz vom 13. Juli 1916 betreffend die Kriegsbeschädigtenfürsorge mit der Möglichkeit der Kapitalabfindung dem Siedlungswesen ganz neue Perspektiven eröffnet.

Sehr zutreffend beurteilte der unlängst verstorbene Geheimrat Prof. Dr. Baumeister in der Verbandszeitschrift deutscher Architekten und Ingenieurvereine die Richtlinien für eine gesunde Kriegerheimstättenbewegung. Ausgehend von den nach dem 70er Kriege zutage getretenen Schäden, schildert der bedeutende Fachmann in dieser seiner letzten Arbeit an der Hand gemachter Beobachtungen den zu beschreitenden Weg.

Eine großzügige Propaganda begann erst mit der zum 20. März 1915 durch den Bodenreformer Damaschke einberufenen Versammlung. Damit wurden die Grundzüge für ein Kriegerheimstättengesetz entworfen und dem Reichstag vorgelegt, und Reichskanzler sowie Bundesrat sollten

das Weitere veranlassen. Entscheidendes geschah aber nicht, und so suchte man durch die Landesverbände und neuerdings durch die Baukostenzuschüsse des Reichs und der Gemeinden weiterzukommen, was auch in mehreren Fällen gelang. Jedem lediglich für Wohnzwecke geeigneten Grundstück wird eine Fläche bis zu 1000 qm zugewiesen, Gärten und kleinbäuerliche Siedlungen erhalten bis zu 2 ha, landwirtschaftliche Anwesen bis zu 10 ha. Die Beleihung mit 90% der Baukosten soll der Staat bzw. das Reich übernehmen. Der Rest von 10% muß vom Ansiedler bezahlt werden. Da derselbe auch einige Betriebs- und Anschaffungskosten zurückbehalten muß, wird die Anzahlung auf anderem Wege zu beschaffen sein. Dem zurückkehrenden Krieger bietet sich dazu infolge des Gesetzes betr. die Kapitalabfindung die passendste Gelegenheit.

Dies Gesetz vom 13. Juni 1916 hat sich infolge einiger Mängel in der Praxis noch nicht so recht einbürgern können. Kein Wunder, denn die Prüfung der Anträge in den verschiedensten Instanzen erfordert noch unverhältnismäßig lange Zeit und stellt die Antragsteller auf eine sehr harte Probe; aber es steht doch unzweifelhaft zu erwarten, daß bei einiger Übung auch eine wesentliche Beschleunigung in der prompten Erledigung des vorliegenden Materials eintreten wird, wie dies ja auch bereits in Baden gelungen ist, wo bis zum 30. November 1916 schon rund 1000 zustimmende Bescheide der Generalkommandos erteilt wurden.

Bei der Wichtigkeit, die das sogenannte Kapitalabfindungsgesetz auch für die Rentengutsbildung hat, sei mit einigen Worten hierauf eingegangen: Versorgungsberechtigt sind Kriegsteilnehmer vom 21. bis 55. Lebensjahre, ausnahmsweise auch ältere. Sie haben auf Antrag Anspruch auf Zahlung eines Kapitals „zum Erwerb oder zur wirtschaftlichen Stärkung eigenen Grundbesitzes“. Es muß aber, wie es weiter heißt, für eine nützliche Verwendung des Geldes Gewähr bestehen.

Der Antrag ist entsprechend den Ausführungsbestimmungen zu dem Gesetz bei dem Bezirksfeldwebel, seitens der Witwen bei der Ortspolizeibehörde oder einer anderen von der Landeszentralbehörde bestimmten Amtsstelle anzubringen.

Die Prüfung erfolgt durch das Bezirks- und alsdann durch das Generalkommando und die von der Landeszentralbehörde bestimmten Stellen. Die endgültige Entscheidung liegt bei der obersten Militärverwaltungsbehörde, welche für das Heer das Kriegsministerium, für die Marine das Reichsmarineamt, für Schutztruppenangehörige das Kommando der Truppe im Reichskolonialamt ist. Die preußischen Ausführungsbestimmungen enthalten dann noch Näheres über die Erwerbsart des Grundbesitzes und die Prüfung der persönlichen Verhältnisse des Antragstellers, auch der wirtschaftlichen Grundlagen und persönlichen Leistungsfähigkeit, sowie die Sicherheit für eine etwaige Rückzahlung des Kapitals, die in bestimmten Fällen für Rentenempfänger und Witwen vorgesehen ist.

So ist zu den verschiedensten Formen, welche sich die Förderung des Kleinhausbaues zum Ziele setzen nun auch das Kapitalabfindungsgesetz hinzugetreten und einen wesentlichen weiteren Faktor stellt das durch Gesetz eingeführte Rentengutsbildungsverfahren dar.

Aus den Anweisungen zu dem Kapitalabfindungsgesetz ist noch folgendes zu entnehmen: Die ärztliche Untersuchung des Antragstellers hat der beim Bezirkskommando diensttuende Arzt vorzunehmen. Kriegerwitwen können auch vom Kreisarzt untersucht werden.

Antragsteller über 55 Jahre haben ihre wohlbegründeten Anträge dem Kriegsministerium vorzulegen.

Über die Nützlichkeit der gewünschten Kapitalverwendung haben die Zivilstellen zu befinden und zwar in Gemeinden auf dem Lande die Landräte, in Städten die Bürgermeister des Ortes, in dem der Antragsteller Wohnort bzw. Aufenthalt genommen hat.

Die Kapitalabfindung wird nur dann bewilligt, wenn die Voraussetzung zutrifft, daß sie „zum Erwerb oder zur wirtschaftlichen Stärkung eigenen Grundbesitzes“ benutzt wird. Der Erwerb kann freihändig oder durch ein gemeinnütziges Bau- oder Siedlungsunternehmen erfolgen. Der Beitritt zu einem solchen Unternehmen allein ist nicht genügend. Die Erwerbsform ist ganz in das Belieben des Anwärters gestellt. Besonders hervorgehoben wird die Rentengutsbildung und das Erbbaurecht. Der Erwerb von Grundbesitz, der sich vornehmlich nur zur Vermietung an Dritte eignet, ist grundsätzlich unzulässig. Es soll eben der Zweck wesentlich zur Befriedigung des Wohnbedürfnisses auf eigener Scholle oder zum Geschäftsbetrieb erfüllt werden. Als oberster Leitsatz soll die wirtschaftliche Stärkung des Antragstellers gelten.

Schließlich möchte ich noch auf ein weiteres der Kleinsiedlung günstiges Moment hinweisen. Während beim Auftreten der besonders von den Bodenreformern begünstigten Heimstättenbewegung ein Kampf zwischen jenen und den Verfechtern des städtischen Grundbesitzes entbrannten, sind letztere inzwischen zur Einsicht gekommen und sehen nunmehr, daß hier ein Streitobjekt nicht vorliegt. Der in beiden Sätteln gerechte volkswirtschaftliche Schriftsteller Karl Kuhls schreibt in der Grundbesitzer-Zeitung vom 22. April 1917 zum Schluß seiner „Zur Frage der Kriegerheimstätten“ betitelten Ausführuugen wörtlich folgendes: „Sollte aber nach dem Kriege eine Bauwut im Kleinhausbau einsetzen, so können wir dazu nur mit lächelndem Wohlwollen unsern Segen erteilen.“

Es ist wirklich so zu hoffen und zu wünschen, daß die unberechtigten Befürchtungen einiger Hausbesitzerkreise nicht zur Behinderung einer gesunden Siedlungsbewegung führen. Raum für alle hat die Erde!

# MARKTPLATZ UND KIRCHE.

Von K. RIEMANN, Düsseldorf. Hierzu die Tafel 42.

Für den modernen Städtebauer kann die Betrachtung der Beziehungen zwischen Marktplatz und Kirche nicht fern liegen, denn wenn auch in manchem die Bedingungen der heutigen Planung im Gegensatz zum alten, gewordenen Gebilde verschieden sind, so bleibt doch der eine tatsächliche Gegensatz zwischen Markt und Kirche (richtiger Verkehr und Kirche) heute wie einst bestehen.

Eine kurze Betrachtung muß sich naturgemäß auf solche

Stadtgebilde beschränken, bei welchen der Markt aus den Verhältnissen erwachsen ist; reine Marktgründungen scheiden schon deswegen aus, weil sie jünger sind als jene und, wenn eine Kirche zum Markt hinzutrat, die alten Vorbilder Nachahmung fanden. Als Marktgründungen bezeichne ich solche, wo der Stifter tatsächlich erst einen Markt schuf, wo also vordem noch keinerlei Marktbetrieb vorhanden war; eine landesherrliche Bestätigung alter, längst vorhandener Märkte ist keine Marktgründung.

Markt und Kirche sind zwei grundverschiedene Dinge, aber ihre gegenseitigen Beziehungen sind bestimmend für ihre gemeinschaftliche Gestaltung. Ergründen zu wollen, wer zuerst da war, Kirche, d. h. Kultstätte, oder Markt, würde ins Dunkel einer Zeit führen, die wohl ewig unerforscht bleiben wird, darum muß man sich schon an jene Zeit halten, wo die Tatsachen klar in die Erscheinung zu treten beginnen, und das ist die Zeit der Gründung der ersten christlichen Kultstätten. Am klarsten wird das geschehen können, wo das heidnische Sachsen dem Christentum unterworfen wurde.

Nach Tacitus ist anzunehmen, daß die germanischen Stämme Tauschhandel an gewissen Orten betrieben. Daß diese Orte bei der zerstreuten Wohnweise der Germanen die Stätte der regelmäßigen Volksversammlungen, vielleicht auch die Kultstätte waren, ist einleuchtend, aber immerhin nur Vermutung. Mit dem Eindringen des Christentums aber wird es heller in der Geschichte und die älteste Geschichte der Kirchen läßt denn auch so mancherlei Rückschlüsse zu, daß die Entwicklung des Handels, also des Marktes, mit den Kirchen zugleich ziemlich klar hervortritt.

Die ersten Kirchen im Sachsenlande werden sich da erhoben haben, wo bis dahin heidnische Kultstätten sich befanden, oder an Orten, die dem Volke aus andern Gründen wichtig und teuer waren: Wegekreuzungen und Malstätten.

Das auf den Konzilien von Laodicäa und Sardika beschlossene Kirchengesetz, von Karl d. Gr. ausdrücklich wiederholt, welches Bistümer in kleinen Ortschaften oder auf dem Lande zu errichten verbot, konnte auf das heidnische Sachsen keine Anwendung finden, weil dieses keine Städte besaß. Sinngemäß mußte es also auf wichtige Orte bezogen werden, wie es beispielsweise der heilige Liudger tat. So entstand der Bischofsitz Münster (Westf.) an wichtiger Kultstätte, so die Pfarrkirche zu Coesfeld, westlich von Münster, als Etappenort des Christentums an einer alten Wegekreuzung, am Schnittpunkt der Straße vom Rhein (Duisburg) zur Ems (Rheine) mit der Straße von Haltern nach Ahaus, inmitten einer dichtbesiedelten Gegend, umgeben von einem Kranze starker Volksburgen.

An die Stelle der heidnischen Opferstätte war dort, wo später die Stadt Coesfeld sich erhob, die christliche Kirche getreten. Aber vielmehr als jene wurde sie nun der Mittelpunkt einer großen Gemeinde. Wo heute mehrere Pfarrkirchen noch große Bezirke haben, da war einst die Urkirche alleiniger Sammelpunkt aller Interessen, die das ge-



Abb. 30. Coesfeld i. Westf.

Abb. 31. Coesfeld i. Westf.

samte Volk gemeinsam hatte. Nicht mehr im Hügel am eichenumhegten Hofe bestattete der Bauer die Asche seiner Toten, sondern bei Todesstrafe war er verpflichtet, sie im Friedhof bei der Kirche zu begraben. Hohe kirchliche Feste, Umzüge, Taufen, Eheschließungen, die Heiligung des Sonntags zwangen das Volk zur Kirche, die auch Schutz bot dem Verfolgten. Das Pfarrhaus erwuchs auf umhegtem Acker und die Händler bauten ihre Hütten im Schutze der Kirche. Grund und Boden aber gehörten den Kappenberger Grafen auf ihrem Hofe Varlar, dem späteren Kloster. Sie vergaben Hausstätte und Land aus ihrem Schulzenhofe Coesfeld gegen Erbpacht an die Siedler, die ihrem Gericht unterstanden, sie ordneten und überwachten den Markt.

Wenn auch, wie gesagt, ein gewisser Handelsbetrieb an dieser Stelle schon früher vorhanden gewesen sein mag, so nimmt dieser doch erst durch den Einfluß der Kirche bestimmte und feste Formen an. Schon früh sondert sich die Kirche mit ihrem Frieden von dem lauten Treiben der Marktstätte; sie liegt zurückgerückt von der Wegekreuzung, umgeben vom Friedhof und erst gegen ihre Hauptfront stoßen die entstehenden Gebäude, der freie Zwickel aber bildet die Marktstätte.

Hier stand das Haus, wo die Marktwage sich befand, wo Gericht gehalten ward, wo das Grutrecht ausgeübt wurde; vor ihm wurde das Marktkreuz aufgerichtet als Zeichen des Marktfriedens; es ist das pilare, d. h. Bogenhaus, schon im Jahre 1264 erwähnt, das spätere Rathaus. Ihm schräg gegenüber steht das erste Rathaus, das Hohe Haus, wahrscheinlich zur gleichen Zeit bereits vorhanden. Diese Gebäude und die Front der begrenzenden zwei Straßen beweisen, daß die älteste Form des Platzes sich bis heute erhalten hat.

Es ergibt sich hieraus das geschichtliche Charakteristikum des gewachsenen Marktes an den Standorten der Urkirchen: scharfe Trennung von Markt und Kirche, die aber trotzdem auch im architektonischen Sinne in einer Wechselwirkung bleiben, welche die reizenden Städtebilder, die wir heute bewundern, entstehen läßt und die nun fast das ganze Stadtbild umfaßt, solange der Markt der Kern des gesamten Handelsbetriebes der Stadt bleibt, wie das ja bei den mittelalterlichen Städten allgemein der Fall ist. Zum Markt und zur Kirche führen die meisten Straßen, und wie die überragende Höhe der Kirche mit ihrem Turm in den weiten Raum des Marktes hineinschaut, so bildet sie oder ihr Turm auch für die heranführenden Straßen den belebenden, emporreißenden Abschluß.

Wie stark die räumliche Trennung, doch der künstlerische Zusammenhang durch alle Zeiten erhalten blieb, beweist am besten der heutige Turm der Kirche, der an die Stelle der alten Doppeltürme trat.

Im Jahre 1703 von Gottfried Laurenz Pictorius erbaut, ist dieser Turm ein Beweis bewußten städtebaulichen Strebens. Mit unverkennbarer Absicht ist nicht nur seine Form aus der Nachbarschaft der ihn umstehenden niedrigen Bauten entwickelt, dadurch sich selbst erhebend, wie diese zu einem selbständigen Objekt zurückführend, sondern ebenso ist ihm auch sein Platz angewiesen: den Markt beherrschend und über diesen hinweg in die heranführende Straße schauend, schon von weitem den Blick auf sich ziehend. In wundervoller Weise ist hier das uralte enge Verhältnis zwischen dieser Straße und Kirche wieder zum Ausdruck gekommen, wie es zuvor schon entwickelt wurde: die alte, zuerst bestehende Straße, an deren Gabelung als dann die Kirche sich erhob, und vor welcher sich als deren beider Wechselwirkung der Markt entwickelte, eines der Zeuge des andern.

Zwar wurde dieser Turm dem Markt näher gerückt, aber die erwünschte Trennung wurde wieder erreicht, indem man eine Reihe Steinpfosten zwischen beide einschob. Das alte bestimmende Kennzeichen wurde dadurch wieder hergestellt.

Noch schärfer als in Coesfeld ist die räumliche Trennung von Markt und Kirche im drei Wegstunden südlicher gelegenen Dülmen. Urkirche wie die Coesfelder, erhebt sie sich auf einem Hügel, dem Bült, in der Gabelung der ältesten Straßen. Rings umgab sie der Friedhof, den auf drei Seiten Bebauung einschließt. An die östliche Häuserreihe schließt sich der rechteckige Markt, den das Rathaus vom Kirchplatz trennt, beide jedoch zugleich verbindend durch einen vom Rathaus im Jahre 1608 überbauten Gang.

Auch der Dülmener Markt ist ein gewachsener, aus der Wirkung der Kirche gewordener und vom Grundherrn beeinflußter, da die Siedler wortzinspflichtig blieben. Die Bodenerhebung, auf welcher die Kirche steht, ließ es nicht zu, daß er so nahe an die Kirche heranrückte, wie es in Coesfeld der Fall ist. So fand er seinen natürlichen Platz an der alten, nordwärts ziehenden Straße, getrennt durch

eine Hausreihe vom Kirchplatz, doch der alte Zugang zu diesem blieb erhalten. Gemeinsam mit der Kirche ist er der Mittelpunkt der Stadt, von dem sie sich ausbreitete mit dem Wachstum des Handels.

Die beiden Beispiele zeigen, wie die Marktplätze der westfälischen Städte in der Hauptsache aus der Wirkung der Kirchen entstanden sind, wie sie ihrem Wesen nach sich selbständig behaupteten und doch eines das andere beeinflußte als eigenartige städtebauliche Momente. In ihnen beruht das Wachstum der Städte und zugleich auch, als Erbe für uns, nicht nur ihre Schönheit, sondern auch die Pflicht, sie ihrer Eigenart entsprechend zu erhalten und auszubauen. Die natürlichen Grenzen ihrer Wechselwirkung zu zerstören heißt beiden ihr Wesen rauben, das darin beruht, den Frieden des geweihten Ortes mit dem Getriebe des Handels, des Gewerbefleißes, des frohen Lebens zu vereinen, ohne sie zu stören.

Abb. 32. Dülmen i. Westf.

# BAUET RÄUME, KEINE ZELLEN!

Von JAKOB DETLEF PETERS, Architekt, Altona.

Das Siedlungsproblem ist schon zur Genüge von den verschiedenen Standpunkten betrachtet und bearbeitet worden, vom wirtschaftlichen, städtebaulichen, bautechnischen, bodenreformlichen usw., nur von dem einen nicht: vom seelischen Standpunkte aus.

Steht ein Architekt vor der Lösung einer Wohnungsaufgabe, so hat er hierzu den Charakter und die Lebensgewohnheiten des Bewohners zu studieren. Ist er einer, der hohe idelle und sittliche Gesichtspunkte mit seinem Wirken verbindet, wird er bestrebt sein, mit der Lösung seiner Aufgabe die Bewohner zu Höherem emporzuführen. Er wird versuchen, althergebrachte Lebens- und Wohngewohnheiten klarer, präziser im neuen Hausorganismus zum Ausdruck zu bringen. Sich dessen bewußt, kulturell fördernd zu wirken, hat er zunächst das Problem des Raumes, Wohnleibes, zu bewältigen, denn alle andern Dinge sind mehr oder weniger zivilisatorischer Art.

Wohnräume für seinen Mitmenschen zu schaffen, erfordert ein starkes Fluidum mit dem Bewohner selbst. Und wo dieses nicht in persönlicher Beziehung geschehen kann, weil der Architekt bei Kleinhaussiedlungen einer ganzen Gruppe gegenübersteht, hat er sich mit dem Innenleben dieser eingehendst zu beschäftigen.

Wie eng Gefühlsleben und Raum miteinander verbunden sind, in Wechselwirkung stehen, mag daran ersehen werden, daß ein Mensch, der in großen Räumen geboren und aufgewachsen ist, nicht imstande ist, ohne enorme seelische Depression einen Tag in der Wohnung eines Großstadt-Arbeiterviertels zu atmen. Das Deprimierende ist nicht allein das sogenannte Milieu, es ist ebensoviel die räumliche Beengtheit, die Wände, Steine ringsum, die immer zu erdrücken willens scheinen.

Und in diesen Zellen leben Menschen jahraus, jahrein. Sie fliehen von den Akkord-Arbeitsstellen, die beengt, weil jede unnütze größere Bewegung an ihrem Verdienste frißt, durch Straßenfluchten in Schluchten, die man Wohnterrassen nennt; gelangen in ihre Behausung, Wohnung — Zellen! — so eng, daß der Mann mit der einen Hand den Rock an den Kleiderhaken hängen kann, während er mit der andern seine Frau am Küchenherd begrüßt.

Brauchen wir uns denn zu wundern, wenn er eines Tages aufbrüllt, beide Hände gegen die Wand stemmt und die Zelle sprengt?

Dies ist geschehen.

Wir haben den Zustand schon seit Jahren erkannt, — bauen Arbeitersiedlungen auf dem freien Lande.

Doch — bemühen wir uns schärfer zu sehen: ist es denn bisher wirklich besser geworden, haben wir dieser seelischen Evolution wirklich Rechnung getragen?

Es scheint doch nicht!

Denn die Bauwissenschaft hat nach zehnjähriger eigener Erfahrung und solcher aus England, Holland und Amerika festgestellt: eine Wohnküche braucht nur (?) qm groß zu sein, ein Wohnraum genügt mit (?) qm. Ist es nicht genau dasselbe wie früher? Stellen wir nicht die Wände auf dem flachen Lande wieder ebenso eng um den Menschen, daß er sich gerade noch bewegen kann, — sind es nicht wiederum Zellen?

Denken wir nur einmal an den Wohnraum, der im Mindestausmaß hergestellt wird und in den Langseiten die Fenster, gegenüber eventuell zwei Türen hat! Dahinein kommt der Arbeiter mit seinen Möbeln, die in ihren Abmessungen immer noch die bürgerlichen Grundmaße haben. Was bleibt denn noch als Bewegungsraum übrig? Was kann

denn als Raum Anspruch haben, wenn die kurzen Wände Giebel- und Trennungswände sind?

Nein — nein, das sind keine Lösungen von Kulturaufgaben!

Schafft Räume, große Räume!

Wohnräume von dreifacher jetziger Abmessung, damit Kinder tollen und lachen können und der Blick der Erwachsenen nicht sogleich wieder auf die Wände fällt.

Schafft Räume, und ihr werdet Menschen erziehen, die frei im Raume stehen können, die einen weiteren Blick- und Gedankenkreis haben, die die Freiheit nicht mißdeuten werden.

Versprechen wir uns doch nicht zuviel von den Versammlungsräumen, Volkshäusern und öffentlichen Kinderspiel- und Unterhaltungszentren! Die Kinder werden von den Aufsichtführenden doch mehr oder weniger objektiv angesehen — die Herzensbildung, man möchte sagen: die Wurzel zur kulturellen Erziehung geht — vom Elternhause aus. Wir greifen doch jetzt nur zur öffentlichen Kinder- und Jugenderziehung, weil wir die bestehenden Wohnverhältnisse der Großstädte nicht im ganzen Umfange ändern können.

Aber bei neuen Siedlungen haben wir die Möglichkeit zu einem Anfang. Es kann Heim, Haus und Garten im wahrsten Sinne geschaffen werden, auf daß die Menschen nach der herben Tagesmühsal sich selbst finden. Nur die körperliche Erziehung wäre den öffentlichen Stätten zu überlassen.

Ein rein wirtschaftlicher Ausgleich zwischen größeren Wohnstätten und kleinen öffentlichen Zentren ist sehr leicht möglich. Doch im Hause selbst ist die Forderung eines vergrößerten Wohnraumes um 250—300% nicht in demselben Maße eine Verteuerung des ganzen Hauses. Denn der Wohnraum würde zur Hälfte, eventuell bis zu zwei Drittel seiner Grundabmessung als eingeschossiger Raum zu behandeln sein, und die Schlaf- und Nebenräume können, weil die Lüftung eine bessere, so viel reduziert werden, daß die Gesamtkosten des Hauses wohl kaum 10% die jetzigen Entstehungskosten überschreiten würden.

Nochmals — schafft Räume, keine Zellen!

So man Menschen begegnen soll, wie man selber begegnet sein möchte — so auch hier. Wenn der Architekt es fertigbringt, 5 Jahre in einer Zellensiedlung zu wohnen, dann sollte er aufhören, Siedlungen für Menschen zu bauen. Und wenn nicht, dann wird er aus Liebe zu seinen Mitmenschen Räume bauen und die Menschen zu Höherem, Freierem führen!

# CHRONIK.

Die technische Hochschule in Aachen hat den Architekten PROF. PAUL BONATZ in Stuttgart in Anerkennung seiner Verdienste um das deutsche Kunstgewerbe zum Dr. ing. h. c. ernannt.

PROF. HUGO EBERHARDT, OFFENBACH A. M. hat den an ihn ergangenen Ruf, als Nachfolger Hans Poelzigs das Meisteratelier für Baukunst der Akademie der bildenden Künste in Dresden zu übernehmen, abgelehnt.

PROF. HERMANN BILLING, der Karlsruher Architekt und Lehrer an der dortigen Technischen Hochschule, wurde als Direktor der neugeschaffenen Badischen Landeskunstschule berufen.

Vom Baukunstrat wird uns mitgeteilt, daß PROFESSOR ERNST WAGNER, Architekt in Stuttgart, vom Reichsverkehrsminister zum Mitglied des Neckarbaubeirats als Vertreter des Baukunstrats und der Siedlungsinteressenten ernannt wurde.

IM WETTBEWERB FÜR DEN NEUBAU der Firma Matheus Müller (Eltville) wurden unter 269 Entwürfen folgende Arbeiten preisgekrönt: Erster Preis (10000 M.) Architekten Adolf Abel und K. Böhringer (Stuttgart); zweiter Preis (8000 M.) Dipl.-Ing. Friedrich Otto (Kirn); dritter Preis (6000 M.) Prof. Bieber und Reg.-Bmstr. Hollweck (München); vierter Preis (4000 M.) Brüder Siebrecht (Hannover). Außerdem wurden 15 Entwürfe zu je 2000 M. angekauft, dabei die Arbeiten der Herren Franz und Carl Heberer (Frankfurt), Dominikus Böhm (Offenbach) und Wilhelm Engel (Darmstadt).

DER WETTBEWERB ZUR ERLANGUNG VON ENTWURFSKIZZEN FÜR DAS DEUTSCHE HYGIENE-MUSEUM und die staatlichen naturwissenschaftlichen Museen in Dresden hat eine große Beteiligung unter den Architekten Deutschlands und Deutsch-Österreichs gefunden. Es sind insgesamt 190 Bewerbungen eingegangen, davon stammen aus Mitteldeutschland 11, Ostpreußen 5, Berlin 18, Norddeutschland 20, Westdeutschland 24, Süddeutschland 36 und Wien 10. Von Dresdener Architekten sind 60 Bewerbungen zur Verfügung gestellt worden. Auch 26 Modelle wurden eingeliefert. Nach dem Spruch des Preisgerichts, das voraussichtlich anfangs Dezember zusammentreten wird, sollen die Entwürfe öffentlich ausgestellt werden.

EINE ARCHITEKTURAUSSTELLUNG IN DARMSTADT. Darmstadt, wo in jüngerer Zeit schon die eigenwillige Persönlichkeit des früh verstorbenen Olbrich starke Anregungen aussandte, will neuerdings wieder der Kristallisationspunkt für neue Bestrebungen in der Baukunst werden. Die vor einigen Monaten erlassenen Aufrufe zur Gründung einer Bausezession führten hier am 29. September zur Bildung einer künstlerischen „Bauwandlung" genannten Arbeitsgemeinschaft, der Künstler aus verschiedenen Teilen Deutschlands angehören. Dieser Kreis ist von der Anschauung durchdrungen, daß der Geist und die praktischen Erfordernisse der neuen Zeit auch in der Architektur Form annehmen müsse. Durch persönliche Fühlungnahme mit der Baukünstlerschaft mehrerer fremder Länder ergab sich, daß auch dort lebhaft der Drang nach gleichgerichteten Bestrebungen herrscht. Als erste Aufgabe betrachtet die Arbeitsgemeinschaft die Veranstaltung einer Architekturausstellung in Darmstadt 1921, durch die sie versuchen will, ein anschauliches Bild der neuen Bauform in gemeinverständlicher Weise zu zeigen.

Im Berliner Tageblatt nimmt ein leider anonymer Kunstschreiber in den beiden folgenden Notizen zum NEUBAU DER REICHSSCHULDENVERWALTUNG Stellung.

„Bureau c/a. Kunst. German Bestelmeyer, ein Baukünstler von großem Ruf, wird von der Reichsschuldenverwaltung zur künstlerischen Gestaltung ihres Neubaues herangezogen. Er findet beim Studium des praktischen Vorentwurfs, der sich an die Fluchtlinien des Baublocks (Lindenstraße, Oranienstraße, Alte Jakobstraße, Feilnerstraße) hält, daß er unpraktisch ist. Er sieht eine bessere Lösung in einem eliptischen Bau, der zugleich eine eigenartige Form gibt und dadurch eine besondere Note in das Stadtbild bringt. Die Behörde ist einverstanden, die Akademie der Künste befürwortet den Entwurf.

Nun aber kommt das Bureau. Das preußische Wohlfahrtsministerium sagt nein. Der künstlerische Monumentalbau paßt nicht in die starre Regel, die für den alltäglichen Nutzbau aufgestellt ist. Und diese Regel ist ihm wichtiger. Sie, die bestimmt ist, zu gewissen Zwecken zu helfen, ist ihm Selbstzweck geworden. Respekt vor dem Künstler, vor dem Votum einer künstlerischen Instanz?! Da kennen sie Buchholz'n schlecht. Das Bureau besteht auf der vollständigen Füllung des unregel-

mäßigen Vierecks im Stadtplan mit der Verbissenheit, die das eigentliche Signum der Zeit ist.

Und, wenn sich der Landtag nicht ermannt, so behält es Recht, denn es gibt keine Instanz mehr, die es zwingen kann.

Zu der Notiz „Bureau c/a. Kunst" in Nummer 449 dieses Blattes vom 23. September 1920 wird uns von zuständiger Seite geschrieben:

1. Das preußische Wohlfahrtsministerium war instanzmäßig mit der Angelegenheit überhaupt nicht befaßt; vielmehr war die Versagung der Baugenehmigung und die Ablehnung einer Ausnahmebewilligung für den betreffenden Bauentwurf durch die städtische Baupolizeibehörde erfolgt, ehe die Angelegenheit zur Kenntnis des Wohlfahrtsministeriums gekommen war. Gegen die Entscheidung der städtischen Baupolizeibehörde ist ein Rechtsmittelweg von der Reichsschuldenverwaltung nicht beschritten worden.

2. Eine späterhin von der Reichsschuldenverwaltung im preußischen Ministerium für Volkswohlfahrt herbeigeführte Besprechung über den Entwurf führte zu dem Ergebnis, daß es bei dem damaligen Mangel an Baumaterialien ausgeschlossen erschien, einen derartigen zehngeschossigen ovalen Rundbau von 40 Meter Höhe und gewaltigem Umfang alsbald zu Ende zu führen, und daß weiter, was die Raumzahl anbetraf, für die Reichsschuldenverwaltung nur ein Bedürfnis bestand, ihn zur Hälfte auszuführen. Es bestand also die Absicht, den Bau als Sektor unvollendet liegen zu lassen, ein Zustand, dessen Ende nicht abzusehen war. Im übrigen wurde das Projekt, abgesehen von der nocht nicht vollständig durchgearbeiteten Architektur, für technisch gut gelöst und einwandfrei befunden.

Dazu ist zu bemerken, daß nach 2. doch das preußische Wohlfahrtsministerium mit der Angelegenheit befaßt war, was in 1. in Abrede gestellt wird; ob späterhin oder früher, ist für jeden, der nicht in amtlichen Redewendungen zu denken gewohnt ist, durchaus gleichgültig. Ferner fehlt eine Mitteilung darüber, wie viel mehr Material der Entwurf von Bestelmeyer verlangen würde. Wäre der Bau zu groß, so wären gewiß für die überschießenden Räume in anderen Behörden gute Mieter zu finden, und es wäre keine üble Neuerung, wenn einmal bei einem solchen Bau der Blick etwas über die Grenzen des Ressorts hinausginge. Hat das verehrliche Ministerium niemals von der entsetzlichen Wohnungsnot gehört? Vielleicht nur unamtlich, und das gilt ja natürlich nicht. Aber es wäre der Wohlfahrt von Berlin sehr dienlich, wenn durch die überschüssigen Räume eines solchen Baues vielleicht 100 oder 200 Zimmer in Wohnhäusern frei würden. Im übrigen kann sich nun die städtische Baupolizeibehörde äußern, ob sie die Verantwortung für die bureaukratische Entscheidung gegen eine künstlerische Leistung tragen will."

Hierzu sei bemerkt, daß die Baupolizeibehörde Berlin in diesem Falle durchaus im Recht zu sein scheint. Das Zeitalter der bombastischen Geste und der monumentalen Phrase ist vorüber, es gibt nur noch immer übergenug Leute, denen Einsicht in die elementarsten Grundbedingungen der seelischen Struktur unserer Zeit leider nicht gegeben scheint.

Schriftltg.

**DER ARCHITEKTENAUSSCHUSS GROSS-BERLIN** hat sich in seiner letzten Sitzung u. a. mit den Plänen der Reichsversicherungsanstalt für Angestellte beschäftigt, die in Wilmersdorf am Fehrbelliner Platz ein neues Dienstgebäude errichten will. Das Amt hat an eine Reihe von Unternehmerfirmen Planunterlagen ausgegeben, die von dem Ausschuß als mehr als dürftig bezeichnet werden. Die Angebote der aufgeforderten Firmen sollen sich denn auch zwischen 10 und 23 Millionen Mk. bewegen, also Unterschiede bis zu 13 Millionen aufweisen. Die Planunterlagen gehen, wie von dem Referenten des Architektenausschusses mitgeteilt wurde, von einem Regierungs- und Baurat im Reichsversicherungsamt aus. Der Architektenausschuß war einstimmig der Meinung, daß so entstandene, künstlerisch und technisch unzulängliche Arbeiten in keiner Weise geeignet seien, den ursprünglich gewählten Entwurf der Architekten Jürgensen und Bachmann zu ersetzen, die aus einem Wettbewerb unter 163 Bewerbern nach einstimmigem Urteil des Preisgerichts als Sieger hervorgingen. Der Architektenausschuß hat daher beschlossen, durch eine Eingabe beim Reichsarbeitsministerium gegen ein solches unmögliches Vorgehen Einspruch zu erheben.

Was sagt übrigens der neue Reichskunstwart zu diesem eigenartigen Fall der Betätigung fiskalischer Kunst- und Wirtschaftsauffassung bei der heute so überaus seltenen Errichtung großer öffentlicher Bauten, die doch bei aller erforderlichen Sparsamkeit wertvolle Zeitdokumente darstellen sollten?

**ABHILFE GEGEN DIE WOHNUNGSNOT.** Die Stadt Dresden hat neuerdings eine nachahmenswerte Einrichtung getroffen. Sie befreit gegen Zahlung eines einmaligen festen Geldbetrages die Eigentümer von Häusern zum Alleinbewohnen von der Zwangseinquartierung und errichtet für diese Ablösungsgelder zweckentsprechende Neubauten, in welchen die Zwangsmieter weit besser und bequemer untergebracht sind, als in den meist sehr ungeeigneten Umbauten. Auf diese Weise sichert sich die Stadt eine ganze Reihe guter Steuerzahler, welche sonst vielfach durch die Zwangseinquartierung veranlaßt werden, ihre Häuser zu verkaufen und wegzuziehen und steuerschwachen Zwangsmietern Platz machen. Überdies erspart sich die Stadt auf diese Weise zum Teil sehr hohe Ersatzansprüche für Schädigung der Häuser durch Hausschwamm und dergleichen und schafft lohnende Arbeit für das Baugewerbe.

**EIN MAMMUTHAUS.** Das größte Geschäftshaus der Welt, das einzige außer den Hudson Terminals in New York, das einen ganzen Straßenblock in vollem Umfange einnimmt, ist das neue Geschäftshaus der Firma Fomous & Barr Co. in St. Louis, eines der größten Kaufhäuser der Welt. 2500 Räume enthält das Gebäude, das 12000 arbeitende Menschen aufnimmt. Die Länge des höchsten Fahrstuhlschachtes des 21stöckigen Hauses beträgt 308 Fuß. Das Haus ist aus Stahl. Die sieben ersten Stockwerke bewohnt das Warenhaus selbst, die andern werden vermietet. Da das Haus längs seinen Fronten an vier großen Verkehrsstraßen liegt, so hat es seine Schaufenster auch in vier verschiedenen Straßen und steht damit in der amerikanischen Geschäftswelt einzig da. In diesen vier Straßenzügen befinden sich die sieben großen Eingangsportale, die somit verhindern, daß es hier eine „Hintertür" gibt. Alle angelieferte oder fortzuschaffende Ware geht auf rollenden Rädern vermittels eines Tunnels, der zu den Speditionsräumen nach der St. Charles Street führt, wo sich noch ein sogenannter „Hilfsbau" in Höhe von 10 Stockwerken erhebt. 14 Fahrstühle und 5 bewegliche Treppen besorgen den Kundenverkehr im Hauptgeschäftsgebäude. Durch besondere moderne Ventilationsvorkehrungen wird die Luft alle 7 Minuten gereinigt und gekühlt.

**EIN NEW YORKER RIESENVERKEHRSPROJEKT.** Aus New York wird berichtet: Das Wachstumsproblem der Weltstadt New York ist ein Verkehrsproblem. Man kann die unaufhörlich zuströmenden Massen in Manhattan und den umliegenden Inseln nicht mehr unterbringen. Eine Ausdehnung der Stadt, die nur nach Norden möglich ist, verbietet aber die beschränkte Fassungskraft der heutigen Verkehrsmittel. Die Untergrund- und Hochbahnen Groß New Yorks, die Straßenbahnen, Omnibusse und Fährboote gar nicht gerechnet, haben im letzten Jahr allein 1½ Milliarden Passagiere zu befördern gehabt. Wie groß hier das Verkehrsbedürfnis ist — die schmale langgestreckte Form New Yorks schafft ungeheure Entfernungen, bei denen an Gehen oder Pferdebeförderung gar nicht zu denken ist — zeigte sich bei der Eröffnung zweier kurzer Ergänzungs-Untergrundbahnstrecken in Brooklyn. Sie hatten in der ersten Stunde schon, als eigentlich noch niemand von der Betriebseröffnung wußte, 12000 Passagiere zu befördern.

Um also doch ein Wachstum der Stadt zu ermöglichen, ist soeben ein gigantisches Neubauprogramm vollendet worden, das bald in Angriff genommen werden soll. Es wird Untergrundbahnen weit über Bronx und Queens hinaus schaffen, wird das Verkehrsnetz New Yorks um 1500 Kilometer Schienenwege vermehren, wird die Kleinigkeit von 350 Millionen Dollar kosten und erst in 25 Jahren ganz vollendet sein. (Es wird serienweise in Betrieb genommen werden.) Allerdings ist die Verwirklichung von der endlichen Gewährung eines höheren Fahrpreises abhängig, gegen den sich die Stadtväter noch immer sträuben. Es ist natürlich undenkbar, einen Passagier 60 oder 70 Kilometer weit für

5 Cents zu befördern, wenn die Untergrundbahnen New Yorks schon heute alle mit Defizit arbeiten und verzweifelt in einer in den Wagen plakatierten Untergrundbahnzeitung (Subway-Sun) mit dem Publikum um den höheren Tarif streiten.

**DER NEUE BAHNHOF FRIEDRICHSTRASSE.** Bekanntlich sollte durch den Umbau des Bahnhofs Friedrichstraße ein neues Monumentalbauwerk geschaffen werden, und dieses durch die Freilegung auf der Nordseite her für die mit der Stadtbahn in Berlin eintreffenden Reisenden besonders zur Geltung gebracht werden. Der Krieg hat die Bauausführung des Umbaues des alten Bahnhofes verzögert und die ordentliche Steigerung der Kosten aller Bauausführungen haben die Frage auftauchen lassen, ob es nicht zweckmäßig sei, den Umbau überhaupt so lange zu unterbrechen, als die Preise so hohe sind. Aus verschiedenen betriebstechnischen Erwägungen heraus hat man sich aber neuerdings zum Weiterbau entschlossen, doch soll der ursprüngliche Plan soweit abgeändert werden, daß die Kosten erheblich niedriger werden. In den technischen Einzelheiten bleibt es bei dem ursprünglichen Projekt, drei Bahnsteige, von denen der eine, nördliche, für die beiden Richtungen des Vorortverkehrs bestimmt ist. Auf dem mittleren Bahnsteig werden sämtliche Züge nach Westen und vom Osten abgefertigt, während die Fernzüge aus westlicher Richtung und nach dem Osten auf dem südlichen Bahnsteig abgefertigt werden. Der Zugang zu den Fernbahnsteigen erfolgt von der Nordseite her, wo die Fahrkartenschalter und die Gepäckannahme angeordnet sind. Der Ausgang der ankommenden Reisenden ist jedoch nur nach der Südseite möglich, hier sind auch die Gepäckabfertigungen, die großen Droschkenhalteplätze von jeher gewesen. Im großen Ganzen sollen nach dem neuen Plane die ursprünglichen Fundamente, Mauern usw., die ursprünglich durch Eisenbetonkonstruktionen ersetzt werden sollten, für den Umbau benutzt werden. Danach wird die Südseite des Bahnhofes in dem jetzigen Zustand erhalten bleiben. Nur die Ausführung des Dienstgebäudes auf der Südseite wird eine Veränderung des Bildes bringen. In diesem sollen Post und Polizei, sowie eine Bahnmeisterei und einige Dienstwohnungen untergebracht werden. Auch die Brückenwölbungen in der Friedrichstraße über die Spree, die bei dem weiter fortschreitenden Umbau neuzeitlichen Eisenkonstruktionen Platz machen sollten, bleiben bestehen, so daß nur der wirklich neue Teil des Bahnhofes, der Anbau noch nach den bisherigen Plänen ausgeführt wird, bei dem in der Konstruktion der Halle usw. schon auf die geplante Elektrisierung der Stadtbahn Rücksicht genommen wird. Der umgebaute Bahnhof Friedrichstraße wird wenigstens vom Norden her den Eindruck eines Monumentalbaues machen.

**POLIZEI UND STRASSENBILD.** Wir haben bekanntlich ein Ortsstatut, das die Verunstaltung des Straßenbildes verhüten soll, aber wir haben leider kein Statut, das die Verunstaltungsverordnung selber vor der Verunstaltung durch die ausübenden Polizeiorgane schützt. Denn wie das des öfteren bei Gesetzen vorkommen soll, ist auch hier zwischen dem Gedanken des Gesetzes und seiner Anwendung bisweilen eine erstaunliche Fremdheit zu spüren.

Daß die farbige neue Schaufenster-Architektur, die Axel Junckers Buchhandlung am Kurfürstendamm als Rahmen für eine schöne moderne Buchkunst sich zugelegt hat, in den historischen Kropfstil der Kurfürstendamm-Baukunst mit restloser Seelenharmonie sich einschmiegt, kann man allerdings mit letzter Aufrichtigkeit nicht gerade behaupten. Aber es hieße wohl die idealen Forderungen der Ästhetik übertreiben, wenn man deswegen verlangen wollte, daß die ganze Prachtfassaden-Architektur der Straße sich diesem naiven bunten Buchladen anpassen und ihre Renaissance-Pathetik Farbe bekennen sollte. Andererseits will es doch mit dem Sinn der Verordnung nicht im Einklang erscheinen, wenn, wie es hier geschehen ist, die Polizei verlangt, daß die Buchhandlung aus Gründen der Stileinheit in ihrem äußeren Gewande sich der pompösen Form- und Farblosigkeit der Umgebung anzupassen habe. Immerhin ging die Forderung nicht soweit, daß etwa alle ausgestellten Bücher in jenem goldgeschnittenen Prachtausgabenstil gehalten sein sollten, wie er im Zeitgeschmack zu dem architektonischen Bild der Straße passen würde.

Doch um ernsthaft zu sprechen, es gibt in diesem Berlin, so viel wirklich schon gräuliche Verunstaltungen des Straßenbildes, daß die ästhetische Polizei allerhand Arbeit hätte und dem munteren Buchladen, der mit seinem blau-grün-gelben Anstrich keineswegs grell, im Gegenteil beinahe intim, gemütlich, in den Flächen und Linien durchaus harmonisch und im guten Sinne dekorativ ist, und der in dem Bilde der umgebenden Architektur jedenfalls nicht unangenehm auffällt, sein buntes Leben lassen kann. Wir kommen sonst mit der ästhetischen Beckmesserei dahin, jede grüne Oase auszumerzen, weil sie nicht in den Stil der gelben Wüste paßt.

**DIE ARCHITEKTUR-ABTEILUNG DER AKADEMIE DES BAUWESENS** beschäftigte sich in ihren beiden letzten Sitzungen mit den Plänen für die bauliche Gestaltung der Umgebung des neuen Bahnhofes Friedrichstraße, für die zunächst Richtlinien entworfen sind, bei denen auch die Frage der Errichtung von „Turmhäusern", d. h. der Emporführung von Baukörpern über die allgemeine baupolizeiliche Höhengrenze hinaus, in entgegenkommender Weise behandelt wurde. Weiterhin wurde die Unterstützung zweier bedeutsamer Veröffentlichungen von P. Graef, Aufnahmen von Baudenkmälern in den baltischen Ländern und von O. Jürgens über die Anlage und den Ausbau spanischer Städte beraten. Einer Denkschrift der Architekturabteilung an der Charlottenburger Hochschule über die Reform des Architekturstudiums wurde im allgemeinen zugestimmt; insbesondere wurde es als sehr empfehlenswert anerkannt, daß den Studierenden der oberen Semester weitgehende Freiheit in der Wahl der Lehrfächer zugestanden werde, um im Rahmen einer einheitlichen Diplomprüfung den Neigungen nach künstlerischer Betätigung einerseits und der mehr wissenschaftlich technischen Richtung andererseits nach Möglichkeit Rechnung zu tragen.

**LEIPZIG UND DER MESSETURM.** In etwa vier Wochen soll nun das Bauprojekt des Leipziger Messeturmes entsprechend seiner Eingabe im Stadtverordnetenkollegium zur Beratung gelangen und damit seiner Realisierung einen gewaltigen Schritt näher rücken. Die Verhältnisse liegen jetzt so, daß es nur noch der Überlassung eines geeigneten Bauplatzes seitens des Rates bedarf, um den Bau beginnen zu können. Nicht mehr die Frage der Finanzierung oder die der technischen Lösung ist die entscheidende, sondern bei den Stadtvätern ruht jetzt die Entscheidung. In die engste Wahl seitens der Ausführenden sind die Anlagen hinter dem Schwanenteich schrägüber vom Hauptbahnhof als Bauplatz gezogen worden. In architektonischer Beziehung wäre dies noch der geeignetste Ort. Eine Beeinträchtigung der Wirkung des Hauptbahnhofes wäre nicht zu befürchten, da diese beiden Monumentalgebäude sich in ihrer Gegensätzlichkeit horizontaler und vertikaler Lagerung noch im speziellen Eindruck steigern würden. Dann wäre hier auch der Raum ringsum zu einer freien, raumbildenden Wirkung des Gebäudes gegeben. Die unmittelbare Nähe des Bahnhofes machte es möglich, durch eine Fortsetzung der Untergrundbahn die Eisenbahnwagen mit den Meßkollis direkt in die Keller des Messeturmes hineinzufahren, von wo aus durch eine bequeme Verladung in die zahlreichen Fahrstühle eine schnelle ungehinderte Beförderung in die Ausstellungsräume ermöglicht würde.

Die mannigfachen Vorzüge, die der Messeturm so den Ausstellern bieten wird, könnten es aber mit sich bringen, daß von den anderen bereits bestehenden Meßpalästen eine allgemeine Abwanderung nach dem Turme einsetzen würde. Jeder möchte schließlich nur noch dort vertreten sein, wo alle anderen, oder der größte Teil der Aussteller seine Ware zur Schau stellt. So sehr natürlich eine weitgehende Konzentration des Messebetriebes zu wünschen ist, müßte natürlich eine Entleerung der anderen Häuser unterbunden werden. Dieses könnte dadurch geschehen, daß nur die in Baracken oder anderen Interimsräumen zurzeit untergebrachten Aussteller einen Stand im Turme erhalten, die anderen dagegen wie vordem in einem Meßpalast je nach umfassender Neuordnung der einzelnen Geschäftszweige ihren neuen Raum beziehen Damit wäre eine große Schwierigkeit geschäftlicher Art, die sich jetzt besonders fühlbar zu machen beginnt, behoben.

Von technischem Interesse ist bei solchen Projekten auch die Art der Gründung. Sie wäre hier noch einfacher zu bewerkstelligen, als beispielsweise beim Hauptbahnhof. Bei diesem wird der Boden unter den Fundamenten an bestimmten Pfeilern und Stützen infolge der großen

Spannweiten mit teilweise 4—5 kg pro qcm belastet. Der Messeturm wird auf eine Ringplatte aus Eisenbeton von 1,5 m Stärke gestellt, so daß nur eine Bodenbeanspruchung von 1⅓—2 kg pro qcm, also wie bei einem normalen Wohnhausbau sich ergibt.

Das Projekt, hohe Häuser von größerer Stockwerkszahl endlich auch in Deutschland auszuführen, ist zurzeit in verschiedenen Großstädten zur Behandlung gelangt. Nicht nur Berlin, sondern auch Görlitz ist der Frage nähergetreten. Diese Stadt hat sogar den Bau ihres 12stöckigen Gebäudes bereits durchgesetzt. In Danzig verhandelt man über die Errichtung eines 25stöckigen Ausstellungspalastes. Möchte sich auch in dieser Beziehung Leipzig als Zentrale deutschen Handels für die Zukunft behaupten und bewähren.

**VERWEIGERTES SIEDLUNGSLAND.** Die Siedlungsbestrebungen, die namentlich vor den Toren Berlins durch zahlreiche Siedlungsgesellschaften in letzter Zeit rege getördert worden sind, scheinen in der im Osten Berlins belegenen Gemeinde Karlshorst auf Widerstand zu stoßen. Die Gemeinnützige Siedlungsgesellschaft Karlshorst hielt vor einigen Tagen eine außerordentliche Generalversammlung ab, um in der Enteignungsfrage gegen den Landrat a. D. v. Treskow Stellung zu nehmen. Nach einer längeren Schilderung durch Sanitätsrat Dr. Mock über die Enteignungsfrage und dem Bescheid des Oberpräsidenten wurde eine Resolution angenommen, in der es unter anderm heißt: „Die Generalversammlung der Gemeinnützigen Siedlungsgesellschaft Friedrichsfelde-Karlshorst fordert den Gemeindevorstand auf, sofort eine Gemeindevertretersitzung einzuberufen mit der Tagesordnung: »Die Förderung des Siedlungs- und Kleingartenwesens in Friedrichsfelde-Karlshorst«: Beschlagnahme des von Treskowschen Geländes zwischen Waldow- und Köpenicker Allee zu Siedlungszwecken; Beschlagnahme des gesamten Flugplatz-Geländes nebst Gebäuden für Siedlungen und Kleingärtner sowie für Kleingewerbe; Beschlagnahme der leerstehenden Wohnungen im Schloß Friedrichsfelde. Der Gemeindevorstand wird gleichzeitig aufgefordert, sofort mit Herrn v. Treskow wegen Ankaufs des Rittergutes in Verhandlung zu treten und bei Erfolglosigkeit dieses Schrittes das Enteignungsverfahren einzuleiten. Alle gleichgesinnten Einwohner von Friedrichsfelde und Karlshorst sollen veranlaßt werden, das Siedlungsvorhaben durch Petitionen beim Gemeindevorstand und bei der Gemeindevertretung, sowie bei Herrn v. Treskow nach Kräften zu unterstützen. Besonders sind die Organisationen der Kriegsteilnehmer und Kriegsbeschädigten sowie der Gewerkschaften aller politischen Richtungen berufen, für das der Volkswohlfahrt dienende Siedlungsbestreben nach Kräften einzutreten." Die Siedlungsgesellschaft veranstaltete am 7. Oktober im Deutschen Haus in Karlshorst eine Protestversammlung gegen die Verweigerung von Siedlungsland durch Landrat a. D. v. Treskow und den Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg, sowie durch die Militärverwaltung des Flugplatzes.

Von maßgebender Seite erhält der „Städtebau" folgende Zuschrift: **GEHEIMRAT DR. STÜBBEN** hat seinen Wohnsitz von Berlin nach Münster i. W. verlegt. Damit räumt ein Mann, der wie kein anderer seit vielen Jahren das stärkste Hindernis für die städtebauliche Erneuerung Groß-Berlins, wenn nicht Preußens überhaupt, war, endlich das Feld. Er nimmt das wenig befriedigende Bewußtsein eines Fiaskos seiner städtebaulichen Auffassung mit. Stübben war selbstverständlich ein Kind seiner Zeit und muß gerechterweise aus diesem Gesichtswinkel betrachtet werden. Aber er beging in der Überschätzung seiner Fähigkeiten den Fehler, über diesen Rahmen hinaus sich bis in die neueste Zeit immer wieder in die Reihen einer glücklicherweise ganz anders denkenden Generation zu stellen und deren Leistungen an seinem überholten System zu messen. Das mußte über kurz oder lang ihm zum Verhängnis werden und ihn um den Rest seines fachlichen Einflusses bringen. Die ganze Entwicklung der Wohnkultur ging scharf an ihm vorbei und über ihn hinweg. Stübben hinterläßt als Erbe eine große Zahl nach seinem System begonnener Stadtgebilde. Hier noch möglichst viel zu retten und dem baukünstlerischen und vor allem sozialen Empfinden unserer Zeit anzupassen, wird eine bittere aber dringende Aufgabe sein.

**DIE UNIVERSITÄT KÖLN,** die mit dem Sommersemester 1920 4 Fakultäten ausgebaut hat, die wirtschafts- und sozialwissenschaftliche, die medizinische, die juristische und philosophische, hat nun auch den Unterricht in der Technik endgültig in ihre Vorlesungen eingereiht, und zwar die in der philosophischen Fakultät unter dem Rubrum „Naturwissenschaften und Technik". Schon seit dem Jahre 1913 wurde für die ehemals neben der Handelshochschule eingerichtete „Hochschule für kommunale und soziale Verwaltung" der Königliche Baurat Schönfelder-Elberfeld und Düsseldorf zu Vorlesungen über "die Technischen Aufgaben der Gemeinden herangezogen. Diese wurden im folgenden Jahre 1914 durch solche über „Städtebau" im besonderen ergänzt. Der Unterricht, anfangs nur als Vortrag zu zwei Stunden in der Woche gedacht, wurde im Wintersemester 1914/15 durch entsprechende Übungen vervollständigt. Da kam der Krieg und führte den größten Teil der männlichen Studierenden der Verwaltungshochschule ins Feld. Die nun in großer Zahl besonders den Sozialwissenschaften sich widmenden Frauen legten Wert auf Kenntnisse in der Wohnungsfrage. So baute Schönfelder seinen Unterricht weiter aus in zwei Vortragsreihen, die auf Sommer- und Wintersemester verteilt, den Hörern „Das Wohnungswesen und seine Entwicklung" und „Die Kleinwohnungsfürsorge in Staat und Gemeinde" nahe brachten. Die technische Behandlung der Stoffe, die neben den bauhygienischen Gesichtspunkten Grundriß und Raumbildung überall in den Vordergrund stellte, wurde schnell verstanden. Die Heranziehung eines eigens für die Vorträge geschaffenen, nur einmal existierenden Lichtbildermaterials erleichterte den Unterricht wesentlich und brachte die Materie auch den Frauen schnell nahe. Seit dem Kriegsende sind mit dem Abflauen des Zustroms zum Frauenstudium „Der Städtebau" und „Die technischen Gemeindeaufgaben" wieder in ihre Rechte getreten und wechseln ab mit den Vorträgen über das Wohnungswesen. Wenn die Frau für die Aufgaben der sozialen Fürsorge in Zukunft immer stärker herangezogen wird, darf sie dies ernste Studium der Wohnungsfrage in ihrem Lehrgang nicht vernachlässigen. Für die Verwaltungsjuristen haben erst kürzlich wieder Männer wie der Graf Hue de Grais eine gründlichere Beschäftigung mit den Erfahrungswissenschaften gefordert. Die Vorlesungen über Eisenbahnkunde an der Universität Berlin genügten in der Hinsicht nicht. In den „Städtebau" und das „Wohnungswesen" wird auch der Jurist sich mehr vertiefen müssen. Schließlich werden die Kollegs für den Mediziner, soweit er auf den Städtehygieniker hinstrebt, auch von Wert sein. Die technischen Vorträge an der Universität Köln als erster auf diesem Gebiete werden dort nicht mehr entbehrt werden und an anderen Universitäten bald eingeführt werden müssen, wenn die Hochschulen ben Anforderungen der Zeit gerecht werden wollen. Der Techniker wird das Hinaustragen seiner Wissenschaft und Kunst in die weitesten Kreise der Männer und Frauen, mit denen er in den Gemeinde- wie in den Staatsverwaltungen heute zusammenzuarbeiten hat, nur begrüßen können. Er sieht nur einen unüberwindlichen Widerstand vor sich, nur eine unbesiegbare Gegnerschaft: sie findet sich in den Reihen der jetzigen, denen die Vorstellungsgabe fehlt, seine Vorlagen recht zu erfassen und zu würdigen.

## MITTEILUNGEN DER SCHRIFTLEITUNG.

„Zur Praxis der Stadterweiterungen" von Dr. Ing. B. Wehl. Dissertation Leipzig 1919, Kommissions-Verlag von Ernst Wasmuth, A.-G., Berlin. Eine der seltenen Schriften mit Zahlenmaterial aus der Praxis für die Preisbildung von Boden, Baustellen und Mieten. Die Schrift ist bis auf wenige Exemplare vergriffen. (Preis M. 6,60.)

Ein neuer Plan von Hamburg-Altona und Umgebung. Im Verlage von L. Friederichsen & Co., Hamburg 1, Bergstraße 23, ist soeben der Elfha-Plan im Maßstabe 1 : 10000 erschienen. Dieser auf Grund neuesten Materials zusammengestellte und in 6 Farben gedruckte Plan reicht bis Blankenese, Langenhorn und Wandsbeck und ist somit der zurzeit umfangreichste Plan von Hamburg-Altona und Umgebung. Alle Verkehrsmittel wie Straßen-, Hoch- und Vorortsbahn sind genau eingezeichnet, so daß der Plan sowohl für Hamburger, wie für Fremde große Übersichtlichkeit bietet. Außer der Taschen-Ausgabe mit genauem Straßenverzeichnis (Preis M. 11,—) wird Anfang Dezember die neue Auflage des großen Wandplanes 1 : 10000 erscheinen, der für alle Kontore, Hotels, Schulen u. dergl. besonders geeignet ist.

# KUNSTNOT.

Im meist gelesenen Abendblatte Groß-Berlins vom 2. Februar d. J. werden einem vielversprechenden Zweijährigen und dem tötlichen Unfall eines Traberpferpes 12 Zeilen gewidmet, was immerhin begreiflich ist, da es sich um Pferde handelt, nicht eben nur um Menschen. Um dieselbe Zeit wurde mitgeteilt, daß die Preise für Pferderennen sehr wesentlich erhöht wären. Es ist erfreulich, daß im katastrophalen Wirtschaftszusammenbruch unserer Tage noch große Summen für Pferdequalitäts-Prüfungen so leicht flüssig gemacht werden können, um so mehr, als wieder um diese Zeit der Kultusminister eine Rede hielt über die Notlage geistiger Arbeiter, eine Rede, die wohl die Einsicht der Regierung erkennen ließ in Zustände, die so überaus traurig und beschämend zugleich sind, eine Rede, die aber gleichzeitig dartat, daß die Behörden nicht willens oder nicht in der Lage seien, zu helfen, indem sie, die Verwaltung einer sozialen Republik tröstend, auf die Hilfsbereitschaft des privaten Kapitals hindeutete.

Nun weiß jeder, der die Lebensbedingungen in der jungen Künstlerschaft auch nur einigermaßen kennt, daß dieses private Kapital, d. h. die vermögenden und früher auch hilfsbereiten kunstinteressierten Laien, bis auf ganz wenige Ausnahmen völlig ihrer so dankenswerten Betätigung entsagt haben. Es ist natürlich zunächst ein Unding, finanzielle Hilfe von denen zu verlangen, die durch die neuen Formen der Besteuerung zu besonders schweren Opfern genötigt werden. Wenn der Staat ihnen die Möglichkeit nimmt, sich zugunsten künstlerischer Leistung helfend zu betätigen, so müßte doch wohl derselbe Staat für diesen Ausfall nunmehr selbst eintreten. Aber — nichts ist davon zu spüren. War schon in Zeiten des Friedens, von geringen geschäftstüchtigen Ausnahmen abgesehen, die ganz überwiegende Mehrzahl der Künstler zu fortdauernden Opfern und Entsagungen genötigt, so greift ihnen jetzt die bittere Not oft in furchtbarer Weise erbarmungslos an die Kehle. Es ist überaus beschämend für eine große Nation, die auf ihren Idealismus zu pochen gewohnt ist, daß sie die Träger dieses Idealismus unter den traurigsten Umständen verkümmern läßt.

Nach der Revolution und dem verlorenen Kriege konnten wir überall lesen und hören, das maßlose Überwiegen der materialistischen Weltanschauung habe den inneren Halt der Nation vernichtet, nichts sei notwendiger, wie alle Kräfte einzusetzen für die seelische Wiederaufrichtung des deutschen Volkes. Was ist in dieser Beziehung bis heute geschehen? Wo hat man ernstlich versucht, der bitteren Notlage der Künstler entgegenzuwirken, deren Not eben um so größer ist, je mehr und je reiner die Künstler sind? Es ist überaus traurig für eine demokratische und soziale Volksgemeinschaft, sich von der vielgeschmähten russischen Räte-Republik in dieser Hinsicht auf das nachdrücklichste beschämen zu lassen, zu deren ersten Taten die wirtschaftliche Sicherung des Daseins ihrer Künstler zählte.

Aber wenn wir den Staat, die Volksgemeinschaft als Ganzes anklagen, so dürfen wir darüber die Schuld der Individuen nicht geringer einschätzen. Jetzt, da es gilt, mit wirklich fühlbaren eigenen Opfern den Glauben, die Freude an der künstlerischen Leistung zu betätigen, das Vorhandensein einer unlösbaren inneren Bindung zum Kunstwerk darzutun, jetzt, da es gilt, nicht vom Überfluß mit wohlwollendem Lächeln einen kleinen Teil den Hungerleidern des Idealismus zuzuschieben, sondern mit einem gewissen Grade innerer Größe, unbeirrt durch Nöte der Zeit die Not der Stunde bei denen zu bannen, in deren Händen die Zukunft der deutschen Seele liegt, in diesem Augenblick sind es nur sehr wenige, die nicht versagen, nur sehr wenige, die fühlen lassen, daß ihr Gesicht echt war und mehr wie die Maske eines selbstgefälligen Spieles.

Es ist bitter und traurig, daß die Auffassung des Staates sich zu decken scheint mit der Auffassung der Individuen. Künstler sind ja für den Organismus des Staates nicht so notwendig wie Schreiber, Lokomotivführer, Sicherheitswehr, Müllkutscher und andere Berufsklassen. Sicherlich läuft der Organismus des Staates auch ohne sie. Aber der Weg, das Ende, das Ziel? Steht nicht als eine ungeheure und tragische Warnung der Verlust des größten Krieges der Weltgeschichte vor unseren Augen, ein Verlust, entstanden einzig und letzthin durch maßlose Überschätzung der schematischen Organisation und durch die verhängnisvolle Unterschätzung der menschlichen Seele? Soll, in einer entscheidenden Stunde der Nation, ein so furchtbarer, verhängnisvoller Fehler noch einmal gemacht werden?

Wege? Es gibt deren genug für einen aufrichtigen Wunsch und für ein energisches Wollen. Man könnte z. B. für einige Zeit die Existenz eines Künstlers gleichhoch bewerten, wie die eines Traberpferdes. Man könnte auch die, deren Gesundheit zu wünschen übrig läßt (und das sind viele) oder für deren künstlerische Ausdrucksform das Leben außerhalb der großen Städte von Wert ist, auf einige der vielen Domänen, Jagdschlösser, Güter usw. unterbringen, die früher der Krone verfügbar waren, jetzt staatlicher Verwaltung unterstehen. Man könnte für einige Jahre sämtliche Neuankäufe an Museen und Galerien, soweit sie historische Werte betreffen, aussetzen in der Erkenntnis, daß das Recht der lebendigen Menschen stärker sei, wie das der toten Dinge. Millionen würden verfügbar werden. Man könnte aus Galerien und Museen tausend überflüssige Dinge, zweitklassige Werte, Duplikate u. a. mehr, das oft Keller und Dachräume überfüllt, verkaufen und wieder Millionen gewinnen. Würden beispielsweise vom Völkerkunde-Museum in Berlin einige von den Dingen verkauft werden, die, seit Jahren in Kisten verschlossen, nicht einmal den Fachgelehrten zu Augen kamen, wir hätten ja ein paar Negerplastiken und ein paar exotische Trinkgefäße weniger, aber dafür bedeutende Summen in der Hand, deren sinngemäße Verwendung unendlich viel höher im Werte steht. Man könnte tausend solcher Wege gehen, aber auch der einzelne Mensch, dem die Kunst einen Wert seines Lebens bedeutet, sollte sich bemühen, die Trägheit des Herzens zu überwinden, sollte sich eines Tages verpflichtet fühlen, die Flamme, an der er sich wärmt, nicht verlöschen zu lassen.

Wir haben ja nun seit längerem einen Reichskunstwart, ohne bislang zu wissen, was sein Ziel ist und welches seine Wege. Da seine Kompetenzen recht weitreichend zu sein scheinen, könnte man hoffen, daß er sich bewußt wird, daß die Kunst sterben muß und sterben wird ohne die Künstler, und daß jede Arbeit an der Kunst in der Not der heutigen Zeit bei den Künstlern beginnen muß.

Aber es wäre verfehlt, abzuwarten, was Behörden für Kunst und Künstler tun wollen oder tun können. So vieles kann inzwischen zu Grunde gehen. Es ist die unauslöschliche Pflicht eines jeden unter uns, nach seinen besten Kräften sich darum zu bemühen, daß die mit bitterster Not ringenden Künstler nicht zu Schnorrern entwürdigt werden; hier ist nicht mitleidige Handlung am Platze oder eine herablassende Güte, da es gilt, daß äußere Leben derer zu sichern, unter deren Händen die geistigen und seelischen Werte einer Nation sinnlich greifbare Form im Kunstwerk gewinnen, aus deren Herzen einzig die Blüte einer höheren und schöneren Zukunft sich erheben kann. Ein Wort jenes absolutesten Herrschers des preußischen Staates zeigt der Gegenwart ihre erhabenste Aufgabe: „La force des Etats conseite dans les grands hommes, que la nature y fait naître à propos.“

Weiteres Zögern wäre verhängnisvoll, vielleicht Verbrechen. Jeder Tag, jede Woche, die vergeht, bis Hilfe geschieht, vermehrt Hunger und häuft Verzweiflung, vernichtet noch ungeborenes von größtem Werte. Kinder und Künstler sind heute die Träger der deutschen Zukunft, schnellste und freudigste Hilfe ist mehr wie schönste Pflicht, ist eine Gabe an die Gebenden selbst. Nicht anders wie Arbeit in einem Garten, der zur Freude der Schaffenden eines Tages Blüten und Früchte tragen wird. Und selbst die, die viel geben, werden dennoch immer die Beschenkten sein.

H. de Fries

Verantwortlich für die Schriftleitung: H. de Fries, Berlin. — Verlag von Ernst Wasmuth A.-G., Berlin W., Markgrafenstraße 31. — Inseratenannahme Werbedienst G. m. b. H., Berlin W., Lützowstraße 102—104. — Gedruckt bei Herrosé & Ziemsen, G. m. b. H., Wittenberg.

JAHRG. XVII 1920 HEFT 9/10

DER STÄDTEBAU

MONATSHEFTE FÜR STÄDTEBAU UND SIEDLUNGSWESEN

HERAUSGEBER H. DE FRIES, BERLIN

GEGRÜNDET VON THEODOR GOECKE UND CAMILLO SITTE :: VERLAG VON ERNST WASMUTH A.-G., BERLIN W8





# DIE GROSSEN KOPENHAGENER HAFENPLÄNE.

Kritischer Bericht von W. JAKSTEIN. Hierzu die Tafeln 43—46.

Es ist noch nicht allzu lange her, daß man auch in Deutschland der Nachricht Glauben schenkte, Kopenhagen würde, vielleicht mit amerikanischer Hilfe, infolge der wirtschaftlichen Ausschaltung Deutschlands sich zu einem Welthafen, und zwar vornehmlich Umschlagshafen entwickeln und somit für Hamburg eine große Lebensgefahr werden können. Eine Erörterung, die vor einigen Monaten durch die Kopenhagener Presse ging, zeigt deutlich, daß man dort selbst längst von dieser Meinung abgekommen ist, daß man einsieht, die günstigste Konjunktur versäumt, sie wahrscheinlich von Anfang an überschätzt zu haben, und daß man nun Sorge trägt, ob die ersten bereits aufgewendeten 70 Millionen Kronen nicht etwa nutzlos ausgegeben worden sind! Die Sorge ist nicht gering, denn die Finanzlage des Landes ist keineswegs mehr glänzend. Die große über Europa gehende Finanzerschütterung hat auch Dänemark längst ergriffen. Große Unternehmungen, noch dazu derartige, als ein das ganze Stadtbild angreifendes Hafenprojekt, sind jetzt sicher völlig eingesargt. Die Frage ist aber, ob die Erkenntnis allgemein verbreitet ist, daß unbeachtet der jetzigen wirtschaftlichen Lage allein der Gedanke, eine neue Entwicklungsperiode des Kopenhagener Hafens sei möglich, nicht nur für den Hafen, sondern auch für die ganze Stadt bereits eine Tatsache von größter Bedeutung geworden ist und daß Kopenhagen jetzt genau an einem ebenso großen Wendepunkt seiner Entwicklung steht, wie es gestanden hat, als Christian IV. die große Befestigungsidee faßte, wie es gestanden hat, als man die Grenzen des Festungsgürtels sprengte und das vollendete Werk später zerschlagen wurde? Und der erste Schritt dazu war der, daß der Hafendirektor H. C. V. Möller mit der Ausarbeitung eines so gewaltigen neuen Hafenplanes, wie er ihn interessierten Kreisen in einer stattlichen Druckschrift im Jahre 1917 vorgelegt hat, die ausdrückliche Bitte verband, die Diskussion darüber zu eröffnen, ob sein hier dargelegter Gedanke der zweckmäßigste sei oder nicht.

Hafendirektor Möller hat damit als Hafenbauer bestehende, anscheinend festgewurzelte Zustände nicht ins Wanken bringen wollen. Die Frage ist aber die, ob sie von jetzt ab eher wieder zur Ruhe kommen können, als bis die große Bewegung des gesamten wirtschaftlichen Lebens zu Wasser und zu Lande in eine neue Richtung geleitet worden ist? Es ist gleich, wann sich hierfür die wirtschaftliche Möglichkeit bieten wird, denn es genügt vollständig, daß die Erkenntnis des von nun an Zweckmäßigen sich Bahn bricht, wozu Möller tatsächlich den Hebel angesetzt hat. Die Bitte um Diskussion, die Herr Möller in dem bestimmten Gefühl der Größe des Unterfangens an seine Landsleute gestellt hat, ist aber so gut wie unbeachtet geblieben. Nur eine einzige kurze Erwiderung erschien von architektonischer Seite her. Von internen Berichten an die Verwaltung ist nichts bekannt geworden. Die Hafenverwaltung hat daher auf Grund des Möllerschen Planes an einer Stelle mit dem Ausbau des Hafens begonnen. Die folgenden Ausführungen sollen aber zeigen, daß es immer noch Zeit ist, technische, architektonische und soziale Überlegungen an dieses Projekt zu knüpfen, um Möllers Frage zu beantworten. Handelt es sich für deutsche Techniker dabei auch nicht um das eigene Schicksal, so bleibt doch das rein sachliche, wissenschaftliche und künstlerische Interesse, das für jeden Techniker der Welt mit einem solchen Problem verknüpft ist. Deutschen Technikern erlaube ich mir also hier zunächst einen Bericht über diese Vorgänge vorzulegen, möchte eine eigene Stellungnahme dabei nicht unterlassen und stehe für Interessenten mit weiteren Auskünften, soweit ich sie zu geben vermag, zur Verfügung.

Abb. 33. Die älteste Anlage Hamburgs.
Plan nach F. Heynssen: „Zur Geschichte der Stadtbaukunst Hamburgs".

## Die Entwicklung der Hafenstädte.

Die Geschehnisse in Kopenhagen zwingen dazu, mit einer ganz allgemeinen Betrachtung zu beginnen, die an die Urform der Städte heranführt. Ein Vorgang, der seine Parallele in der Entwicklung einer jeden Ortschaft hat, nur daß von Anbeginn an mit dem Wasser — Fluß, See oder Meeresteil — eine ganz bestimmte besondere Verkehrsmöglichkeit den Hafenstädten gegeben war. Je nachdem die Natur diese Möglichkeit bequem oder weniger bequem geschaffen hat, je nachdem das Wirtschaftsleben einer Hafenstadt sich entwickelt hat, treten die heutigen fertigen Werke in Erscheinung und sind dementsprechend zu beurteilen. Ein Moment hat sich dabei aber immer als gleichwertig ergeben, wenn nämlich der menschliche Geist rechtzeitig die kommende Entwicklung vorausgesehen und menschliches Können aus Natur und Kunst eine neue Lebensform geschaffen hat!

Zwei Unterschiede der natürlichen Lage sind hauptsächlich zu beachten, ob von Anfang an die Stadt — der spätere Stadtkern — unmittelbar an guter Wassertiefe lag oder ob die Stadt sich erst allmählich an diese heranarbeiten mußte. Für die Bedürfnisse eines Fischerdorfes genügte oft ein seichter Strand, ein schmales Bassin, und wir sehen, daß Hamburg an dem verschlammten, ständig wechselnden Lauf der kleinen Alster etwa ums Jahr 900 mehr Wasserfläche hatte, als es brauchen konnte. Seine Entwicklung strebte anfangs weniger nach dem Wasser, das zur Genüge vorhanden war, als nach einem dauernden Zustand bester Verteidigungsmöglichkeit, den es als vorgeschobener Posten unbedingt brauchte (Abb. 33). Das versumpfte Alstertal blieb lange sein natürlicher Schutz, langsam gewann es ihm eine Insel nach der andern ab — Grimm, Kremon, Neueburg u. a. —, immer blieben Bild und Vorgang der Bewegung die gleichen. Jede Insel hatte, wie Heynssen so prächtig dargestellt hat, das gleiche Gesetz der Landaufteilung, Straßenbildung und Uferausnutzung. Eine einzige große Bewegung zum Wasser war noch nicht zu bemerken. An die Elbe gar gelangte Hamburg erst viel später. Als es die Elbe dann aber am Alsteraustritt erreicht hatte, als die Handelslage es erforderte, da setzte plötzlich eine ungeheure Bewegung ein, der ganze bisher im Vorstoß gen Westen gerichtete Stadtkern wurde von einer halbkreisförmigen Umwallung umfaßt, welche die eingedämmte Alster energisch überschritt, die

Elbseite offen ließ und nun das ganze wirtschaftliche Verkehrsleben der Stadt südwärts der Elbe zu in eine neue Richtung zwang (Tafel 43a). Das geschah im 16. Jahrhundert. Aber die Entwicklung drängte weiter. Blieb die ebenfalls verschlickte, unbeständige Elbe eine dauernde Möglichkeit, den Hafen zu erweitern, so blieb die Tendenz doch einseitig, den größeren Landbedarf für Wohnzwecke lediglich nach Osten hin über die Umwallung hinaus zu suchen. Dazu kam, daß im Westen vor den Toren mit dem Rande der gegenüberliegenden Geest in späterer Zeit eine politische Grenze lag, die heute noch nicht überwunden ist. Hier an dieser Stelle einen neuen Vorstoß zu machen, ist in den ersten Tagen der Revolution abermals vergeblich versucht worden, theoretisch erfolgte durch Professor Schumacher und Baudirektor Sperber eine gewaltige Anstrengung, deren Verwirklichung aber mehr als unsicher ist. Hamburgs einseitige Entwicklung auf seinem eigenen beschränkten, nach Norden liegenden Gebiet hat die größten Schwierigkeiten für den Landverkehr ergeben. Die einzige befreiende Tat, welche nach der alten längst vergessenen Umwallung die erste neue, klare, große Linie brachte, war die Anlage der Hochbahn. Gut blieb aber immer die freie Ausdehnung des Hafens, wenn er auch spät — durch den Köhlbrandvertrag von 1910 — erst die letzte von der Natur von jeher gegebene Ausdehnungsmöglichkeit entlang dem Flußlaufe fand.

COPPENHAGEN

Abb. 34. Plan aus Friedrichs III. Zeit.
Zeigt zugleich den anscheinend gleichmäßigen Verkehr im Sund und in der Kögebucht.
Aus V. Lorenzen: „Christianshavns borgerlige Bygningskunst".

London fand diese Möglichkeit sofort; es hatte leichtere Arbeit, da politische Grenzen es nicht hinderten und ihm auch ein hohes Geestufer, wie es schon Hamburgs Nachbarstadt Altona leider hat, hierbei nicht hinderlich war. Mit der Themse dringt sein Hafen tief bis an den Kern der Stadt. Seine Benutzung regelt sich mit dem wachsenden Tiefgang der Schiffe naturgemäß von selbst. New York erscheint in seinem auf Manhattan liegenden Stadtkern als ängstlicher, vom Wasser allseitig geschützter Zufluchtsort einer keineswegs ängstlichen ersten Bevölkerung. Der Hafen brauchte nicht erobert zu werden, sondern lag in gewaltiger Ausdehnung um den Kern der ersten Siedlung. Der wachsende Verkehr führte aber trotz der räumlichen Größe zu einer Zersplitterung. Der Landverkehr konnte auf natürlichem Wege unmöglich einheitlich ausgebildet werden, und die Technik, die so oft und zu oft die letzte Hilfe ist, mußte die gewaltigsten Anstrengungen mit Hoch- und Untergrundbahn, Aufzügen, Tunnels u. a. machen, um den Landverkehr dem Seeverkehr anzuschließen. — Kann sich Sidney mit seinem wunderbaren natürlichen Hafen wohl dauernd begnügen, so schob Antwerpen, das ebenfalls wie zu gleicher Zeit Hamburg an der Elbe mit seiner offenen Seite breit an der Schelde lag, diesen Hafen plötzlich als fast überflüssig fort, ließ dort in der Hauptsache nur den Personen- und Stückgüterverkehr und schuf in einer seitlich gelegenen Bassinanlage eine neue Verkehrsgelegenheit für sich.

Mit diesen Zeilen soll nur daran erinnert werden, wie zufolge der Wechselwirkung der natürlichen Lage und der Entwicklung des Verkehrs die eine Stadt ruhig in ihrer ersten Lage verharren kann und sich nur räumlich zu erweitern braucht, die andere Stadt in der Lage verharren muß und der gewaltigsten technischen Hilfsmittel bedarf, um sich am Leben zu erhalten, und die dritte den Zeitpunkt erkennen muß, wo es nötig ist, eine gewaltige Bewegung in sich selbst vorzunehmen und in einer neuen Richtung ein neues Leben anzufangen.

Wie sieht es nun in Kopenhagen aus?

## Entstehung des historischen Kopenhagens.

Eine Karte, die älteste, die von Kopenhagen existiert, bringt Hafendirektor Möller in seiner Publikation, und auf ihr erkennen wir die alte Stadt halbkreisförmig von einer Grabenanlage umgeben, mit ihrer offenen Seite nach Südosten vor dem Meeresarm gelegen, der den Öresund mit der Kögebucht verbindet und von Seeland die Insel Amager trennt. Diese offene Halbseite wird geschützt durch eine weitere Insel, auf der die alte Burg, später Schloß Christiansborg, erbaut wurde. Es war also eine Seeburg, die den Schutz nach der Wasserseite hin übernahm. Der alte Verkehr spielte sich vor der Burg und im Holmenskanal, dessen westlicher Austritt damals stellenweise viel breiter als heute gewesen ist, ab. Die westliche Grabenanlage ist heute in den Wasserresten von Tivoli, im Örestadtpark, im botanischen Garten und im Rosenborgpark noch zu erkennen. Er begann am jetzigen Frederic-Holmskanal und endete in der Gegend der jetzigen Tordenskoldgade neben der alten Reberban (s. Tafel 43b).

Christian IV. (1588—1648) erneuerte nun zunächst die alte Befestigung in moderner Weise und führte sie über Rosenborg hinaus bis zum neuen Ostertor weiter, schloß also das noch unbebaute, nördlich der Gotersgade liegende Neu-Kopenhagen mit in die Erweiterung ein und baute selbst am nördlichen Ende die Nyboders als Wohnungen für seine alten Seeleute. Dann aber richtete er seine Pläne auf das gegenüberliegende Ufer Amagers. Er erbaute Christianshavn, dessen damaliger Grund erst durch Aufpfählen dem Meere entrissen werden mußte. Christianshavns glänzender städtebaulicher Plan ist bekannt. Die Befestigung ging aber nur bis zum Trangraven. Lorenzen schildert den Vorgang der zwangsweisen Erbauung der Stadt insbesondere auch des Auffüllens der abgesteckten Gründe sehr anschaulich. Der Plan stammte von Ingenieur Johann Semp,

Abb. 35. Plan aus Christians V. Zeit. Aus F. Meldahl: „Frederikskirken".

worüber er mit dem König 1617 einen Vertrag geschlossen hatte.

Friedrich III. (1648—1670) ließ 1650 von Axel Urup zunächst einen Plan zum Ausbau Neu-Kopenhagens ausarbeiten, und 1670 wurden die Adelgade, die Borgergade, die Store-Kongensgade, die Bredgade und ihre regelmäßig senkrecht zu ihnen verlaufenden Querstraßen allmählich ausgebaut. Inzwischen hatte aber 1659 der König die Belagerung durch die Schweden erleben müssen, die zwar glücklich abgeschlagen wurde, aber doch die Schwächen der neuen Befestigung zeigte. Er schuf daher 1662 die Zitadelle (Kastell) durch den Ingenieur Ruys, nicht zur Freude der kurzsichtigen Einwohner, die mehr die eigene Bedrohung als den Schutz gegen fremde Heere empfanden. (Also genau wie heute bei uns!) (S. Abb. 34.)

Christian V. (1670—1699) ließ 1671 den Nyhavn bauen und führte die große Befestigung Christianshavns weiter durch, bis sie, wie wir sie heute noch sehen können, den nur durch einen verengten Meeresarm getrennten Anschluß an die gegenüberliegende Zitadelle fand (s. Abb. 35).

Friedrich V. (1746—1764) baute dieses so gewonnene neue Hafenterrain für die Zwecke seines Orloghafens aus. In Kopenhagen ließ er durch Eigtved die wunderbare Anlage Amalienborgs schaffen, wodurch die Frederikstadt ihr künstlerisches Gepräge erhielt. Beide Pläne, den Zustand unter Christian V. und die Vollendung unter Friedrich V. bringt dankenswert Meldahl, der die Entstehungsgeschichte in seinem Werk über die Frederikskirche kurz streift (s. Abb. 36).

## Ergebnis der historischen Entwicklung.

Der alte Stadtkern, wie Christian IV. ihn vorgefunden hat, ist ein Kulturergebnis, das in der Arbeit geschickter Ausnutzung der natürlichen Verhältnisse zu erkennen ist. Das Mittelalter zeichnete keine grossen Stadtpläne und nivellierte die Straßen nicht in allen Dimensionen aus, sondern sie nahmen die Dinge, vor denen sie standen und an die sie herantraten, wie sie sind und verstanden es, sich ihnen mit ihren Bauwerken außerordentlich glücklich anzupassen. In dieser Weise ungefähr spricht sich Heynssen trefflich über die Entstehung Hamburgs aus. Trotz der Abhängigkeit von der Natur zeigt das alte Kopenhagen scharf, was die Leute damals wollten. Die Stadt ist nach Südosten gelagert, der Hafenverkehr geht zwischen Norden und Süden, als Seeschutz liegt mitten im Hafen die Burg.

Mit Christian IV. begann die vorausschauende Baupolitik zugleich mit Hilfe fest auf dem Papier umrissener Pläne. Seine Gedanken gingen weit über die Arbeit seines

Abb. 36. Plan aus Friedrichs V. Zeit. Aus F. Meldahl: „Frederikskirken".

Zeitalters hinaus, fußten aber nach Siedler auf einer vorhandenen wissenschaftlichen Städtebauentwicklung, die bereits im 15. Jahrhundert in Italien begonnen, im 17. Jahrhundert ihre Vollendung erreicht hatte. Die Nachfolger Christians IV. hatten seinen Plan nur auszubauen und seine Ideen zu Ende zu entwickeln. Christian IV. schuf jedenfalls statt der alten Halbkreisform der Stadt eine neue, die sich der alten eng anschließt, sie aber ums Doppelte vergrößerte, und er gab in Christianshavn als Festung einen Ersatz — ebenfalls im Osten — für die zu schwach gewordene Burg.

Ob Friedrich III. die Zitadelle nur ausbaute oder auch den Plan für dieselbe entwerfen ließ, ist mir nicht bekannt. Jedenfalls entstand die Zitadelle unter seiner Regierung und auf sein Geheiß, und damit ist hier nun auch in Kopenhagen die schon mehrfach erwähnte Tatsache eingetreten, daß die innere Bewegung der Stadt plötzlich eine neue Richtung erhielt, und zwar in einer Form, wie sie Pietro Casaneo 1554 in dem Entwurf seiner Musterstadt zeigt. Bestimmend für diese Richtung war zunächst allerdings wohl nur die Verteidigung. Die Zitadelle ist als Bollwerk unbedingt mächtiger anzusehen als Christianshavn oder die übrige Umwallung. Vom Kastell aus wurde jetzt der Hauptangriff erwartet, hier war also die naturgemäß schwächste und jetzt stärkste Stelle, hier war der Lebensnerv Kopenhagens bedroht, hier war der Hauptverkehrszugang zur vergrößerten Stadt! Der Bau größerer Schiffe muß für diese ganze Wandlung also mit maßgebend gewesen sein. Selbstverständlich ist die direkte Fahrt zum Öresund auch für die meisten Routen die einzig gegebene. Die innere Bewegung, die ganze zukünftige Entwicklung der Stadt begann damals also bereits um 90 Grad um die eigene Achse gedreht zu werden, nämlich von Südost nach Nordost. Und darauf kommt es an!

Christian V. endlich schließt die Seebefestigung, indem er Christianshavn auf dieselbe Basis wie Kopenhagen stellt. Mit dem großen Befestigungsring, dessen Schlußstück die Zitadelle ist, sind der Raum und die Verkehrsmöglichkeiten innerhalb der Stadt zu Wasser und zu Lande begrenzt und bedingt. Denn auch der Hafen konnte jetzt im Norden und Süden abgeschlossen werden und der Verkehr ging nicht mehr lustig an der Ostseite Kopenhagens nach beiden Seiten hin vorbei, wie ihn eine bei Lorenzen veröffentlichte Karte

so lebhaft, wenn auch übertrieben zeigt (Abb. 34). Ein gewaltiger Riegel, der zwei Inseln und zwei Meeresteile nach Belieben trennt oder verbindet, ist hier geschaffen worden. Ein wunderbares technisches Instrument, das heute mit neuen Mitteln unter neuen Bedingungen und mit neuen Absichten unsere Ingenieure wohl gerne ebenfalls verwirklichen würden, aber nie die Kraft und die Einsicht der Mitwelt erhalten, um es auszuführen. Das Zeitalter der Renaissance, der diese hier durchgeführten Gedanken entstammen, war hier weit größer. Nur große Naturen, ein großer Wille, eine Zentralisation des Schicksals konnte eine Zentralisation der Menschenwerke erzwingen und im Städtebau die schon 1464 von Filarete erhobene Forderung nach technischer, 1570 von Palladio nach künstlerischer Einheit zur Erfüllung bringen. Daß mit der endgültigen Gestalt des damaligen Kopenhagens der Verkehr sich gedreht hat, wird nicht dadurch verneint, daß er praktisch noch den alten Lauf nehmen konnte. Die Seeschlacht in der Kögebucht, die Niels Juel gewann, beweißt nur, daß die Schiffe sich nicht getrauten, den besten Zugang, der jetzt am besten geschützt war, vom offenen Meere aus zu erstreben.

Die weitere Frage ist entstanden: wie liegen die Dinge nun heute?

## Heutiger Zustand.

Christianshavns alte Befestigung steht noch. Ebenfalls der alte Kriegshafen an alter Stelle und gleicher Größe. Kopenhagens alte Landbefestigung ist gefallen. Der Großstadtbetrieb ist über sie hinweggegangen, planlos wie überall in den Großstädten anderer Länder. Der bessere „Westen" liegt hier zum Teil im Norden und erstreckt sich an der ganzen Sundküste bis Helsingör hinauf. In neuester Zeit hat eine ebenfalls wilde Bebauung auf Amager bis zum Dorfe Sundby eingesetzt, in der Hauptsache in der Richtung Amagerbrogade und an einigen senkrecht zu ihr verlaufenden Querstraßen. Außerdem ist das Viertel der Islandsbrücke am Hafen südlich Langebro entstanden. Im übrigen ist Amager noch vollständig ländlich und für jeden neuen Zweck verwendbar.

Der Verkehr spielt sich zunächst auf den großen, zentral verlaufenden Ausfallstraßen ab, die weit in das Land hineinführen. Im Zentrum herrscht der größte Verkehr auf dem sogenannten „Strög", der Verbindung des Rathausmarktes mit Kongensnytorv. Es ist vornehmlich ein Luxusverkehr. Ihm entspricht der etwas bescheidenere der Köbmagergade. Wie verkehrsreich im übrigen das ganze innere Straßennetz Kopenhagens bis weit über die Seenkette hinaus ist, zeigt der Umstand, daß die meisten Läden in den einzelnen Häusern übereinander, d. h. sowohl im Keller als im Erdgeschoß angeordnet sind. Eine für Kopenhagen typische Erscheinung.

Besonders wichtig ist für den Verkehrstechniker der Verkehr nach Amager. Ihm stehen lediglich die Langebro und Knippelsbro zur Verfügung, eine Dreh- und eine Klappbrücke. Die elektrischen Bahnen fahren dort in kurzen Abständen mit stets zwei Anhängern.

Das Eisenbahnnetz ist wie die meisten neuzeitlichen rein technischen Anlagen zunächst ein Ding für sich. Es hat sich völlig neue, dem Stadtbild fremde und alle Richtungen quer durchschneidende Wege gebahnt, mit denen nun noch dazu nach dem Neubau des Hauptbahnhofes und der Unterführung der Nörre- und Oestervoldsstrecke dauernd zu rechnen sein wird. Eine kleine Bahn schlängelt sich von Dragör kommend durch Amager über Langebro an das große Netz an. Der Güterverkehr ist durch den großen Güterbahnhof, den Hauptbahnhof und den Freihafen bestimmt. Außerdem dient der Ostbahnhof als Verschiebebahnhof für den Freihafen.

Der Hafen besteht aus dem alten Hafen, also der Verbindung von Öresund und Kögebucht, dem vor dem Kastell liegenden großen Freihafen und dem Kohlenhafen westlich Langebro im Kalvebodstrand. Der Nord-Süd-Verkehr ist also innerhalb des Hafens nicht nur geblieben, sondern hat auch seine Ausdehnung nach beiden Seiten hin erfahren. Die Zufahrtsrichtung ist jetzt fast ausschließlich die von Norden, denn die schmale durch Kalvebodstrand führende Rinne kann nur noch kleine Segelschiffe aufnehmen. Der größte Verkehr herrscht im Freihafen, der mit riesigen Lagerhäusern bebaut ist. Er nimmt vornehmlich den Überseeverkehr auf. Der alte Hafen (Zollhafen) hält den skandinavischen Personen- und Stückgüterverkehr. Außerdem liegen auf Christianshavn Werften und Packhäuser. Die Kohlen-, Holz- und Fischzufuhr geht durch beide Brücken in den Südhafen, der durch einen Sperrdamm von der Kögebucht abgetrennt ist, um gegen Versandung geschützt zu sein.

Bestimmte Fabrikviertel gibt es nicht. Ein Gesetz für die Erhaltung fabrikfreier Viertel ist veraltet. Im Stadtbilde sind die Schornsteine der königlichen Porzellanmanufaktur und der Brauereien immer noch die auffallendsten. Nach einer von Graf Moltke zitierten Statistik (aus dem Jahre 1911) sind von 2757000 Bewohnern des Landes 753000 Handwerker und Industriearbeiter. Der prozentual größte Teil davon dürfte in Kopenhagen leben. Ohne Großindustrie muß die industrielle Tätigkeit dort daher als rege bewertet und ziemlich gleichmäßig verteilt anzusehen sein. Größere Werke liegen in der Peripherie.

Summa summarum: nach Aufgabe der Umwallung ist eine gemeinsame neue Bebauungsidee nicht mehr aufgeworfen worden. Nach den Lehren von 1801 und 1807 ist an und für sich die Beibehaltung der Befestigung von Christianshavn als Fehler anzusehen. Daß dieser Fehler heute von größtem Nutzen werden kann, soll später gezeigt werden.

## Kopenhagens neue Hafenpläne.

(Siehe Tafeln 44 und 45.)

Das Buch des Hafendirektors Möller besteht aus einem Vorwort, der technischen Erläuterung und einiger Beilagen. Im Vorwort — mit der Unterschrift „Hafenverwaltung" versehen — wird zunächst ohne Begründung der kategorische Beschluß, die Erweiterung an verschiedenen Teilen vorzunehmen, kurz mitgeteilt! Diese drei Teile sind der Freihafen, der Flugplatz am Kongedyb auf Amager als Zoll- und Handelshafen und Kalvebodstrand als Industriehafen, innerhalb des Sperrdamms liegend. Die weiteren Worte dienen als Rechtfertigung für die getroffene Auswahl. Bemerkenswert sind wohl folgende Sätze: Durch dieses Programm würde eine umfassende Ausdehnung des Hafens erreicht werden, deren Arbeiten sich über ein Menschenalter hinstrecken würden. Eine weitere Planlegung z. B. über den Sperrdamm hinaus würde erst in so ferner Zeit in Betracht kommen, daß eine Erörterung sich jetzt erübrigte! Betont wird die Schwierigkeit der Vertiefung der Rinne im Kalvebodstrand. Die Pläne seien nicht endgültig festgelegt,

denn dies würde bedeuten, daß man in unberechtigter (!) Weise und unter Beeinträchtigung späterer Entschließungen in den Gang der Entwicklung eingreifen würde! Mit der Veröffentlichung soll eine Grundlage für die öffentliche Diskussion, insbesondere für die interessierten Parteien: Grunderwerb, Seefahrt, Handel und Industrie, geschaffen werden! Es ist Rücksicht auf äußerste Sparsamkeit der Anlage genommen worden. Besonders bemerkenswert sind auch folgende Sätze: Kein Mensch könne wissen, in welchem Grade die Anforderungen des Verkehrs in einer so großen Stadt auch nur im Verlaufe eines oder zweier Menschenalter steigen könnten! Um so wichtiger sei es, zum mindesten Rücksicht auf die Erfahrungen der zuletzt (!) verflossenen Entwicklungsperiode zu nehmen.

In den Erläuterungen berührt Herr Möller selbst nun zunächst, jedoch außerordentlich kurz, den Zustand des Hafens vor Christians IV. Zeit, um dann sofort auf die Entwicklung des 19. Jahrhunderts überzugehen. Was dann folgt, sind technische Details, die zum Verständnis seiner eigenen Pläne notwendig sind. So wichtig alle diese, an die „zuletzt verflossene Entwicklungsperiode" anknüpfenden Details auch sind, ebenso wichtig erscheint es im Rahmen dieser Betrachtung, sich von diesen Details frei zu halten, um den Überblick zu bekommen, dessen Richtlinien bereits in der Einleitung dieser Abhandlung gegeben worden sind. Die technischen Details Möllers zu würdigen, mag also einem speziellen Hafentechniker, der diese Frage vielleicht aufnimmt, vorbehalten bleiben. Vor allem brauchen diese Details hier auch deswegen nicht berührt zu werden, weil sie sich auf Hafenstrecken beziehen, die in folgendem verlassen werden.

Möller erwähnt dann verschiedene Pläne, die früher von privater Seite aufgestellt worden sind, die aber mit seinen eigenen Plänen in gar keinem sachlichen Zusammenhang stehen. So sind dies der Plan von 1859 von W. Murray und A. W. Andersen, von 1879 von Wilde, von 1889 von Alfred Hammer, 1874 das „Trangravsprojekt". Dann bringt Möller Tabellen mit Angabe der Tonnage — Schiffsverkehr — und Bevölkerungsentwicklung. Graphische Vergleichstabellen zwischen Bevölkerungszahl und den verschiedenen Hafenausgaben und -einnahmen. Schließlich kommt sein eigener Plan mit den dazugehörigen Details, Angaben über Meerestiefe und Bohrergebnissen im Kalvebodstrand.

Möllers Plan, dessen Einteilung bereits genannt wurde, geht aus der Abbildung im übrigen so deutlich hervor, daß eine Schilderung für den vorliegenden Zweck nicht mehr erforderlich ist. Es ist wohl selbstverständlich anzunehmen, daß dieser Plan technisch mustergültig entworfen ist. Der Leser versteht aber wohl, daß es sich hier nicht um eine technische Würdigung auch der besten technischen Anlage handelt, die denkbar ist, sondern, daß hier die Frage näher steht, ob mit dieser jetzt für Jahrhunderte von neuem, durch jahrzehntelange Arbeit festzulegenden Verkehrsrichtung für den Kopenhagener Gesamtorganismus das Richtige getroffen worden ist oder nicht? Es handelt sich also nur um den Ort und die Richtung der einzelnen Neubildungen, nicht um die Art, in der sie erfolgen soll.

## Dänische Kritiken.

Es wurde gesagt, daß die Diskussion, um die Möller gebeten hat, ausgeblieben ist. Was hier an Entgegnungen dänischerseits vorliegt, kommt nur in einer, der des Architekten Kaj Gottlob, einer Diskussion nahe. Die übrigen seien nur des allgemeinen Interesses wegen erwähnt.

1. Kaj Gottlob erhebt zwei Einwände. Zunächst findet er, daß die Stadt vom Hafen „umklammert" und der freie Zugang (Landzugang) zum Öresund für die Bevölkerung abgeschnitten würde. Eine Stadt wie Kopenhagen sei doch mehr Wohn- als Hafenstadt und in hygienischer und künstlerischer Hinsicht sei es erwünscht, daß die Lage am Wasser auch zum persönlichen Vorteil und zur persönlichen Annehmlichkeit des Einzelmenschen ausgenutzt würde. Er hält daher die Benutzung des Kalvebodstrandes für Hafenzwecke für genügend. Den Plan auf Amager hält er für verkehrt. Die einzige dort noch freie, jetzt als Flugplatz benutzte Landstrecke hinter dem Orlogshafen wäre für die Einwohner viel zu kostbar, als daß dort lediglich ein moderner Hafenbetrieb hingeleitet würde. Die Erweiterung des Freihafens wird ebenfalls aus hygienischen Rücksichten bekämpft, weil hinter dem Freihafen das Bad „Helgoland" liegt, die einzige für Kopenhagen bequem erreichbare Seebadeanstalt überhaupt.

Andererseits vermißt Gottlob architektonische Rücksichten bei der Ausgestaltung des Planes. Er verweist auf das von D. H. Burnham aufgestellte Idealprojekt für den Chikagoer Hafen, eine um eine Mittelachse aufgezogene rein architektonische Lösung, die sowohl die Hafenanlagen wie die Stadanlagen gleichmäßig in der Linienführung zu einem einheitlichen Ganzen zusammenschweißt.

2. Unabhängig von Möllers Plan haben Architekt Holger Rasmussen und Ingenieur O. U. Nobel einen Bebauungsplan für den Flugplatz im Auftrage des Vereins „Forskönnelse" — dem Verein für Verschönerung der Hauptstadt — ausgearbeitet. Interessant ist hier der Gedanke, den alten Hafen mit einer neuen Verbindung, etwa einer Hängefähre zum St. Anneplatz zu verbinden, wobei ein bereits früher gehegter Plan eine solche Verbindung am Nyhavn anzuschließen und den Nyhavn aus diesem Grunde zuzuschütten, aus Pietätsrücksichten abgewiesen wird.

3. Schließlich erschien am 4. 9. 20. in „Berlingske Tidende„ ein Artikel, der darauf hinweist, daß die gesamten Hafenpläne nach der jetzt fehlgeschlagenen Konjunktur vorläufig als viel zu umfangreich anzusehen seien.

## Kritik des Möllerschen Planes.

Es ist ohne weiteres klar, welche wichtigen ökonomischen und verkehrstechnischen Gründe die Hafenverwaltung unter Herrn Hafendirektor Möller veranlaßt haben, eine Erweiterung des Hafens an zwei Stellen in unmittelbarem Anschluß an die vorhandenen Anlagen anzugliedern. Auch die Wahl der dritten Stelle, der auf Amager am Kongsdyb war naheliegend, weil hier in unmittelbarer Nähe der Stadt und des Hafens außer guter Wassertiefe ein freies Gelände — der Flugplatz — zur Benutzung daliegt. Unzweifelhaft war auch der Wunsch maßgebend, durch die Neuanlagen keine revolutionäre Umwälzung des Hafenverkehrs zu veranlassen, sondern lediglich den bestehenden Verkehr zu erweitern und schließlich die Hafenerweiterung stückweise so vornehmen zu können, daß mit fortschreiten-

der Zeit und Erfordernis man sich immer nur auf die notwendigsten Ausgaben beschränken kann. So ist z. B. auf der Kopenhagener Seite die Erweiterung des Eisenbahnnetzes eine geringfügige Ausgabe, um die neu angegliederten Hafenteile ohne weiteres dem bestehenden Betriebe anzugliedern. Für Amager bedeutet dagegen der Eisenbahnanschluß schon ein Projekt für sich. Sämtliche übrigen für den Hafenbetrieb notwendigen Einrichtungen, Verwaltungen, Betriebsmittel brauchten ebenfalls nur stückweise erweitert werden. Trotz der großen Ausgaben für einen eventuellen Ausbau der Gesamtanlagen hätte sich also beim Nachlassen der Konjunktur durch Begrenzung der Arbeit auch die Ausgabe jederzeit wunschgemäß begrenzen können. Unzweifelhaft liegt hierin ein Verdienst der Hafenbauverwaltung.

Wer als Fremder, mit dem Für und Wider der näheren Verhältnisse nicht vertraut, den Plan des Hafendirektors Möller zum ersten Male sieht, stößt sofort auf die Frage, warum ein so gewaltiges Projekt, das größer ist als die gesamte bestehende Hafenanlage in drei weit voneinander liegenden Teilen geplant und nicht als einheitliche neue Anlage mit konzentriertem Betrieb aller technischen Hilfsmittel und mit konzentrierter Verwaltung gedacht worden ist? Man sollte meinen, daß ein solcher konzentrierter Großbetrieb auf die Dauer sicher billiger als ein geteilter sich gestalten würde. Man wird zu dieser Frage um so mehr berechtigt, als der neue Plan im Zollhafen am Kongedyb auf Amager bereits eine vollständige Neuanlage vorsieht, sich also nicht nur mit der Erweiterung bestehender Anlagen begnügt. Ein großes Riesenprojekt kann natürlich leichter ein Riesenfehlschlag werden, wenn der zu erwartende Handel ausbleibt. Die geplante Anlage am Kongedyb hätte doch aber wohl, so meint man als Fremder, in doppelter Größe die Anlage im Kalvebodstrand noch mit aufnehmen und ersetzen können. Es ist klar, daß sich hier sofort hundert Einwände dagegen erheben können, es bestehen aber noch weitere Fragen, welche die geplante Dreiteilung in ihrem Werte zweifelhaft machen.

In der Publikation des Hafendirektors befindet sich ein Einzelplan mit der Tiefenangabe des Kalvebodstrands. Wir sehen, daß diese geringe sind, daß nicht einmal die alte Fahrrinne ohne weiteres und dauernd benutzbar ist, daß ein harter Kalkboden angegriffen werden muß, um eine Fahrrinne und Bassins zu schaffen, und daß diese ganzen Unterwasserarbeiten außerordentlich teuer zu stehen kommen werden. Wir sehen aus der Vergangenheit, daß der Frachtverkehr sich aus diesen Gründen schon von selbst vom Kalvebodstrand zurückgezogen hat und die bessere Wassertiefe am Kongedyb (Freihafen) aufgesucht hat. Welche zwingenden Gründe lagen nun jetzt vor, bei der Rücksicht auf Sparsamkeit der Ausführung sich gerade mit dem Kalvebodstrand zu befassen? Eine Gegenüberstellung der hier zu erwartenden Kosten mit anderen, welche durch eine Verlegung der Industrie, Kohlen-, Holz- und Fischhafen nach der Ostküste Amagers, einschließlich der Erweiterung des Eisenbahnnetzes notwendig werden würde, müßte erbracht werden, um die Idee des neuen Hafens am Kalvebodstrande zu rechtfertigen.

Soll der Kalvebodstrand ausgebaut werden, dann wird sich der Durchgangsverkehr durch den alten Hafen außerordentlich verstärken und die beiden Brücken entsprechend beanspruchen. Es besteht die Frage, ob diese neue Belastung der Brücken tatsächlich noch wird aufgenommen werden können. Diese Frage kann nur von der Hafenbauverwaltung beantwortet werden. Um sie zu beantworten, muß aber auch in Betracht gezogen werden, daß auch der Fahrverkehr über die Brücken erstens durch das natürliche Wachstum der Bebauung von Sundby außerordentlich stärker werden wird, daß er jetzt schon bei einer Benutzung von 2 Anhängern jedes Straßenbahnwagens sehr gros ist und das die Anlage der geplanten beiden Häfen auf Amager den Landverkehr noch weiter außerordentlich verstärken wird. Die Brücken werden also von zwei Seiten in unübersehbarem Maße stärker in Anspruch genommen werden. Beobachtet man, was für Menschenmengen heute schon sich vor der aufgezogenen Brücke stauen, wenn nur ein einzelnes Segelschiff hindurchfahren will, dann erscheint einem das Projekt des Ausbaues des Kalvebodstrandes von neuem in einem zweifelhaften Lichte. Werden aber mehr Brücken gebaut und dadurch der Landverkehr etwas entlastet, dann wird wieder der Seeverkehr um so schwieriger.

Wenn der Freihafen um mehr als das Doppelte vergrößert wird, dann steigert sich auch der Güterverkehr zu Lande, zum mindestens der Güterverkehr, der allein für den Freihafen mit dem Verschiebebahnhof am Ostbahnhof aufgenommen werden muß. Es besteht die Frage, ob dieser Verschiebebahnhof groß genug ist. Diese Frage wird sicherlich innerhalb der Hafenverwaltung schon befriedigend beantwortet worden sein. Auch ist der Umweg über Fredriksborg und die evtl. Anlage eines neuen Verschiebebahnhofs zu beachten. Es ist aber auch schon vorgekommen, daß man sich in anderen Städten in einer so wichtigen Frage geirrt hat. Der Hamburger neue Bahnhof z. B., der genau so eingerichtet ist wie der Kopenhagener Hauptbahnhof, der mit dem Güterverkehr ebenfalls in Verbindung steht, hat sofort nach der Fertigstellung die Tatsache ergeben, daß die fehlende Möglichkeit einer seitlichen Verbreiterung in absehbarer Zeit zu den größten Schwierigkeiten führen würde. Der Krieg hat diese Schwierigkeit wieder etwas aufgeschoben aber nicht aufgehoben.

Kaj Gottlob sagt in seiner Erwiderung, Kopenhagen würde von Häfen erstickt werden, wenn für Kopenhagen den neuen Hafenplänen entsprechend einmal eine neue größere Zukunft anbrechen sollte. Er berücksichtigt dabei lediglich die Wohnungsfrage und ihre spätere Dringlichkeit und begnügt sich damit, die hygienische und ästhetische Seite dieser Angelegenheit zu betonen. Man kann sich ihm vollständig darin anschließen, daß es bedauerlich ist, die Bevölkerung einer Hafenstadt am persönlichen Gebrauch des Wassers und am Genuß der frischen Seeluft behindert zu sehen. — In Hamburg haben wir wieder ein abschreckendes Beispiel zur Hand. Wer als Fremder dorthin zieht, erhält den Hafen und die schöne Elbe überhaupt nicht zu sehen, wenn er nicht im Hafen geschäftlich zu tun hat oder eine besondere Vergnügungsreise an die Elbe unternimmt. Vor allem aber leidet er außerordentlich unter der tatsächlichen Unmöglichkeit, in der Elbe oder Alster ein sauberes Bad nehmen zu können, denn beide Flüsse sind vollkommen verschmutzt und die Elbe außerdem für Badende nur heimlich zu benutzen. (Die Hamburger selbst scheinen diesen Mangel allerdings kaum zu bemerken.) Es ist selbstverständlich ein Unding, wenn eine Stadtverwaltung Dinge von so großer hygienischer Bedeutung sich selbst überläßt, so lange, bis der Zustand unhygienisch geworden

ist, oder eine gute Gelegenheit verlorengegangen ist. Die Badeanstalt „Helgoland" gilt in Kopenhagen infolge der Nähe des Freihafens heute schon nicht mehr als die sauberste, durch dessen Erweiterung würde sie unmöglich werden und die gesamte Einwohnerschaft müßte täglich dem Wege nach einer neuen Badeanstalt am Sund wohl eine halbe Stunde Weges zulegen, um sie zu erreichen. Den Flugplatz also zugänglicher zu machen und für die Gesundheit der Bevölkerung durch Schaffung von Badegelegenheiten durch Freilassung des Strandes oder durch Erbauung neuer Wohnquartiere zur Verfügung zu stellen, wäre außerordentlich zu begrüßen. Jedenfalls wären auch gegen Erweiterung des jetzigen Freihafens allerhand Bedenken zu erheben.

Die Wohnungsfrage liegt nach Vollendung der gedachten Hafenpläne aber doch noch etwas anders als Gottlob sie annimmt. Es besteht die Frage, wo denn überhaupt noch die Arbeitermassen wohnen sollen, die an den drei neuen Häfen notwendig sein werden? Eine ganz ungeheure Belastung des Zentrums der Stadt muß entstehen, wenn an diesen drei Stellen so gewaltige Betriebe ins Leben gerufen werden, die das Zentrum einschließen. Hamburg hat die Ausdehnung seines Stadtbezirks einseitig nach Norden zu geleitet. Elektrische Bahnen, Hoch- und Untergrundbahn, die Walddörferbahn, der Elbtunnel, ein aufs äußerste gesteigerter Fährverkehr genügten alle nicht, das Verkehrsleben ordnungsgemäß zu regeln. Stets stand die Überlastung vor der Tür. Kopenhagen hat sich ebenfalls nur nach einer Seite hin ausgedehnt und alles strebt entweder täglich oder doch gelegentlich der kurzen Hafenstrecke zu. Es besteht also die Frage, wie die weitere Verkehrsregelung nach und von Amager gedacht ist? Wie man vorbeugen will, das Kopenhagen in seinen eigenen Verkehr erstickt wird? Ob man beabsichtigt später ebenfalls seine Zuflucht zu Tunnels, Hängebrücken, Hängefähren und Hochbahnen zu nehmen und wie man glaubt, dann noch die Schönheit der alten Stadt retten zu können?

Die Anlage von Wohnquartieren muß aber auch architektonisch und gesundheitlich rechtzeitig überlegt werden, um alle die großstädtischen ungesunden Wohnanlagen zu vermeiden, unter denen die Großstädte fast alle so außerordentlich leiden. Was wir heute unter Proletariat bezeichnen, ist fast nur in ungesunden Wohnquartieren der Großstädte groß geworden. Es ist zur Genüge bekannt, welche hochwichtige soziale Bedeutung die weitere Entwicklung unserer Großstädte besitzt. Soll diese Entwicklung wohnungstechnisch besser als früher, einwandfrei, architektonisch vollendet vor sich gehen, dann muß der Architekt als Städtebauer freie Hand haben und darf nicht von vornherein in seinen Projekten durch so riesenhafte Anlagen, wie es diese neuen Häfen sind, durch die rein technische und im übrigen willkürliche Anlage späterer Eisenbahnlinien behindert sein. Der Architekt und nicht der Eisenbahntechniker muß das für Wohnzwecke bestimmte Gelände aufteilen. Der Architekt darf sich nicht begnügen mit dem zerschnittenen Rest des Geländes, das der Eisenbahntechniker ihm übrig gelassen hat. Es besteht eine Kunst und eine Wissenschaft des Städtebaues seit Jahrhunderten. Im 16. und 17. Jahrhundert hatte man sie in Kopenhagen gekannt. Unmöglich kann man heute in der Zeit größter Aufklärung daran vorübergehen. Es besteht also die Frage, wie man sich die zukünftige planmäßige Bebauung dieses zukünftigen Neu-Kopenhagens gedacht hat?

Schließlich kann man die Frage erheben, ob es zweckmäßig ist, Fabrikviertel in größerem Umfange jetzt im Süden entstehen zu lassen, wenn bei zukünftiger Bebauung Amagers dieses Süden zu einem Westen wird, also eine Lage erhält, die man städtebautechnisch von Fabriken ängstlich frei hält.

## Neuer Vorschlag.

Eine derartige Fülle von schwerwiegenden, nicht nur das aufgestellte Hafenprojekt, sondern auch die leider noch nicht aufgestellten Landverkehrs- und Bebauungsprojekte aufs schärfste berührenden Fragen aufzustellen, ohne selbst einen positiven Vorschlag zu bringen, wäre zwecklos und unhöflich. Wird aber von außerhalb ein solcher Vorschlag gebracht, dann kann dies nur in Form einer Ideenskizze geschehen, die von Rechts wegen einer Nachprüfung an Ort und Stelle bedarf, um richtig beurteilt werden zu können. Schon allein die Beantwortung der hier gestellten Fragen kann zu den größten Änderungen führen. Es darf sich hierbei also überhaupt nicht darum handeln, zu sagen und zu zeigen, auf diese oder jene Weise kann und muß gebaut werden, sondern es kann nur eine neue Idee abermals zur Diskussion gestellt werden, eine Idee, die erstens auf einer Vermeidung dessen beruht, was in dem Möllerschen Plan vorläufig als bedenklich erscheint, und die zweitens auf Grund einer ganz anderen Anschauung basiert.

Das Bedenkliche, noch einmal zusammengefaßt, würde darin liegen, daß sowohl der Land- wie der Stadtverkehr durch den weiteren Ausbau des alten Hafens mit dem Lauf der Zeit in sich selbst erdrosselt werden müsse, daß ein späteres Verlassen des alten Hafens und eine Zuneigung zu einer gänzlich neuen Anlage mit geradezu unglaublichen Kosten verbunden sein müsse. Daß die Wohnungsfrage, die noch gar nicht berührt ist, an erster Linie stehen muß und nicht als nebensächlich hinterher behandelt werden darf und daß statt einer Dreiteilung eine einheitliche große geschlossene Gründung zum mindesten zur Diskussion gestellt werden müsse, erscheint ebenso dringend erforderlich.

Eine neue Idee, die hier gebracht werden möge, kann sich nun nach all dem vorher Gesagten nur auf dem großen inneren Bewegungsvorgang aufbauen, den Kopenhagen im Verlaufe der Jahrhunderte durchgemacht hat und kann zum Vergleiche die Vorgänge benutzen, die sich in dieser Hinsicht in allen Hafenstädten der Welt abgespielt haben.

Betrachtet man Kopenhagens historische Entwicklung, dann haben wir als größtes Ereignis die Neu-Orientierung der Stadt, beginnend mit Christian IV., aufhörend mit Friedrich V., erkannt, die zugleich die Forderung nach technischer und künstlerischer Einheit erfüllte. Wir haben festgestellt, daß hier die große Ringform geschlossen wurde und daß die Verkehrsrichtung um 90 Grad gedreht, die Öffnung der Stadt und des Hafens nach dem Kongedyb und damit nach dem Öresund zu verlegt worden ist. Wir haben gesehen, daß eine solche Drehung einer ganzen Stadt, wie das Beispiel Hamburgs beweist, nicht vereinzelt dasteht. Wir haben auch gesehen, daß nach einer damals bevorzugten Rücksicht auf das Ein- und Auslaufen der Kriegsschiffe heute die Handelsschiffahrt ebenfalls der größten Meerestiefe wegen die östliche Mündung des Hafens bevor-

zugt. Der Durchgangsverkehr durch den alten Hafen hat vollständig aufgehört, der Einlauf richtet sich nach dem Tiefgang, Lagerraum, Kaifläche, Eisenbahnanschluß, Brückendurchfahrt.

Betrachtet man die Entwicklung des Kopenhagener Stadtbildes, die im einzelnen über die alte Umwallung und über die Seenkette hinaus recht zufällig und planlos vor sich gegangen ist, dann findet man nun doch wieder große, wenn auch ohne künstlerische Absicht entstandene Linienzüge, die abermals auf eine Kreisform, und zwar auf eine noch größere hindeuten. Maßgebend hierfür ist die alte kreisförmige Umwallung gewesen, die heute große Boulevards, Grünflächen und Eisenbahnen aufnimmt. Maßgebend ist ferner die halbkreisförmige Form der Seenkette gewesen, und so sehen wir parallel dazu und entsprechend einer naturgemäßen, zum Teil fast rechtwinkligen Baublockformgestaltung außerhalb der Seenkette noch zwei große Parallelverbindungen, welche die Stadt umziehen. Eine dritte, noch weiter nordwärts liegende, ist in ihrem Verlaufe nicht mehr ganz durchgeführt. Senkrecht zu diesen Ringstraßen, zentral nach der inneren Stadt gerichtet, verlaufen die Ausfallstraßen, so daß durch diese beiden Straßentypen eine ganz bestimmte Bewegungsrichtung angegeben worden ist. Das hierdurch entstandene Bild kontrastiert sowohl mit dem alten winkligen Straßennetz der Altstadt, als auch mit dem rechteckigen der Neustadt (Frederiksstadt und Christianshavn). Ein geschickter Städtebauer hätte Groß-Kopenhagen unbedingt regelmäßiger aufgeteilt, hätte aber doch durch Ring- und Ausfallstraßen den Anforderungen nachgegeben, die der wachsende Verkehr verlangen mußte. Ist anderweitig ein Ring nicht vollständig durchgeführt, dann schafft ihn sich der Verkehr gewaltsam, wie das Beispiel der Linie 3 der Straßenbahn zeigt.

Fassen wir nun folgendes zusammen: Die Tatsache, daß der Kalvebodstrand für Hafenzwecke nur mit großen Kosten ausgebaggert werden kann, trotzdem aber zum größten Teil zugeschüttet werden muß (!), daß der Verkehr zu ihm durch bereits überlastete Brücken gehen muß, daß die beste Wassertiefe am Kongedyb ist, daß als Fahrtrichtung überhaupt nur der Öresund in Frage kommt, daß die Ringstraßenbildung sich nach der Zeit des Festungsgürtels auf der Seite der Erweiterung der Stadt erneuert hat, daß schließlich Amager auch in der Nähe Kopenhagens so gut wie unbebaut ist, weiter hinaus aber vollends allen Möglichkeiten freies Spiel läßt, ergibt ganz von selbst die neue Idee, daß man den Ring von neuem schließen möge in Fortsetzung aller äußeren Ringstrassen unter Anlage neuer Ausfallstraßen mit Zuschüttung des ganzen Kongedybes, und daß man das ganze Gebilde ausschließlich nach Nord-Osten öffnen und orientieren möge! Ein riesiges Unterfangen, das bei näherem Zusehen aber trotzdem möglich erscheint, falls die Untersuchung an Ort und Stelle nicht unangreifbare gegenteilige Momente erbringen sollte. Dann wäre der Gedanke Christians IV. und seiner Ingenieure, die Stadt um 90 Grad zu drehen, tatsächlich weiter durchgeführt für alle die Lebensformen und Erscheinungen, die nach der Zeit des Barocks die Entwicklung einer modernen Stadt ausgemacht haben. Man erkenne die Taten der Geschichte, man prüfe ihren Wert für heute. Man zwänge nicht gewaltsam den Schiffsverkehr durch einen Hafen, dessen Urteil vor Jahrhunderten schon gesprochen wurde! Selbstverständlich muß man im Rahmen einer möglichen Ökonomie bleiben, aber man prüfe auch eine neue Idee auf ihre Ökonomie, um zahlenmäßig zeigen zu können, was geht und was nicht geht.

Um einem falschen Urteile Dritter vorzubeugen, muß nun nachdrücklich darauf hingewiesen werden, daß die Ausarbeitung eines solchen Planes und das Zustandebringen einer neuen Entwicklungsidee für eine Stadt nicht Aufgabe eines Hafenbauers, sondern Aufgabe eines Städtebauers ist! Daß man in Kopenhagen rechtzeitig hätte erkennen müssen, daß bei einer Entwicklung des Hafens zu einer neuen, später vielleicht einmal möglichen Größe sämtliche Verwaltungen und Berufe, kurz alle Lebensinteressen einer Stadt hätten gefragt werden müssen, daß es nicht genügte, lediglich die Hafenverwaltung zu beauftragen, und daß es nicht genügte, wenn der Hafendirektor seine Frage an Handels-, Grunderwerbs-, Seefahrts- und Industriekreise richtet, und wenn diese Frage unbeantwortet bleibt. Alle diese Berufe und außerdem die Architekten, die Ärzte, die Bodenreformer, die Sozialpolitiker, die Verkehrstechniker u. a. hätten in Auswahl zu einer Kommission berufen werden müssen, und das Ergebnis hätte der amtliche Auftrag zur Ausarbeitung eines Generalbebauungsplanes für Stadt und Hafen sein müssen. Die Ausschreibung eines Wettbewerbs hätte außerdem gute Früchte bringen können.

Im einzelnen etwas über den hier gezeigten neuen Vorschlag zu sagen, erscheint unangebracht, denn jede der einzelnen Linien kann durch nähere Untersuchung hinfällig werden. Der Plan zeigt deutlich genug, daß der Strand am Kongedyb als alleiniger Hafen gedacht ist, daß das große Amager zum ersten Male bewußt in die Gesamtentwicklung Kopenhagens mit aufgenommen wird und die Entwicklung dorthin nicht abermals eine zufällige Verlegenheitsausdehnung werden soll, wie es die westseits der Seenkette geworden ist. Der Orloghafen ist für den Verkehr aufgeschlossen gedacht, denn für Kriegszwecke genügt er längst nicht mehr. Am Kongedyb wird Kaj Gottlob zufolge ein Wohn- und Schmuckplatz am offenen Meere geschaffen. Dem Eisenbahnverkehr stehen zwei große und ein kleiner Ring zur Verfügung, der allen Möglichkeiten Raum gibt und den Güterverkehr außen um die Stadt herumführt. Der Anschluß der Amagerbahn über den alten Hafen wird sich technisch bewältigen lassen. Für eine etwaige spätere Verlegung des Güterbahnhofes nach Amager ist eine geeignete Stelle bezeichnet, die natürlich auch verschoben werden kann. Eine allmähliche Verlegung der Fabriken am Kalvebodstrand nach der Mitte Amagers wird sich von selbst ergeben. Einen vollständigen Bebauungsplan aber in Verbindung mit dieser generellen Frage zu liefern, ist natürlich unmöglich, da hierzu die wissenschaftliche Arbeit einheimischer Städtebauer erforderlich ist. Die Pläne mehrerer dänischer Städte zeigen, daß Kopenhagener Städtebauer Besseres leisten können, als das wilde Bild Kopenhagens zeigt, wenn man etwa auf der Höhe vor Bromshöh steht und die völlig planlose Bebauung mit Kleinsiedlungen, Etagenhäusern, geschlossenen Wohnhöfen und anderen zum Schrecken jedes Ästhetikers wahrnimmt. Die neue Planidee klammert sich nicht ängstlich an Vorgänge der letztvorhergehenden Zeit, sondern sucht alle Vorgänge und alle Möglichkeiten so zusammenzufassen, daß mit einem großen Wurf nach einem großen Ziele hinaus-

geworfen werden kann. Die Stadt liegt als einheitlicher, an keiner Stelle zerrissener, lebendiger Körper vor uns, dessen Lebensbeweglichkeit denkbar praktisch erhöht, dessen innere Struktur harmonisch allen heutigen Architekturgesetzen entsprechen, allen späteren architektonischen Wünschen Raum geben muß. Ein Bild der höchsten künstlerischen und ethischen Vollendung muß erreicht werden können und kann noch erreicht werden. Die Kopenhagener Verwaltung, die Kopenhagener Fachvereine und die einzelnen technischen und künstlerischen Kräfte der Stadt, die zur Freude der Mitwelt so manche andere große Aufgabe glänzend gelöst haben, bedürfen sicher nur eines Anstoßes, einer gesammelten Energie der Verwaltung, um selbst im 20. Jahrhundert der Hauptstadt Kopenhagen eine neue ebenso praktische wie schöne und gesunde Form zu geben, die würdig der ist, welche Christian IV. und seine Nachfolger mit Hilfe ihrer Architekten der Stadt gegeben haben. Das Andenken an die großen Baumeister der Renaissance, des Barocks und auch des Klassizismus, wie an C. F. Hansen u. a., verpflichtet die heutige Generation, ebenfalls ihr Bestes zu leisten bei der Arbeit, den Grund für die weitere Bebauung zu schaffen und nicht zu vergessen, was Filarete und Palladio schon so klar ausgesprochen und gezeigt haben.

---

Anmerkung. Benutzte Literatur:

1. „Kjöbenhavns Havns“ Udvikling og fremtidige Udvidelse ved H. C. V. Möller. Kop. bei E. C. Gad, 1917.

2. F. Meldahl: „Frederikskirken“. Kop. Thieles Bogtrykkeri, 1896.

3. Vilh. Lorenzen: „Christianshavns borgerlige Bygningskunst“. Kop. Priors Kgl. Hofboghandel's Forlag, 1914.

4. Dr.-Ing. F. Heynssen: „Zur Geschichte der Stadtbaukunst Hamburgs im Mittelalter“. Verlag Boysen & Maasch, Hamburg, 1917.

5. Graf Otto Moltke: „Dänemark, Deutschlands neutraler Nachbar“. Verlag Carl Curtius, Berlin.

6. „Forskönnelsen“: „Christianshavns volds Bevarelse“, 6. Jahrgang.

7. „Architektur“, 21. Jahrgang: „Kjöbenhavns Havn“ von Kaj Gottlob.

8. Dr.-Ing. Jobst Siedler: „Der Städtebau und die Renaissance in Italien und Deutschland“. — Zeitschrift für Bauwesen, Berlin, 1920, 10. bis 12. Heft.

# ALTE STADTBAUKUNST IN OBERSCHLESIEN.

Von Stadtarchitekt RICHARD KONWIARZ. Hierzu die Tafeln 47—51.

Das 12. und vornehmlich das 13. Jahrhundert sah in den schlesischen Fürstentümern die stärkste Ausbreitung deutscher Kultur. Ganz Schlesien war, besonders durch die Verwüstungen der Mongolen, verödet und menschenarm geworden. Hand in Hand mit den politischen Kämpfen, bei denen es sich darum handelte, ob in Schlesien deutsches oder slawisches Wesen die Oberhand gewinnen sollte, setzte die friedliche kulturelle Eroberung des Landes ein. Dem Rufe der kulturfreundlichen Piesten folgend, fanden deutsche Siedler hier weiten Spielraum zur Betätigung. Allenthalben erfolgten Kloster- und Stadtgründungen, die als Ausstrahlungspunkte deutscher Kultur deren ständiges Vordringen bewirkten. Die Verleihung des Deutschen Rechtes war Vorbedingung für eine gesunde Entwicklung der städtischen Siedlungen. Dieses regelte die wirtschaftlichen und rechtlichen Verpflichtungen des freien Bürgers und gab ihnen eine, auf den Grundsätzen der Selbstverwaltung fußende städtische Verfassung. Dieses Recht war die Grundlage für den Aufbau und die Entwicklung der städtischen Gemeinwesen und hatte Einfluß auch auf die städtebauliche Form.

Der Fürst oder Grundherr übertrug das Anlegen einer Stadt einer Vertrauensperson, dem Anleger (Lokator), vielfach ein Ritter deutscher Herkunft. Dieser Mann läßt sich mit einem Teil seiner Funktionen etwa mit einem Städtebaumeister vergleichen. Er wählte den Platz aus, situierte den Stadtgrundriß unter Berücksichtigung der Handelsstraßen im Anschluß an die vorhandene Burg oder auch entsprechend der Lage der bereits vorhandenen Kirchen und verteilte die Grundstücke an die Bewerber. Der umgrenzende Wallgraben schloß, dem Gebrauch entsprechend, ein bedeutend größeres Gelände ein. Die dadurch entstandenen sogenannten „wüsten Stellen“ wurden erst nach und nach bebaut.

Außer dem Bauplatz erhielten die Siedler in der Regel eine gewisse Hufenzahl Acker, Holzung und Viehweide. Ein Kranz von Fruchtgärten umgab die Stadt zur Selbstversorgung ihrer Bewohner. In die Kassen der Gemeinden flossen die Zinseinkünfte und die Einkünfte aus den vom Grundherrn übertragenen Gerechtigkeiten. Damit waren die wirtschaftlichen Grundlagen für die Entwicklung der Gemeinwesen gegeben.

Vom Rechte der Stadtgründung haben die Piasten einen ausgedehnten Gebrauch gemacht. Hatten sie doch auch die Stärkung ihrer Macht durch ein kultiviertes Bürgertum dabei im Auge. So ist auch in Oberschlesien mit seiner unterschiedlichen geographischen Gestaltung und recht bewegten Vergangenheit eine reiche Saat von Stadtsiedlungen aufgegangen.

Viele dieser Anlagen, bei denen alle Anforderungen der Verteidigungsmöglichkeit, des Verkehrs, der Wirtschaftlichkeit und auch der Gesundheit beobachtet wurden, erscheinen außerordentlich durchdacht und erfüllen ihren Zweck heute noch einwandfrei.

Diese Kolonisationsgründungen der Gotik östlich der Elbe, bis weit nach Rußland und Ungarn hinein, zielen auf eine Norm in ihrer Planung. Um einen meist rechteckigen Platz als Mittelpunkt ein Netz sich rechtwinklig kreuzender Straßen, umfaßt von einem rechteckigen, gerundeten oder polygonalen Umriß. Die zielbewußte Kraft, die sich hier in umfassender Weise für den Stadtbau einsetzte, hat auch eine sichere architektonische Form des Aufbaues gefunden. Ein Stadtaufbau dessen Architekturbilder von eindrucksvollster Kraft, hervorgerufen durch eine durch abgewägte Verhältniswirkung gesteigerte Körperlichkeit, wir heute noch bewundern müssen.

Die rechteckige Form der Umrißlinie findet sich selten, meist ist die Gestaltung oval, so bei Pitschen, Gleiwitz, Groß-Strehlitz, Sohrau, Kreuzburg, Ratibor, oder sie nähert sich dem Halbkreis, z. B. bei Oppeln und Ober-Glogau. Energisch umrissen in polygonaler Form sind Patschkau und auch Ziegenhals. Andere Formen haben ihren Ursprung

1 SCHLOSS
2 PFARRKIRCHE ST. NICOLAI
3 RATHAVS
4 MARIENSTATVE
5 SPERLINGSTVRM
6 KAPELLE ST. ANNAE

## OTTMACHAU

ERHIELT 1347 DEUTSCHES STADTRECHT

PLAN DES STADTKERNS

1 EV. PFARRKIRCHE
2 SCHLOSSPLATZ
3 KRAKAVERSTRASSE
4 HAVERSTRASSE
5 GVSTAV FREYTAGSTR.
6 ARMENHAVSSTR.
7 PROM. AN D. STADTMAVER
8 RATHAVS

## KREUZBURG

PLAN DES STADTKERNS

a RATHAUS
b EV. PFARRKIRCHE ST.
c K. KIRCHE
d HEDWIGSKIRCHE
1 FRIEDRICHSTRASSE
2 BADETVRM
3 TÖPFERGASSE
4 FLEISCHERGASSE
5 SCHVSTERGASSE
6 STOCKGASSE
7 HERRENGASSE
8 LANDSBERGERGASSE
1 NIEDERGASSE

a NIEDERTOR
b FRANKENSTEINERTOR
c OBERTOR
d NEISSERTOR
1 PFARRKIRCHE ST. MARIAE
2 RATHAVS
3 WASSERGASSE
4 GRAVGASSE
5 NIEDERGASSE
6 OBERGASSE
7 NIEDERE KIRCHGASSE

## PITSCHEN

NACH EINEM PLAN VON 1810.

Abb. 37—40.

## PATSCHKAU

PLAN DES STADTKERNS.

# GR. STREHLITZ

ERHIET 1362 DEUTSCHES STADTRECHT

NACH EINEM PLAN VON 1811.

a OPPELNSCHES TOR
b KRAKAVER TOR
1 PFARRKIRCHE ST. LAVRENTII
2 GLOCKENTVRM
3 HOSPITAL
4 RATHAVS
5 SCHLOSS

# ZIEGENHALS

NACH EINEM PLAN VON 1865.

1 PFARRKIRCHE ST. LAVRENT
2 RATHAVS
3 EHEM. VOGTEI
4 TVRM DES OBERTORES
5 KIRCHE ST. ROCHVS
6 HOSPITAL

# TOST

ERHIELT 1536 DEUTSCHES STADTRECHT.

PLAN DES STADTKERNS v. 1833.

1 PFARRKIRCHE ST. KATHERINA
2 BERGFRIED
3 SCHLOSS
4 SCHVLE
5 PFARRHAVS
6 RATHAVS
7 HEILIGENSTATVE

# OPPELN

NACH EINEM PLAN VON 1734.

1 KREVZKIRCHE
2 ST. ALEXISSPITALKIRCHE
3 ST. SEBASTIANI
4 MINORITENKIRCHE u. KLOSTER
5 ST. BARBARAKIRCHEL
6 ST. ALBERTIKAPELLE
7 DOMINIKANERK. u. KLOSTER
8 JESVITENKOLLEG
9 LANGE-MÜHLGASSE
10 ODERSTRASSE
11 KRAKAVERSTR.
12 TVCHMACHERGASSE

Abb. 41—44.

OBER-GLOGAU

ERHIELT 1272 DEUTSCHES STADTRECHT.
PLAN DES STADTKERNS.

NEISSE

PLAN DES STADTKERNS VOR 1870.

Abb. 45—46.

entweder in den örtlichen Verhältnissen (die Verteidigungsmöglichkeit war meist von ausschlaggebender Bedeutung), oder die Anlehnung an die vorhandene Burg oder eine bestehende Siedlung beeinflußte ihre Form (Ottmachau, Tost, Kosel, Oppeln).

Die Linien der Handelsstraßen sind für den Stadtgrundriß von gleicher Bedeutung wie die Höhenunterschiede, Wasserläufe und Sümpfe oder die Verteidigungsanlagen. Die Bedeutung des Wassers für die Stadtanlage liegt auf verschiedenen Gebieten. Für seine Einbeziehung in den Stadtplan sind reine Zweckmäßigkeitsgründe maßgebend. Von außerordentlicher Bedeutung ist es als Schutz gegen den Feind, da es im Winter nur kurze Zeit begehbar ist. Städte niedriger Lage hat man deshalb mit Wassergräben umgeben (Groß-Strehlitz u. a.). Ratibor, Kosel, Oppeln und Krappitz wurden durch die Oder geschützt, Kreuzburg durch den Hackengraben, Ziegenhals durch die Biele, und um Ottmachau legt sich der Mühlgraben. Die reinigende und sich vervielfältigende Kraft des Wassers wurde für die Gewerbe ausgenutzt. In Oppeln vereinigte sich an einer Straße entlang der Oder (Lange Mühlgasse) alles, was in damaliger Zeit zum Gewerbebetrieb gehörte; die Stadtmühle, die Walkmühle, zwei Brauhäuser, zwei Malzhäuser und der Kuttelhof. Wo das Bedürfnis nach leichterer Wasserbeschaffung vorlag, wurden die Flüsse gestaut. Ein Stauwehr kann nicht minder als die gestaute Wasserfläche selbst in glücklichster Weise das Stadtbild beleben. Seine Bedeutung als Trinkwasser ersehen wir aus der Anlage von Rohrkasten aus Holz oder Stein, zur Aufnahme der Rohrwasserleitung. Später werden diese zu schönen Brunnenanlagen ausgebaut (Neiße, Gleiwitz).

Die Wehrhaftmachung der Stadt durch Mauern und Türme war Voraussetzung für ihre Entwicklung in damaliger Zeit. Die einfachste Befestigung bestand aus einem Graben und einem Wall, dessen Krone mit einem hölzernen Plankenzaun versehen wurde. Sehr bald wird man erfahren haben, daß diese Art der Befestigung keinen genügenden Schutz bot, und man ging zur Anlage von massiven Mauern und Türmen über. 1228 schon befiehlt der Herzog von Oppeln, statt der hölzernen Be-

festigung um Burg und Stadt eine gemauerte aufzuführen.

Bei späteren Verbesserungen der Stadtbefestigung von Oppeln und Patschkau werden die Mauern zum Teil verdoppelt. Der Zugang zu den Toren wird durch die Anlage von Vortoren erschwert. In dem Maße, wie sich die Waffen verbesserten, mußte sich die Stadtwehr ändern und verstärken. Neiße und Kosel wurden in neuerer Zeit von Friedrich dem Großen in Sternschanzenform ausgebaut.

Stolz und mächtig steigen die in fast allen Städten sich vorfindenden Reste der ehemaligen Gesamtanlage, die Tortürme, als Zeugen vergangener Zeiten empor und lassen uns ahnen, welch einen geschlossenen Eindruck die Stadt schon von weitem auf den Ankommenden ausgeübt haben mag. Die geringe Ausdehnung der alten Stadt ließ es zu, daß ihre Einheitlichkeit im Gesamtaufbau auch von außen durch ihre Umrißlinie stark in Erscheinung trat. Die durch Tortürme, Ratstürme und Kirchtürme stark bewegte Silhouette, nach der Stadtmitte sich verdichtend, auf den Prospekten von Neiße, Patschkau, Oppeln und Ratibor erregen unser lebhaftes Interesse. Vom Innern der Stadt aus gesehen, tragen die alten Stadttore auch gegenwärtig noch zur Bereicherung des Straßenbildes wesentlich bei. Vielfach ist jedoch ihre Wirkung durch ungeschickte Umbauung aufgehoben (Neustadt, Ratibor. Ottmachau). Ein schönes Beispiel einer Torlösung bietet uns Ober-Glogau in seinem Schloßtor.

Mittelpunkt der Stadtanlage ist der Marktplatz oder Ring. Auf ihm entwickelt sich die Lebenskraft der alten Stadt. Es ist der natürliche Sammelpunkt der Bewohner beim Handel und täglichen Verkehr, die Stelle für Beratung, Rechtsprechung und der Festplatz. Seine Form ist zumeist die eines Rechtecks, das sich in einigen Fällen dem Quadrat nähert (Groß-Strehlitz, Gleiwitz, Neustadt, Krappitz). Der quadratische Markt von Ottmachau wiederholt den Umriß der Stadt. Die Marktplätze von Ober-Glogau, Patschkau, Kosel, Ziegen-

LEOBSCHÜTZ
EINE DER ERSTEN ST. MIT DEUTSCHEM STADTRECHT.
NACH EINEM PLAN VON 1811.

COSEL
PLAN DES STADTKERNS

Abb. 47—48.

hals, Ratibor und Kreuzburg haben längliche Rechteckform. Seltener und dann wohl durch Gelände- oder Verkehrsverhältnisse bedingt, sind Marktformen, die sich dem Dreieck nähern. Leobschütz und Neiße zeigen diese eigenartige Form. Die seltsamen Verstärkungen der Marktecken von Oppeln erklären sich aus einer Verfügung des Herzogs Boleslaus V. bei Einführung des Massivbaues. Nach dieser Verfügung sollten an jeder Ecke des Marktplatzes Strebepfeiler von 2 Ellen Breite aufgemauert werden, damit, wenn die übrigen Häuser aufgebaut sind, sich diese besser halten können!

Die Lage des Marktplatzes ist mit abhängig von der Zahl der durchführenden Handelsstraßen. Das Schulbeispiel einer einfachen Marktanlage bietet uns Groß-Strehlitz. Hier gabelt sich der durchführende Handelsweg an den Stadteingängen und führt an zwei Seiten des Marktplatzes vorbei zum entgegengesetzten Stadtausgang. Dieser Plantypus mit seinen zahlreichen Abwandlungen ist in Schlesien am verbreitetsten (Pitschen, Sohrau, Ziegenhals u. a.). Auch bei Gleiwitz und Kreuzburg liegt derselbe Gedanke zugrunde. Hier schiebt sich jedoch, entsprechend der größeren Stadtausdehnung, noch ein geschlossener Baublock zwischen Stadteingang und Marktplatz. Örtliche Verhältnisse führten zu anderen Erscheinungen. Bei Ratibor und Ober-Glogau konzentriert sich der Durchgangsverkehr auf zwei zusammenhängende Marktseiten. Die Nebenstraßen laufen parallel und rechtwinklig zur Durchgangsstraße. Ihre Führung wird stark beeinflußt durch die Umrißlinie der Stadt.

Ringsum laufende Arkaden (Lauben) finden sich für den Marktplatz fast überall, da sie dem praktischen Bedürfnis entspringen. Reihenweise sind hier die schlichten Bürgerhäuser in gleicher Ausbildung aneinander gestellt. Hier typisierten gleiche Lebensgewohnheiten und gleiche Lebensbedingungen, sodann der örtlich erreichbare Baustoff. Die Gleichheit nebeneinander liegender Grundrisse gab den Anstoß zu einer gleichförmigen Ausbildung des Äußeren. Wie aus den vorhandenen Resten von Bürgerhäusern zu ersehen ist, muß sich schon frühzeitig die Tendenz zu einheitlicher Blockbildung bemerkbar gemacht haben. Der Holzbau mit seiner Ständerkonstruktion und seiner festliegenden Giebelmasse, gewährleistet infolge der Gleichheit seiner Reliefs, trotz sehr bewegter Kontur, einen einheitlichen Eindruck. Der geschlossene Raumeindruck wird verstärkt durch die gesteigerten Größenverhältnisse von Rathaus und Pfarrkirche. Hier steht nicht



GLEIWITZ

NACH EINEM PLAN VON 1812.



NEUSTADT

1302 ZUERST ALS STADT GENANNT.
PLAN DES STADTKERNS.

Abb. 49—50.

beziehungslos Bau neben Bau, sondern die einzelnen Elemente bewerten durch Beziehung und Gegensatz einander.

In seiner ursprünglichen Gestalt ist uns heut kein Marktplatz mehr erhalten. Große Brände, von denen fast jede Stadt im Laufe der Zeiten mehrfach heimgesucht wurde, zerstörten die bis ins 16. Jahrhundert hinein aus Holz errichteten Markt- und Rathäuser. Der Vergleich der kubischen Verhältnisse dieser kleinen Giebelhäuser mit den vertikal entwickelten Massen der Pfarrkirche muß in der Wirkung ihrer gegensätzlichen Größenverhältnisse gewaltig gewesen sein. Die Schönheit der Situation des Patschkauer Oberringes mit der mächtigen Pfarrkirche oder auch des Marktplatzes in Ober-Glogau beruht auf dieser wundervollen Beziehung. Die bewundernswerte Fähigkeit der alten Stadtbaukunst besteht eben darin, daß sie jeden Neubau, gestaltet im Geiste seiner Zeit, in die bestehende Situation ohne Mißklang einzufügen versteht. Auch die schlichten baulichen Verbindungen Oberschlesiens bilden, sofern ihre Harmonie noch erhalten ist, Werte von ausgeglichener Einheit.

Das Rathaus war in alter Zeit das Kaufhaus und auch Verwaltungshaus der Stadt. Meist steht es frei in der Mitte des Platzes (Ober-Glogau), vielfach aber angelehnt an einen Häuserblock. Im allgemeinen wurzelt die Entstehung dieser Häuserblocks auf dem Marktplatz darin, daß anfangs leichte Bauten (Bauden) zu Handelszwecken hier standen. Der Handelszweck des Rathauses war früher bedeutungsvoller als der Verwaltungszweck. Geräumige Niederlagsgewölbe im Unterstock der Rathäuser von Oppeln, Ober-Glogau u. a. zeugen davon. Das Äußere der ersten Rathäuser dürfte sich von dem der hölzernen Bürgerhäuser wohl nur durch den Umfang unterschieden haben. Als eines der letzten dieser Art ist uns das Rathaus in Myslowitz (abgebr. 1855), ein Schrotholzbau mit Säulenvorhalle, bekannt. Die ersten massiven Gebäude stammen aus dem 15. Jahrhundert, erhielten jedoch ihre gegenwärtige Gestalt im 17. Jahrhundert und später. Eine bedeutsame Rolle bei der architektonischen Ausgestaltung der Rathäuser spielte der Ratsturm. Er verkörpert in Zeiten der Blüte in seinem Aufbau den Wohlstand der Gemeinde. Kirche und Turm sind die Wahrzeichen jener Gewalten, deren Kampf um die Vorherrschaft zuerst die Welt bewegte. Dieser Wettstreit drückt sich auch in den Bauwerken jener Zeit aus. Später entstehen dann jene stattlichen Rathäuser, welche uns so deutlich die aufstrebende Macht des Bürgertums zur Anschauung bringen (Neiße, Kosel, Ottmachau u. a.).

Gläubiger Sinn errichtete im barocken Zeitalter zur Zierde des Marktplatzes Heiligenstandbilder. Mit starkem Raumgefühl sind sie meist gegen eine Seite des Platzes gerückt. Sie verstärken damit die Plastik der Raumwirkung. Neustadt, Ratibor, Leobschütz und Ottmachau zeigen uns ansprechende Lösungen hiervon.

Die Stellung der Hauptkirche im Stadtplan ist in der starken Religiosität des Mittelalters begründet. Man geht aber nicht fehl, wenn man annimmt, daß ihre bevorzugte Lage in vielen Fällen vom Gesichtspunkte der Verteidigungsmöglichkeit heraus bestimmt wurde. Bildete sie doch in unruhigen Zeiten oft die letzte Zufluchtsstätte. Die Pfarrkirche in Groß-Strehlitz ist wie eine Zitadelle vorgeschoben und deckt zwei Seiten der Stadtmauer. Mächtig strebt über dem fast völlig erhaltenen Mauerkranz von Patschkau die horizontal abgedeckte, burgähnliche, trutzige Masse der Pfarrkirche empor. Den Schutz des Koseler Tores in Gleiwitz übernahm gewissermaßen die unmittelbar dahinter stehende, massige Pfarrkirche.

Im nahen Umkreise der Kirche mußte im Mittelalter jeder Bürger seine letzte Ruhestätte erhalten. Die Kirchhöfe waren in des Wortes vollster Bedeutung Höfe, welche das Gotteshaus umgaben. Am Rande fanden Pfarre, Schule und Glöcknerhäuschen in bescheidenen Abmessungen ihren Platz (Oppeln, Leobschütz).

Jede Kommune besaß in der Regel ein oder auch mehrere Spitale, welche ein Orden oder die Gemeinde selbst unterhielt. Kosel erhielt sein Spital St. Nikolaus am Ratiborer Tor um 1400. Zu gleicher Zeit stiftete in Oppeln ein Bürger das Alexishospital. Die Lage der Ordensstiftungen ist meist in der Nähe eines Stadtausganges (Oppeln, Leobschütz, Ratibor) oder aber vor einem Tore (Neustadt, Ziegenhals).

Die Stiftung der Pfarrkirche fällt vielfach mit der Gründung der Stadt zusammen. Die alte Kirche als Mittelpunkt des geistigen Lebens der Gemeinde steht nicht abseits auf einem menschenarmen Platz, sondern mittendrin im Häusergewirr; sie scheint gewissermaßen aus ihrer Umgebung geboren zu se'n, so harmonisch fügt sie sich ein. Ihre Stellung ist entweder direkt am Marktplatz (Ratibor) oder auf einem Nachbarplatz (Tost, Kreuzburg, Pitschen). In einigen Fällen bestand die Pfarrkirche schon vor der Stadtgründung. Dies erklärt auch ihre Lage abseits vom Marktplatz, meist in der Nähe eines Stadteinganges (Oppeln, Leobschütz, Gleiwitz). In Ottmachau erhebt sich auf einem erhöhten Platz neben der Burg die doppeltürmige Pfarrkirche. Burg, Kirche und Rathaus bilden hier die Stadtbekrönung und erfreuen uns schon von weitem durch ihre Kraft und Geschlossenheit.

Die Baukunst der Gotik spricht in den hochgebauten Gotteshäusern eindrucksvoll ihre Seele aus. Die schlesischen Städte sind reich an sakralen Bauwerken, zwar von herber Form, aber von klarer Raumwirkung und knappem, wuchtigem Aufbau. Bei vielen im Reiche steht Oberschlesien im Rufe eines Landes düsterer Industriebilder oder anspruchsloser Siedlungen. Noch zu wenige wissen, welch abwechslungsreiche Eindrücke man hier empfängt und daß auch die Kunst des Städtebaues hier ihre reizvollen Lösungen, oft mit recht bescheidenen Mitteln gefunden hat. Die Stadtanlagen, welche uns das große Siedlungswerk des 13. und 14. Jahrhunderts hinterlassen hat, gaben uns in ihrer Urform Aufschluß über ihr Wesen, Entstehung und Entwicklung. Hier treten uns die Hauptzüge der ersten, durch formstarken Willen geschaffenen Anlagen, hervor und erwecken heut noch durch ihre klare Ausdrucksform unser Staunen.

# AMERIKANISCHE VORSTADTARCHITEKTUR.

Von ETHEL PAINE.

F. P. S. Alle die Männer und Frauen, die von morgens bis abends in New York arbeiten, haben eine lebhafte Abneigung gegen die moderne amerikanische Großstadt, die ihnen Zeit und Kräfte raubt. In ihrer Phantasie malen sie

sich den Ort aus, wo sie ihre Mußestunden verbringen, ihr eigentliches Leben leben können, sie wünschen sich ein kleines, hübsch gelegenes Haus, ein Bild der Ruhe und des Behagens. Wandert man durch die Vorortstraßen von New York, so ist es teils rührend, teils amüsant zu sehen, wie sehr die Architekten diesen Wunsch mißverstanden, wie sehr sie sich in der Wahl der Mittel vergriffen haben, durch die sie ihn zu erfüllen gedachten. Da findet man neben Nachahmungen des ältesten amerikanischen Farmhauses die Rundbögen und Stuckverzierungen der italienischen Villen und die weißen Mauern, kleinen Fenster und imitierten Strohdächer der englischen Cottages: Häuschen aus gemusterten Ziegeln mit großen gestützten Schornsteinen, wie man sie auf Schlössern der Elisabethanischen Zeit antrifft, und kleine Häuser aus buntem Holz, die an die Schweiz erinnern. Da sieht man Imitationen von holländischen Kolonistenhäusern oder von französischen Landhäusern, ähnlich denen an der Cote d'Or, die so fest rechtwinklig auf der Erde sitzen mit ihren hohen steilen Dächern und kleinen Fenstern.

Mit dieser Anlehnung an ausländische Ideen hält der Vorstadtarchitekt nur die Tradition jenes „Eigenstils" aufrecht, der sich nach dem Bürgerkrieg zu entwickeln begann. Während dieses Krieges war das Interesse für die Baukunst natürlich bedeutend gesunken, und erst um 1870 führte die neu auflebende Anteilnahme die Architekten zu Studienzwecken nach England, dem Lande, das schon während des voraufgegangenen Jahrhunderts die natürliche Quelle ihrer Inspirationen gewesen war. Sie imitierten dann in Holz die Baehr- und Haustein-Häuser der Königin-Anna-Periode; für die bekanntlich steile Dächer und Giebel, stark ornamentierte Eingänge, zwei Stockwerke und französische Fenster im Erdgeschoß charakteristisch sind. Leider schufen die Architekten meistens nur Karikaturen der Bauten, die sie nachahmten. Aus solchen Anfängen entwickelte sich dann jener individuelle und unkünstlerische Stil der folgenden Jahre. Phantastische Ornamente, bezinnte Türme und Türmchen, gotische Fensterbögen und noch ein Stockwerk kamen hinzu, und der symmetrische Grundriß wurde völlig verdorben — so entstanden schließlich Gebäude, welche nichts mehr mit irgendeinem Stil zu tun hatten.

Immerhin wird der Vorortbewohner durch die Vorliebe seines Architekten für ausländische Stile einerseits und die Architektur der Kolonisationsperiode (etwa 1620—1720) andererseits von jenen elenden, verkommenen Fachwerkhäusern verschont, die wir in älteren Vorstädten zu Tausenden Seite an Seite mit den italienischen, französischen, alt-englischen und Schweizer Häusern der letzten Jahre finden. Sie waren die Verzweiflung ästhetischer Amerikaner, und man machte deshalb Anfang des 20. Jahrhunderts einen Versuch, einen wirklich architektonischen Stil für die Vereinigten Staaten zu schaffen, der die Großzügigkeit des amerikanischen Grundrisses beibehielte, aber nicht auf Kosten des künstlerischen Stils. Bezeichnend für diesen ausgeklügelten Stil war die Tatsache, daß man auch weiterhin in Stein statt in Holz baute, und daß man bei seinem Anblick an die Wiener Architektur der gleichen Epoche erinnert wurde. Dazu kam eine romantische Note, die ihm von dem Vorstadtarchitekten durch das Hinzufügen fremder Stilmerkmale gegeben wurde.

Moderne amerikanische Architekten, denen das alles vor Augen steht, die namentlich das Unbefriedigende und Unpraktische der Einführung ausländischer Stilarten einsehen, wenden sich mehr und mehr der früh-amerikanischen Architektur, etwa von 1620 bis 1720, zu. Diese Häuser der Kolonisations-Periode sind einfach in der Zeichnung, harmonisch in den Proportionen und bieten ein so malerisches Bild, daß sie die ästhetische Sehnsucht des romantischen Amerikaners eher befriedigen können als irgendwelche Bauten, die er in fremden Ländern suchte. Man kennt sie in der Umgebung von New York als isländische Farmhäuser; sie haben niedrige, schräge Dächer, niedrige Seitenflügel und Vorhallen und fügen sich der Landschaft gut an.

Diese beiden Typen sind die besten Vorbilder für die Architekten, und ihre Nachahmung und Entwicklung ist ästhetisch und logisch die beste Antwort auf die Frage der Vorstädter nach einem schönen und gemütlichen Heim, das sie dem städtischen Getriebe und dem Alltag entrückt.

Anmerkung der Schriftleitung. Vorstehende Skizze erscheint zur Veröffentlichung geeignet, da sie die im Hausbau von überwiegend historisch-romantischer Einstellung des Amerikaners charakterisiert. — Industrie-, Verkehr-, Sport- und Wohlfahrtsgebäude zeigen ein wesentlich anderes Gesicht.

# CHRONIK.

**DIE STRASSE DER ZUKUNFT.** Ein neuartiger Oberflächenschutz für Landstraßen, der jede Sicherheit hinsichtlich Dauerhaftigkeit und Festigkeit sowie Elastizität des Bodens gewähren will, wird zurzeit in Amerika ausprobiert. Es ist das von dem Ingenieur Willies erfundene sogenannte Willitaverfahren, bei dem eine Mischung von Erde und Kupfersulfat zur Verwendung gelangt. Die Mischung wird, wie die Verkehrstechnik berichtet, in große Öfen gebracht und einem Heizverfahren unterzogen. Die geschmolzene Breimasse wird dann auf die Straßendecke aufgetragen und kräftig gewalzt. Schon nach 24 Stunden können angeblich die schwersten Lastwagen die Straße befahren, während z. B. bei der Zementierung der Straßendecke 30 bis 40 Tage verstreichen müssen, bevor die Strecke dem allgemeinen Verkehr übergeben werden kann. In Amerika bezeichnet man diese neue Straßenbehandlung bereits als „Methode der Zukunft".

**EIN NEW YORKER RIESENVERKEHRSPROJEKT.** Aus New York wird berichtet: Das Wachstumsproblem der Weltstadt New York ist ein Verkehrsproblem. Man kann die unaufhörlich zuströmmenden Massen in Manhattan und den umliegenden Inseln nicht mehr unterbringen. Eine Ausdehnung der Stadt, die nur nach Norden möglich ist, verbietet aber die beschränkte Fassungskraft der heutigen Verkehrsmittel. Die Untergrund- und Hochbahnen Groß-New Yorks, die Straßenbahnen, Omnibusse und Fährboote gar nicht gerechnet, haben im letzten Jahr allein $1^1/_2$ Milliarden Passagiere zu befördern gehabt. Wie groß hier das Verkehrsbedürfnis ist — die schmale, langgestreckte Form New Yorks schafft ungeheure Entfernungen, bei denen an Gehen oder Pferdebeförderung gar nicht zu denken ist —, zeigte sich bei der Eröffnung zweier kurzer Ergänzungs-Untergrundbahnstrecken in Brooklyn. Sie hatten in der ersten Stunde schon, als eigentlich noch niemand von der Betriebseröffnung wußte, 12000 Passagiere zu befördern. Um also doch ein Wachstum der Stadt zu ermöglichen, ist soeben ein gigantisches Neubauprogramm vollendet worden, das bald in Angriff genommen werden soll. Es wird Untergrundbahnen weit über Bronx und Queens hinaus schaffen, wird das Verkehrsnetz New Yorks um 1500 km

Schienenwege vermehren, wird die Kleinigkeit von 350 Millionen Dollar kosten und erst in 25 Jahren ganz vollendet sein. (Es wird serienweise in Betrieb genommen werden.) Allerdings ist die Verwirklichung von der endlichen Gewährung eines höheren Fahrpreises abhängig, gegen den sich die Stadtväter noch immer sträuben. Es ist natürlich undenkbar, einen Passagier 60 oder 70 km weit für 5 Cents zu befördern, wenn die Untergrundbahnen New Yorks schon heute alle mit Defizit arbeiten und verzweifelt in einer in den Wagen plakatierten Untergrundbahnzeitung (Subway-Sun) mit dem Publikum um den höheren Tarif streiten.

In dem **WETTBEWERB ZUR ERLANGUNG VON ENTWURFSSKIZZEN** für das Deutsche Hygienemuseum und die staatlichen naturwissenschaftlichen Museen in Dresden hat das Preisgericht folgende Preise zuerkannt: den I. Preis (35000 M.) Kennwort „Offene Anlage", Verfasser: Professor Hermann Buchert, München; den II. Preis (25000 M.) Kennwort „Neues Leben", Verfasser: Carl Oettinger und Jos. Scherer, Berlin-Lichterfelde; den III. Preis (15000 M.) Kennwort „Elbflorenz", Verfasser: Architekt Peter Jürgensen, Charlottenburg, Mitarbeiter Architekt E. Röhlk und C. Pönitz; den IV. Preis (10000 M.) Kennwort „Zusammenklang", Verfasser: Stadtarchitekt Max Vogeler, Weimar; Preise von je 5000 M. Kennwort „Notung", Verfasser: Wilhelm Kamper, Köln-Ehrenfeld; Kennwort „Bildungsstätte", Verfasser: Architekt Heinrich Hansen, Kiel; Kennwort „Leviathan", Verfasser: Regierungsbaumeister Hertwig, Aschaffenburg. Zum Ankauf empfohlen wurde der Entwurf mit dem Kennwort „Rote Zickzacklinie", Verfasser: Professor Max Hans Kühne, Dresden.

Ein **„BUND DER BAUSACHVERSTÄNDIGEN BERLINS"** wurde am 2. Dezember im Architektenhaus unter dem Vorsitz des Geheimen Baurats Professor Nitka begründet. Der Bund bezweckt den Zusammenschluß, insbesondere der vereideten Sachverständigen für Grundstücks-, Bau-, Wohnungs- und Höchstmietenangelegenheiten, sowie Förderung, Ausbau und Anerkennung des Sachverständigenwesens bei den Behörden, Gerichten und im Publikum. Die Geschäftsstelle des Bundes befindet sich Linkstraße 32, 1 Tr., Anruf Lützow 3275. Sprechstunde 10—1 Uhr, wo Interessenten nähere Auskunft erhalten.

**BAUKUNST. LETZTE ZUCKUNGEN DES VORGESTRIGEN.** Während die Märchenstadt Bruno Tauts auf das geduldige Reißbrett gebannt bleiben dürfte, drängt in Düsseldorf ein ähnliches Projekt wenigstens im Weg der Inserat-Reklame mächtig nach Verwirklichung. Die Weltverkehrszentrale Düsseldorf will ein Schriftstellerhaus, Presse- und Handelshof (G. m. b. H.) erstehen lassen, ein architektonisch etwas belangvolleres Gebilde als die Planung Tauts, aber immerhin auch nur eine Orgie billig-größenwahnsinniger Konstruktivität: Ein Riesenkasten von jener Allerwelts-Baugesinnung, die Bahnhof und Fabrikanlage, Warenhaus und Wasserturm zu jener gigantischen Kubik auftürmt, die todsicher immer „monumental" ist, auch wenn nur eine zwerghafte architektonische Begabung dahintersteckt.

In dies Gehäuse — o armes Düsseldorfer Stadtbild! — soll alles, natürlich einfach alles hinein: Betsaal und Tingeltangel, Bureau und Theater, Kunstausstellung und Börse, Hotel und Presseklub, nicht zu vergessen das Messehaus und die Musterschau, denn dieses maniakalische Gieren aller deutschen Städte von Breslau bis Posemuckel nach den Ruhmeskränzen und den Umsatzziffern Leipzigs gehört nun einmal mit zum klinischen Bild der Zusammenbruchspsychose. Wie sehr der Welteroberergeist dieser Beton-Korybanten heute noch, nach der traurigsten aller Katastrophen, in kriegerischen Vorstellungen schwelgt, erhellt daraus, daß Düsseldorf kühn das Ausfallstor unserer wirtschaftlichen Friedensoffensive genannt wird. Sollen wir weinen oder lachen?

Die Karnevalistik dieser Reminiszenz an die Großmaulära vor 1914 wäre nur erheiternd, wenn nicht Anlaß bestünde, hinter dem Projekt amerikanisches Kapital zu vermuten und damit immerhin eine gewisse entfernte Möglichkeit von Verwirklichung. Zunächst wird ja wohl auch das Ausland Gründe haben, solchen Gründungen fernzubleiben, aber für eine fernere Zukunft, die uns doch wieder mit einer Neu-Infektion durch derlei hochkapitalistische Gründungstendenzen bedrohen könnte, muß schon jetzt der Unterstützung solchen Unfugs durch ästhetische Ideologien ein Riegel vorgeschoben werden.

Der **WIENER ARCHITEKT JOSEF HOFFMANN**, einer der hervorragendsten Baukünstler der Gegenwart, vollendete sein 50. Lebensjahr; aus diesem Anlaß widmet ihm Hans Tietze in der „Kunstchronik" einen Aufsatz, der eine Würdigung seines Stils enthält. Hoffmann ist der edelste Verwalter der altvornehmen österreichischen Baukultur; dabei aber zugleich voll der Gegenwart, und seine aus den unverbrauchten Tiefen der unglücklichen Heimat quillende Gestaltungskraft ist die schönste Hoffnung für die Zukunft der österreichischen Kunst.

**EIN ARCHITEKTUR-WETTBEWERB.** Im Wettbewerbe für den Neubau der Firma Matheus Müller in Eltville hat das Preisgericht, bestehend aus den Architekten Bonatz (Stuttgart), Hausmann (Aachen), Meißner (Darmstadt), Stadtbaurat Brühring (Leipzig) und den Geschäftsinhabern der Firma Matheus Müller unter 269 Entwürfen folgende Arbeiten preisgekrönt: I. Preis, 10000 M., Architekten Adolf Abel und K. Böhrunger (Stuttgart); II. Preis, 8000 M., Friedrich Otto (Kirn a. d. Nahe); III. Preis, 6000 M., Prof. Bieber und Regierungsbaumeister Hallweck (München); IV. Preis, 4000 M., Brüder Sieberedit (Hannover). Außerdem wurden 15 Entwürfe zu je 2000 M. angekauft.

**EINE KUNDGEBUNG DER DEUTSCHEN KÜNSTLER.** In Berlin veranstaltete unter dem Vorsitz Max Liebermanns die Gesamtheit der deutschen Künstlerverbände in Gegenwart zahlreicher Regierungsvertreter und Parlamentarier eine wirkungsvolle Demonstration für die Forderungen der Künstler. Minister Koch behandelte die Not der Kunst im Zusammenhange der gesamten wirtschaftlichen Fragen und anerkannte es als Aufgabe von Reich und Staat, der Kunst zu helfen. Architekt Heinrich Straumer meldete dann temperamentvoll die Forderungen der Baukünstler an; alles, was in Zukunft gebaut werde, müsse vom Geist der Kunst erfüllt sein. Die Architekten wollen kein Almosen, sondern Arbeit. Die bureaukratische Vormundschaft des Staates muß aufhören, der Staat soll seine Bauten Baukünstlern übertragen. Für die Maler sprach Hans Baluschek. Er trat für eine Beseitigung der Luxussteuer und eine radikale Umgestaltung des Urheberrechts ein. Drastische Beispiele führte er dafür an, wie weit der künstlerische Analphabetismus in Deutschland noch verbreitet sei. Schon in den Schulen muß Kunstanschauungsunterricht obligatorisch gemacht werden. Die Kunstpflege soll über Stadt und Land sich gleichmäßig ausbreiten, damit die Künstler sich nicht in den großen Städten zusammenballen. Bildhauer Fritz Klimich verlangte Gleichstellung des Bildhauers mit dem Architekten. Der Bildhauer muß Gelegenheit erhalten, sich bei den öffentlichen Bauten dekorativ zu betätigen. Die Zeit der Siegesdenkmäler ist vorüber. Das ist kein Unglück. Wir müssen zurück zur Einfachheit. Die Künstler sollen in allen Kunstfragen mehr gehört werden, eine ständige Vertretung der Künstlerschaft bei allen Behörden ist unentbehrlich. Der Reichskunstwart Prof. Redslob, der mit dem Widerspruch der Versammlung zu kämpfen hatte, nahm zu den Referaten Stellung. Das Reich muß allgemein eine Gesundung der Kunst herbeiführen. Der Reichskunstwart beschäftigte sich eingehend mit der künstlerischen Ausgestaltung der Reklame und ließ dabei durchblicken, daß er bei manchen Behörden immer wieder auf große Schwierigkeiten stoße. Die Künstler müssen eigene Interessen zurückstellen und ihren einheitlichen Gesamtwillen mehr zur Geltung bringen. Einstimmig wurde eine Kundgebung angenommen, in der die Künstler verlangen, daß sie bei allen produktiven Aufgaben von Anbeginn an als entscheidender Faktor eingesetzt werden. Der Künstler muß verlangen, daß eine Gesundung des Unterrichts auf handwerklicher Grundlage erfolgt. Daß Gesetze und Verwaltungsmaßnahmen, die kulturelle Fragen berühren, nicht ohne ihn bearbeitet werden. Erfüllung dieser Forderungen löst die lebendigen Kräfte der Künsterschaft aus und legt die Grundlage zur Veredelung aller Arbeit.

# GROSS-BERLIN.

Städtebau-Siedlungswesen.

Die unglaubliche Zerfahrenheit in der Behandlung einer für soziale Gesundung so eminent wichtigen Aufgabe, wie sie die Bekämpfung der Wohnungsnot in Groß-Berlin darstellt, wird treffend illustriert durch das Zusammenfallen einiger Aufsätze zu diesem Thema im „Berliner Tageblatt“ vom 19. Dezember 1920.

Ein bekannter Landhausarchitekt tritt für die Leute ein, die heute noch dringend eine eigene Villa brauchen. Sodann reitet der Direktor eines Berliner Baugeschäftes eine Attacke für Freigabe der Bautätigkeit; er hält mit seiner Verachtung städtebaulicher Gesichtspunkte nicht hinter dem Berge und betrachtet Herabzonungsbestrebungen, das Verlangen nach Grünflächen, Kinderspielplätzen mit durchaus feindseligen Gefühlen, um in den monumentalen Satz zu endigen: „Man kann dem Wohnungsmangel abhelfen, aber nicht durch Bodenreform, nicht durch Mieterschutz, nicht durch höchste Ethik, sondern indem man dem Unternehmer Gelegenheit zur Betätigung gibt und ihm seinen Nutzen läßt.“ Was die Segnungen des Unternehmertums anbelangt, so sei mit äußerstem Nachdruck daran erinnert, daß bis zum Weltkriege Baugeschäft und Bodenspekulationen freies Feld für Wohnungsbau in Berlin hatten, und daß aus ihrer Tätigkeit jene Zustände des Berliner Kleinwohnungswesens erwachsen sind, die bereits vor dem Kriege so überaus beschämend und tragisch wie nur irgend möglich waren. Es sei hier das Urteil von Prof. Rud. Eberstadt aus dem „Handbuch des Wohnungswesens“ wiedergegeben: „Dieses politisch und sozial schlechteste Wohnungssystem ist zugleich das teuerste und unvorteilhafteste; es fordert die höchsten Mieten und macht eine zureichende Produktion von Kleinwohnungen unmöglich.“ Von der geradezu entsetzlichen baulichen Verschandelung Berlins gar nicht zu reden.

Der dritte Aufsatz des „Berliner Tageblattes“ vom 19. Dezember hat den Titel: „Wie die hungernden Kinder wohnen.“ Er gibt fürchterliche Tatsachen wieder und ohrfeigt geradezu jene Baugeschäftsoffenbarung, die die einzige Rettung nicht in „höchster Ethik“, sondern im Unternehmergewinn sieht. Es ist zum Speien!

Der vierte Aufsatz des „Berliner Tageblattes“ schreit nach einem Siedlungsdirektor für Groß-Berlin, da Stadtsyndikus Lange, der Hauptvorsitzende der Zentraldeputation für Wohnungs- und Siedlungswesen zu überlastet sei, um Positives leisten zu können. Man ruft nach der starken Hand, verschweigt aber, wen man meint. Auch ist der Aufsatz nicht signiert.

◆

Der Mann, den das „Berliner Tageblatt“ nicht nennt, jener Siedlungsdirektor, ein der Größe und sozialen Verantwortung seiner Aufgabe gewachsener Fachmann auf dem Gebiete des Städtebaues und des Wohnungswesens ist heute tatsächlich in Berlin nicht vorhanden. Alle auftauchenden Kandidaten stellen Notlösungen dar, mögen sie von politischen Parteien, von der Bureaukratie, von der Terrainspekulation, von Baugeschäften und privaten Cliquen präsentiert oder vorgeschoben sein. Der im höchsten Maße ethischen Bedeutung der Aufgabe ist keiner von ihnen durch Persönlichkeitswert auch nur annähernd gewachsen. Über den notwendigen Umfang fachlichen Wissens und politischer Einsicht verfügt nicht eine einzige der wechselnden Figuren. Ein Mann tut not in Berlin, der, von Vergangenheit unbelastet, über das ausreichende Maß fachlichen Wissens und praktischer Erfahrung verfügt, das die ungeheure Verantwortlichkeit der Aufgabe erfordert. Er ist in Berlin anscheinend gegenwärtig nicht zu finden. Vielleicht aber in Deutschland. Es gibt in einigen deutschen Großstädten mit ganz ähnlichen Aufgaben ein paar außerordentlich tüchtige Fachleute, bei denen anzufragen nicht nur erwägenswert, sondern sogar zwingend notwendig ist, will man eine der bedeutungsvollsten Materien der Volkswohlfahrt nicht verantwortungslos verhandeln. Wenn sich aber in Berlin und Deutschland niemand findet, der geeignet oder gewillt ist, diesen außerordentlich schwierigen Posten zu übernehmen, so möge man noch eher auf dem Mond Umschau halten, als zu einer in jedem Falle unzulänglichen Notlösung zu greifen, die immer nur irgendeiner Spezialrichtung, niemals aber den Gesamtkomplex der dringendsten Lebensnotwendigkeiten von etwa 78% der gesamten Bevölkerung gerecht wird. Es ist vielleicht nicht einmal nötig, im äußersten Falle den Planeten zu verlassen und die Sterne abzugrasen. Erinnert sei hier z. B. an eine der fachwissenschaftlich bedeutendsten Persönlichkeiten des Städtebaues, an Werner Hegemann, den Generalsekretär der Städtebauausstellungen in Berlin und Düsseldorf und Verfasser eines grundlegenden Werkes über die städtebaulichen Aufgaben in den Großstädten unserer Zeit. Bei Kriegsausbruch auf einer Studienreise in Spanien weilend und von der Heimat abgeschnitten, ging er nach den Vereinigten Staaten von Amerika, wo er seitdem gemeinsam mit dortigen Architekten im Städtebau und Siedlungswesen praktisch tätig ist (siehe Wyomissing-Park 1919). Daß Hegemann gern nach Deutschland zurückkehren würde und eine in sein Arbeitsgebiet fallende große, verantwortungsvolle Aufgabe übernehmen würde, steht wohl außer Zweifel. Er ist Kandidat keiner politischen Partei, keiner Clique, keiner Interessentenvereinigung, er ist bisher überhaupt nicht Kandidat, obwohl seine Kenntnis der städtebaulichen und wohnungstechnischen Bedürfnisse der Großstädte der ganzen Welt ihn für den kranken Organismus Groß-Berlins besonders geeignet macht.

◆

Es erscheint zwingend notwendig, endlich einmal die Verantwortung für das Wohnungswesen einer Riesenstadt, die an Einwohnerzahl und an Umfang ihrer Bauaufgaben großen deutschen Bundesstaaten, oder etwa Holland und Dänemark gleichzusetzen ist, in die Hand einer wirklichen prominenten Persönlichkeit zu legen. Berlin ist heute hinreichend architektonisch, organisatorisch und bureautechnisch verschandelt. Man möge sich endlich darauf besinnen, daß mehr wie $^{2}/_{3}$ seiner Bewohner in sozial und hygienisch weitaus unzulänglichen Wohnungen leben. Nach den Feststellungen von Dr. Werner Hegemann sind 40% aller Groß-Berliner Etagenwohnungen Hinterhauswohnungen, haben mehr als 400000 Wohnungen, in denen anderthalb Millionen Menschen wohnen, nur ein heizbares Zimmer. Weitere 600000 Menschen müssen sich in Wohnungen behelfen, in denen auf ein heizbares Zimmer mehr als 4 Personen zu rechnen sind. Wohnungen sind nicht selten, in denen 10, ja 12 Personen in einer Ein-Zimmer-Wohnung wohnen und schlafen müssen. Das sind Zahlen der Zeit vor dem Kriege. Ihre Kraßheit wird durch die heutigen Zustände zur Katastrophe gesteigert. Das allererste Erfordernis jeder zukünftigen Arbeit in Groß-Berlin muß in dieser Hinsicht das äußerst Mögliche tun, um in den trübsten Tagen der Nation durch hingebende Arbeit die ersten Grundsteine zu legen zu jenen Wohnstädten der Zukunft, denen alle unsere Arbeit und unsere Liebe einzig gehören muß.

H. de Fries.

Verantwortlich für die Schriftleitung: H. de Fries, Berlin. — Verlag von Ernst Wasmuth A.-G., Berlin W., Markgrafenstraße 31. — Inseratenannahme Ernst Wasmuth A.-G., Berlin W., Markgrafenstr. 31. — Gedruckt bei Herrosé & Ziemsen, G. m. b. H., Wittenberg.

JAHRG. XVII 1920 HEFT 11/12

# DER STÄDTEBAU

MONATSHEFTE FÜR STÄDTEBAU UND SIEDLUNGSWESEN

HERAUSGEBER H. DE FRIES, BERLIN

GEGRÜNDET VON THEODOR GOECKE UND CAMILLO SITTE :: VERLAG VON ERNST WASMUTH A.-G., BERLIN W8





## ERSCHLIESSUNG DES RAYONS DER STADT KÖLN.

### Kein Ausbau der „Kanalstraße". — Verringerung der Zahl der Radialstraßen.

Vorschlag von Hermann Jansen, Prof. Dr.-Ing. e. h., Berlin. Hierzu die Tafeln 53—60.

Aufgabe war die Schaffung eines Grüngürtels auf dem freigewordenen Rayon. Der vorliegende Plan erstrebt:

I. Einen gesundheitlichen und ästhetischen Höchstwert der Grünflächen
1. durch Vermeidung jeglicher Verzettelung derselben,
2. durch Vermeidung eines Zuviel an Radialstraßen, die den Grüngürtel überqueren,
3. durch Vermeidung überflüssiger Längsstraßen auf dem Grüngürtel, also
   a) keine „Kanalstraße",
   b) keine Randstraßen mit Fahrverkehr längs der Grünflächen,
   c) Schaffung von Umleitungsstraßen mit Fahrverkehr weiter draußen,
4. durch Vermeidung geschlossener, vierstöckiger Wandungen längs der Grünflächen (an Stelle offener Bauweise),
5. durch Vorbereitung der radialen Grünflächen innerhalb des Grüngürtels; sie sind bis zur Ringbahn möglichst in voller Breite vorzuziehen.

II. Größte Wirtschaftlichkeit in Anlage und Unterhaltung der Grünflächen und Straßen.

In diesem Ziele steht der hier vorgeführte Vorschlag in wesentlichen Punkten zu dem Ausführungsplane des Professor Dr.-Ing. e. h. Schumacher im Gegensatz. Auf diese wird hier nur insoweit näher eingegangen, als sie von allgemeinem Interesse sind und für den Ausbau anderer Städte, wie für die künftige Weiterbearbeitung der Kölner Stadtpläne von Bedeutung sind.

Ein Hauptmoment, die Überbauung der „Kanalstraße" sei vorweggenommen. Diese reicht von der Luxemburger Straße bis zur Amsterdamer Straße, begleitet also den Grüngürtel auf eine Länge von nicht weniger als 5½ km. Je länger und mehr die Erschließungsmöglichkeit des Rayons durchdacht und durcharbeitet wird, um so mehr wird zur Gewißheit, daß die Überbauung der heutigen „Kanalstraße" — zumal für Fahrverkehr — unbedingt ein Fehler ist. Dieser Fehler wird um so schlimmer, je mehr der Kanalstraße die Aufgabe aufgezwungen wird, den Querverkehr zwischen den einzelnen Radialen, d. h. Torstraßen, zu übernehmen. Dieser Querverkehr wird in einigen Teilabschnitten stärker, in anderen schwächer oder gleich Null sein. Je näher jedoch die Torstraßen bei einander liegen, was leider der Fall ist, wenn sämtliche Radialen oder strahlenförmigen Straßen beibehalten werden, um so leichter wird die Kanalstraße vom Querverkehr gefaßt.

Der bisherige Hauptfürsprecher in der Presse für die Beibehaltung der Kanalstraße war Herr Geheimer Baurat Dr.-Ing. Stübben. Das ist verständlich, da er der Vater dieses Baugedankens ist. Geistig und vor allem körperlich mißratene Kinder finden bekanntlich am meisten die Liebe der Eltern. Und wenn in Köln Stübbens städtebauliche Anschauungen vielfach noch so weit Achtung begegnen, daß aus alter Anhänglichkeit vielleicht an ihnen festgehalten wird, so darf dagegen gesagt werden, daß einer neuzeitlichen Auffassung, besonders wenn die Frage der Stadterweiterung vom höheren Gesichtspunkte aus betrachtet wird, diese Anschauung nicht mehr standhalten kann. Noch einmal auf diesen grundlegenden Fehler hinzuweisen, ehe es zu spät ist, bleibt der Zweck dieser Zeilen. Über 14 Monate ist der beifolgende Plan fertig und das wiederholte Überarbeiten des Planes in aller Ruhe und mit aller Folgerichtigkeit bestätigt immer mehr diese Auffassung.

Die Stadt Köln ist in der seltenen Lage, die Hälfte des

360 ha großen Rayons für öffentliche Grünflächen freizuhalten. Programmgemäß sollten sich diese gürtelartig um die sehr eng bebaute Neustadt herumlegen. Im vorliegenden Plan ist der Grüngürtel nicht willkürlich geleitet, sondern so, daß er im wesentlichen dem Laufe der bisherigen „Kanalstraße" folgt. Wo es nicht geschah, bleiben die wenigen überbauten Häuser entweder in dem Besitz der Stadt, oder es wird ihnen eine entsprechende gesetzliche Auflage gemacht. In der Kanalstraße liegen wertvolle Rohre. Es genügt durchaus, um jederzeit an diese Rohre zu kommen, wenn sie nicht überbaut wird. Nie und nimmer darf aber die Kanalstraße überbaut werden. Kanalstraße und Grüngürtel bilden eine Einheit. Es ist hier die höchste Ruhe und die beste Möglichkeit sich wirklich zu erholen. Warum also ausgerechnet über diese ruhigste und berufenste aller Erholungsflächen der Fahrverkehr — ob ersten oder zweiten Grades ist gleichgültig — geleitet wird, ist nicht verständlich. Diese Maßnahme erinnert unwillkürlich an das mit Recht angefeindete sogenannte Berliner Zimmer, das als stilles Wohnzimmer zwar geplant, aber wegen des unvermeidlichen Durchganges mehr oder weniger zu einem Flur herabgemindert wird. Der Verfasser des Ausführungsplanes sagt, die Kanalstraße werde nur eine Fahrstraße zweiten Grades. Diese Annahme ist durchaus willkürlich. Wer gibt ihm diese Sicherheit? Und warum ist das Bedürfnis für einen Querverkehr über die ganze Länge von ca. 5½ km ausgerechnet in Höhe der Kanalstraße? Ein erster Querverkehr — also die Verbindung zwischen zwei Torstraßen — ist zum Teil schon unmittelbar beim Damm der Ringbahn vorhanden. Die zweite mehr außerhalb befindliche Querverbindung liegt in dem geringen Abstand von nur 600 m, z. B. bei dem Teile zwischen Luxemburger und Subbelrather Straße. Diese liegt bereits außerhalb des Rayons und genügt reichlich einem künftigen Verkehr; denn die Notwendigkeit der Überleitung von einer Torstraße zur anderen findet meist schon ganz draußen statt. Das sah auch der Stübbensche Plan vor und schuf entsprechende Querverbindungen, wie den Stadtwaldgürtel, die leider zu den typischen „Ringstraßen" ausarteten, statt auf eine Verbindung wichtiger Punkte von Fall zu Fall sich zu beschränken.

Auch im vorliegenden Plane konnten diese Querverbindungen kräftiger betont werden, hätte Verfasser nicht sehr gewissenhaft sich an das leider zu eng gestellte Programm gehalten. Nötig wurde zwischen Aachener- und Bachemer Straße lediglich das kurze Verbindungsstück von der Weyertalstraße zur Piusstraße. Daß an jene zweite Querverbindung, die Weyertalstraße, auf Ruhe angewiesene Krankenhäuser, Stifte usw. gelegt wurden, war ein Fehler, eine Folge der Planlosigkeit dieser früheren Straßenführung; denn entweder durfte dieser große Straßenzug nicht Sammler für den Querfahrverkehr werden, oder es durften jene Krankenhäuser nicht gerade an diese Fahrstraße gelegt werden. Letztere Erwägung stand bei der Planbearbeitung im Wege. Die Ausnutzung dieser bereits vorhandenen Querverbindung dürfte immerhin das kleinere Übel sein gegenüber einer mit hohen Kosten erst neu herzustellenden Querverbindung im Zuge der heutigen Kanalstraße. Eine Fortführung der Umleitung im Zuge der Piusstraße—Everhardtstraße ist die Richtung auf die Eisenbahnunterführung Herkulesstraße in die Liebigstraße hinein durch Nippes auf die Amsterdamer Straße zu. Die zweite Umleitung noch weiter draußen ist der Stadtwaldgürtel — Straße II — Dechenstraße — Kruppstraße (Herkules-Park) — ebenfalls Richtung Amsterdamer Straße. Eine Leitung des Fahrverkehrs von der Everhardtstraße aus in den stillen Winkel zwischen Herkulesstraße und Eisenbahndamm sowie in das Eisenbahndreieck hinein auf die Merheimer Straße — Neußer Straße zu ist falsch.

Den Genuß des Grüngürtels als Erholungsfläche würden außer der Kanalstraße auch die Randstraßen schädigen, wie sie leider der Ausführungsplan ebenfalls vorsieht; denn auch diese lassen den Fahrverkehr zu, und da sie auf viele Kilometer beiderseits den Grüngürtel sowie die parallel liegenden Grünplätze (z. B. zwischen Aachener und Venloer Straße) dort begleiten, so sind sie ein Übel. Sie bringen dauernd Staub, Lärm und Gefahr in diese ruhigen Bezirke. Dieses wird um so schlimmer, wenn die Anwohner bzw. Stadtverwaltung nicht selbst Herr ist bei der Regelung des Verkehrs auf den Straßen, wie es zum Teil heute infolge der Besetzung der Fall ist. Kein Kölner hätte sich vor wenigen Jahren noch träumen lassen, daß seine Stadt so bald fremden Besatzungstruppen auf Gnade und Ungnade ausgeliefert würde. Mehr denn je zeigt sich heute die durchaus verkehrte Anlage der großen Fahrstraßen unmittelbar längs des Rheins. Hätte man vor mehreren Jahrzehnten statt der überaus teuren Prachtstraßen, wie Kaiser-Friedrich-Ufer, Niederländer Ufer, unmittelbar am Rhein gärtnerische Anlagen lediglich für den Fußgänger geschaffen, wie es ähnlich zum Teil in Düsseldorf der Fall ist, und den Fahrverkehr von Norden nach Süden etwa aus der Amsterdamer Straße durch die Riehler Straße, von hier durch die an einigen Punkten zu durchstoßende Altstadt oder über die Ringstraße südwärts geleitet, wäre die Kölner Bevölkerung heute nicht um die Möglichkeit gebracht, sich an ihrer wertvollsten Freifläche, dem Rheinstrom, zu erholen. Dasselbe gilt von den Straßenanlagen beim Rheinau-Hafen und mehr südlich am Oberländer Ufer usw.

Ein schlimmes Beispiel einer Randstraße ist die Volksgartenstraße. Sie drängt die östlich gelegenen Gärten der dortigen wertvollen Grundstücke vom Volksgarten ab. Der starke Lastverkehr auf ihr stört ebenso die Anwohner wie die Besucher des Volksgartens. Der dort wohnende städtische Gartendirektor dürfte hierfür ein klassischer Zeuge sein. Richtig wäre es seinerzeit gewesen, die Grundstücke unmittelbar an den Volksgarten heranzulegen, wodurch natürlich bei einer Straßenlänge von ca. 550 m noch eine Ersparnis von vielen Hunderttausend Mark möglich wurde. Darin beruht die nicht geringe Verantwortung des Städtebauers auch künftigen Geschlechtern gegenüber, daß er, soweit menschliche Voraussicht Maßnahmen treffen kann, solche städtebaulichen Schädigungen dauernd sich vor Augen hält. Das kann er am sichersten durch rücksichtslose Konsequenz bei Unterscheidung von Verkehrswegen und Ruheplätzen. Hier die Höchstleistung des Verkehrs, dort dauernd und unabhängig größte Ruhe. Ein Mittelding ist vom Bösen. Den Verkehr umzuleiten selbst unter Opfer weniger Hundert Meter Straßen, ist oft empfehlenswerter, als die meist doch sehr knappen Erholungsflächen in ihrer Nutzung zu beeinträchtigen. Eine Fahrstraße entspricht nur dann einem neuzeitlichen Verkehr, wenn sie durch Querfahrverkehr nicht zu oft unterbrochen, d. h. gestört wird; das gilt von der Kanalstraße, das gilt ebenfalls von den Randstraßen. Eine Störung tritt unbedingt ein, wenn

von der leider auffallend großen Zahl strahlenartiger Straßen, die von der Peripherie zum Stadtkern führen, nicht ein wesentlicher Teil unterdrückt, aufgefangen oder umgeleitet wird. Aufgefangen wird die Mehrzahl zum Beispiel in der südlichen Stadthälfte von der bereits genannten Querverbindungsstraße Weyertal-Piusstraße usw.

Besonders wichtig ist die Umleitung der Dürener Straße in die Bachemer Straße. Die außerordentliche Breite der letzteren (69 m!) ist bis heute nicht genügend bei der Stadtplanung ausgenutzt. Dieses ist um so bedauerlicher, als sie ihre Fortsetzung in der verhältnismäßig breiten Lindenstraße (ca. 22 m) hat und diese sich östlich der Ringbahn noch mehrfach gabelt. Im Gegensatz hierzu läuft die Dürener Straße, falls sie über den Rayon zur Ringbahn geführt wird, in den Engpaß der Jülicher Straße. Letztere mündet später wieder in die Lindenstraße. Die Fortführung der Dürener Straße ostwärts dient also nicht zu einer Verkehrsentlastung, sondern erfordert lediglich den Ausbau über den ganzen hier ca. 550 m breiten Rayon. Während dieser Ausbau restlos durchgeführt werden müßte, kann bei der Überleitung der Dürener Straße in die Bachemer Straße, und zwar durch die Hans-Sachs-Straße, das dort nötig werdende Zurückschieben weniger Häuser im Laufe der nächsten Jahrzehnte nach und nach vorgenommen werden.

Die Torstraßen liegen innerhalb des Rayons vielfach so nahe bei einander, oft nur 200—250 m, daß viele von ihnen für die Aufnahme einer Straßenbahn auch nicht in Frage kommen. Heute kann fast ein Dutzend solcher Strahlenstraßen wegfallen, das ist fast 40 v. H. Was das finanziell bedeutet, ist zu ersehen, wenn man an die Durchschnittsbreite von 500—550 m des Rayons denkt. Das ergibt eine ungefähre Länge von 6—7 km zu ersparender Strahlenstraßen. Das Quadratmeter der ca. 25 m breiten Straße ist mit 250 Mk. zu berechnen, das laufende Meter also mit rund 6000 Mk. anzusetzen. Es ergibt sich also die zu ersparende, nicht ganz geringe Summe von $\frac{36-40}{2} = 18-20$ Mill. Mark, die von keiner Verwaltung übersehen werden darf. Dieses um so mehr, als heute die Preise für Straßenneubau dauernd im Steigen begriffen sind.

Das bedauerlicherweise sehr engmaschige Netz der Strahlenstraßen bestimmt im Zusammenhang mit der Kanalstraße die Gestaltung des Grüngürtels. Ihn in Länge und Breite so groß wie möglich zu halten und ihn nicht in eine Unzahl Einzelteile zu verzetteln, ist eine Hauptforderung. Es bleibt das große Verdienst von Professor Dr. Bonatz, hierauf mit besonderem Nachdruck in seiner klugen und energischen Art hingewiesen zu haben (vgl. Heft 5/6). Und wenn er sagt, das, was bisher an Plänen für den Rayon erreicht sei, könne lediglich als Vorarbeit angesehen werden, so wird ihm darin jeder ernste Fachmann zustimmen. Ein Rätsel bleibt es, warum die Stadtverwaltung Köln dem Rate auch dieses anerkannten Fachmannes, der hier lediglich das Gemeinwohl zum Ziele hat, so lange geflissentlich auswich, überhaupt die Hinzuziehung städtebaulich geschulter Berater bei dieser wichtigen Entscheidung fast systematisch mied.

Möglichst viele Strahlenstraßen müssen also auch aus diesem Grunde fortfallen. Geschieht das nicht oder nur unvollkommen, hat der Grüngürtel für die Volksgesundheit nur geringen Wert. Zum Teil unterscheidet sich seine Anlage, wie es beim Ausführungsplane der Fall ist, in einzelnen Teilen kaum von den sicherlich nicht sehr wertvollen Plätzen der Neustadt. Erinnert sei nur an den ca. 125 · 235 m großen Königsplatz, an den ca. 130 m breiten Deutschen Ring usw. Wird die Dürener Straße über den Rayon zur Jülicher Straße durchgeführt, so bleibt zwischen Aachener und Dürener Straße nur ein Zwischenraum von ca. 260 m; ähnlich gering ist der Abstand zwischen Weinsberger-, Vogelsang- und Venloer Straße. Beiderseits der Strahlenstraßen, und zwar auf eine Breite von mindestens 80—100 m sind die Grünflächen von Staub und Lärm beeinträchtigt, fallen also für wirkliche Erholung aus. Die innere Zone von oft 60—80 m hat demgegenüber hier wenig zu bedeuten. Was soll der Fußgänger also in der Quer- wie in der Längsrichtung des Grüngürtels von der Erholung erwarten, wenn er in so kurzen Abständen immer wieder die Staub- und Lärmgrenze erreicht und sehr lebhafte, also sehr gefährdete Verkehrsstraßen überschreiten muß.

Immer schärfer ringt sich die Auffassung durch, daß eine Grünfläche dauernd um so wertvoller wird, je mehr sie lediglich dem Fußgänger dient, also für den Fahrverkehr nicht erreichbar ist. Randstraßen, Längsstraßen (z. B. die Kanalstraße) oder Querstraßen mit Fahrverkehr sind unbedingt fernzuhalten. Die Wirkung derartig gelegter Grünflächen wird erhöht und der Eindruck der Weiträumigkeit verstärkt, wenn die Grünflächen beiderseits von Privatgärten begleitet bzw. eingefaßt werden. Da letztere vom Haus bis zur Grünfläche mindestens eine Tiefe von 20—25 m haben, so erhöht sich die eigentliche Breite des Grüngürtels um mindestens 50 m, also meist noch um ein Drittel der Gesamtfläche. Umgekehrt ist es bei den Randstraßen, zumal wenn sie nach üblichem Schema mit Bäumen bepflanzt und von vierstöckigen, geschlossenen Wandungen eingefaßt sind. Heute, wo in der Hauptsache das Auto, zumal das Lastauto mit Anhänger die Straße beherrscht, ist der Mensch ganz anders wie früher von den üblen Begleiterscheinungen der Straße abhängig.

Es ist nicht jedermanns Ideal, hinter einem Auspuffrohr herzulaufen und dieses als Erholung zu betrachten.

Die strahlenförmigen Grünflächen kommen dem Erholungsbedürfnis der Bewohner des Kölner Stadtkernes am ehesten entgegen. Deshalb müssen sie so geführt werden, daß ein zu häufiges Überqueren durch Fahrstraßen auch hier fortfällt. Ca. 500 m sind ein leicht erreichbares Maß. Für den ca. 1800 m großen Abstand zwischen Stadtwald und Ringbahn genügen als Querstraßen der Stadtwaldgürtel, die Klosterstraße und die verlängerte Weyertal-Piusstraße. Diese strahlenartigen Grünflächen können in voller Breite zur Stadt nur dann vorgezogen werden, wenn hier zwischen Aachener und Bachemer Straße die Dürener Straße fortfällt.

Ähnliches gilt von der strahlenartigen Grünfläche Friedhof Melaten (später öffentlicher Park), Grüngürtel bis Ringbahn — Brüsseler Platz — Opernhaus. Der Fahrweg ist auch hier seitwärts abzulenken teils in die Aachener Straße, teils in die Vogelsangstraße. Dasselbe gilt von der Grünfläche westlich oder östlich der Amsterdamer Straße, eventuell den Zoologischen- und Floragarten miteinbeziehend.

Das Streben nach größter Wirtschaftlichkeit bei Erschließung des Rayons ist in gleichem Maße bei Straßenanlagen wie bei Grünflächen eine Hauptaufgabe. Auch der Aufwand für die Unterhaltung muß in bescheidenen Grenzen

bleiben. Auch mit einer städtebaulichen Aufmachung von sogenannten Paradeplätzen, die eine Anzahl Monumentalgebäude großen Stiles bedingen, zu glänzen, geht heute nach dem unglücklichen Ausgang des Krieges nicht mehr an; dieser Weg war ja bisher beim Planmachen der bequemere und verlockendere und hat seinen Eindruck zumal auf Laien, selten verfehlt.

Bei dem unlängst entschiedenen, bedeutsamen Wettbewerb um das Deutsche Hygiene-Museum in Dresden wurde vom Preisgericht ausdrücklich und einstimmig betont, daß eine Vereinfachung der architektonischen Ausdrucksmittel unbedingt geboten sei. Dem 17köpfigen Preisgericht gehörten außer bekannten Fachleuten die höchsten staatlichen und städtischen Beamten an. 1919, als die Entscheidung in Köln fiel, war der Krieg schon verloren.

Das Hinarbeiten auf sogenannte „großzügige" städtebauliche Motive ist auch deshalb nicht ohne Gefahr, weil diese nur zu oft, wie die Baugeschichte lehrt, Stückwerk bleiben. Solch Schicksal ist z. B. zu befürchten, wenn beim Ausführungsplane der ca. 250 · 250 m große Platz an der Aachener Straße nebst seiner westlichen Fortsetzung eine sehr kostspielige Aufmachung erfährt, etwa durch ausgedehnte Wasseranlagen von vielen 10000 ja fast 100000 qm; jedes Quadratmeter erfordert mindestens 35 bis 40 Mk. Ob es ferner richtig ist, solch wertvollen Platz mit seiner Längsseite von über 250 m zu der geräuschvollsten aller Kölner Torstraßen, nämlich der Aachener Straße, hin ganz zu öffnen, muß bezweifelt werden. Die Rücksicht auf die Gesundheit der Bewohner ist rein architektonischer Zweckerfüllung unbedingt voranzustellen. Richtiger scheint es, sowohl für den Platz als Erholungsfläche, wie aus ästhetischen Gründen ihn hier möglichst abzuschließen, etwa durch zweckmäßig gruppierte Gebäude oder durch Einschaltung kleinerer Vorplätze, wie es die Tafeln 53—54 (auch die Gegenvorschläge Tafel 59—60) andeuten. Letztere vier Vorschläge erstreben eine starke Steigerung der Raumwirkung dadurch, daß infolge der hier erreichten bedeutenden Tiefenentwickelung des Platzes von ca. 550 m mehrere verschieden große Plätze hintereinander gegliedert sind.

Bei städtebaulichen Platzanlagen großen Maßstabes ist eine Raumgliederung ebenso wichtig wie in ausgedehnten Monumentalbauten. Ihr eigentlicher Hauptraum wird in seiner Wirkung gewaltiger, wenn er durch mehrere weniger große Vorräume den so wichtigen Maßstab erhält; man denke u. a. an die Vorhallen der großen Zentralkirchen oder an die Vestibüle vor monumentalen Treppenhäusern. Aus gleichem Grunde erfuhr auch der große Grüngürtel an geeigneten Stellen, besonders bei den Torstraßen, eine Einschnürung. Interessante Blicke auf seitlich gelegene, größere Grünplätze sichern eine weitere künstlerische Abwechselung beim Rundgang über den Rayon. Besonders hingewiesen sei auf den wechselvollen Einblick vom Bahndamm her in die verschiedenen Platzanlagen zwischen Aachener und Bachemer Straße. Weiter sind zu nennen: der Platz zwischen Luxemburger und Zülpicher Straße und die wesentlich größeren Plätze zwischen Aachener und Vogelsangstraße sowie zwischen Venloer und Subbelrather Straße usw.

Die Zahl der neuen öffentlichen Gebäude ist auf ein Mindestmaß beschränkt; vielfach sind sie entbehrlich und durch geeignet ausgewählte Baumpflanzungen oder architektonisch besonders durchgebildete Wohnhausgruppen zu ersetzen. Auf keinen Fall ist die architektonische Wirkung eines Platzes hier lediglich auf einen solchen Monumentalbau gestellt oder gar der Zusammenhang der Grünflächen unnütz zerrissen.

Daß der Fortfall der Randstraßen um die ausgedehnten, zum Teil bis 500 m langen Grünplätze herum außer der höheren Nutzungsmöglichkeit ebenfalls eine bedeutende Ersparnis zur Folge hat, bedarf wohl keines weiteren Hinweises.

Selbstverständlich ist ferner, daß die Gestaltung und Lage der einzelnen Baublocks und ihre direkte Beziehung zu den Grünflächen den Anforderungen neuzeitlichen Städtebaues allenthalben Rechnung trägt. Auch der flüchtigste Blick auf die einzelnen Wohnquartiere zeigt, daß überall auf die übliche Aufmachung mit architektonischen Mätzchen

Abb. 51.

verzichtet und in erster Linie dem Ziele zugestrebt wurde, einer möglichst großen Zahl von Ansiedlern ein einwandfreies Wohnen dauernd zu ermöglichen.

Es ist menschlich zu verstehen, daß die städtische Verwaltung an dem Entwurf Schumacher, für den sie sich in einem allerdings sonst ungewöhnlichen Eiltempo entschied, unentwegt festhält. Das beweist aber nichts für die sachliche Richtigkeit der Wahl. Vor kaum vier Jahrzehnten stimmte sie bekanntlich auch dem Plane für die Neustadt mit großer Begeisterung zu, desgleichen der Bebauung der Rheinufer. Heute nach einem Menschenalter steht die Stadt vor einer argen Enttäuschung. Die Gesamtheit der Kölner beizeiten auch fernerhin zu warnen, bleibt das Recht und die Pflicht der Sachverständigen.

### Nachsatz.

Völlige Unterdrückung des östlichen Endes der Dürener Straße.

Daß der auf Tafel 53—54 gezeigte Vorschlag zur Erstrebung eines Höchstwertes der Erholungsflächen wie der Verkehrsstraßen noch sehr erweiterungsfähig ist, beweist die Ergänzungsskizze Abb. 51. Sie zeigt noch deutlicher, wie fehlerhaft die Durchführung der Dürener Straße geradeswegs zur Jülicher Straße und Ringstraße hin ist. Die fast ununterbrochene Durchführung der mindestens 150 m breiten Grünfläche von der Jülicher Straße zum Stadtwald kann jetzt, beim Verzicht auf alle Halbheiten, fast eine ideale genannt werden, zumal, wenn die Zahl der sie teilenden Hauptquerstraßen auf zwei bis drei beschränkt bleibt. Die einzelnen Teile dieser ca. 1800 m langen Radiale werden 600, 570 bzw. 630 m lang. Das östliche Ende der Dürener Straße fällt als Hauptverkehrsstraße ganz aus. Es läuft als Nebenstraße in die neue Weyertalstraße sich tot, da der Hauptverkehr restlos in die 69 m breite Bachemer Straße übergeht. Es entsteht also durch diese Bereinigung von allen entbehrlichen Verkehrsstraßen hier die große einheitliche Fläche von nicht weniger als 550 · 600 m; zirka 550 m beträgt die Länge des Volksgartens, des größten öffentlichen Parks innerhalb der Ringbahn. Auf dieser ist wirkliche Erholung möglich, ja selbst noch Platz für schmückende Anlagen, wie Wasserbecken im Sinne des Ausführungsplanes. Zu diesem Vorschlag tritt noch die hohe Ersparnis. Nicht weniger als 450 m Dürener Straße fallen als breite Verkehrsstraße gegenüber dem Vorschlag Tafel 53/54 aus.

Ferner zeigt die Unterdrückung der zirka 445 m langen Clever Straße (Tafel 57/58), wie leicht 3/4 Mill. M. — für mindestens 9400 qm fertiges Bauland — erspart bzw. gewonnen werden können und außerdem verkehrt aufgeteilte Baublocks heute noch sich verbessern lassen.

Abb. 52. Straßenskizze mit Häusern der Typen I u. II.

# NEUE KLEINMIETHAUS-BEBAUUNGEN.

Von ADOLF RADING, Breslau. Hierzu die Tafeln 61—64.

Der Bedarf an Wohnungen ist so über alles Erwarten groß und angesichts des Mangels an Baumaterial noch immer derartig im Wachsen begriffen, daß eine massenhafte Unterbringung von Stadtbevölkerung in Flachsiedlungen für absehbare Zeit unmöglich ist. Diese Form der Siedlung wird außerdem erschwert durch die wirtschaftlichen Nöte, in denen wir uns zur Zeit befinden. Jeder Familie einen Garten zu geben, ist natürlich sehr erstrebenswert, aber wohl auf lange Zeit hinaus eine ideale, d. h. un-

Anmerkung. Benutzte Literatur:

Rudolf Eberstadt, Handbuch des Wohnungswesens. Gustav Fischer, Jena, 2. Auflage.

Heinrich de Fries, Wohnstädte der Zukunft. Verlag der Bauwelt, Berlin 1919.

F. Schumacher, Die Kleinwohnung. Leipzig, Quelle & Meyer, 2. Auflage.

Berlepsch-Valendas, Die Gartenstadtbewegung in England. München-Berlin, R. Oldenbourg, 1912.

Ebenezer Howard, Gartenstädte in Sicht. Eugen Diederichs, Jena, 1907.

Flats, Urban Houses and Cottage Homes, Edited by W. Shaw-Sarrow. Hodder and Stoughton, Warwick Square, London E. C.

erfüllbare Forderung. Wenn auch die Bodenpreise nicht überall in dem Maße der übrigen Preise gestiegen sind, wenn sich auch sehr viel Siedlungsland in Hand der Gemeinden befindet, die immerhin niedrige Preise festsetzen können, so wird doch die Belastung für die einzelne Familie recht hoch, in vielen Fällen unerschwinglich sein, wenn der Garten so groß angenommen wird, daß er einen nennenswerten Ertrag bringen kann. Die Verwirklichung dieses Ideals war schwierig schon in Zeiten, in denen es uns wirtschaftlich glänzend ging, um wieviel mehr jetzt. Denn wir sind ärmer geworden, nicht reicher. Wenigstens was die äußeren Werte anbetrifft, eine ganz klare, nicht anzuzweifelnde Wahrheit, die leider bis heute kein Mensch beachtet.

Das gilt nicht für die ländlichen Siedlungen, also Ackerwirtschaften und ähnliche, die aus ihren Erträgnissen sich selbst erhalten können. Sie gehören nicht in den Rahmen dieses Aufsatzes und können hier nicht behandelt werden. Die Aufwendungen für sie bringen unmittelbaren Nutzen, sie stellen eine Kapitalsanlage dar, deren Erträgnis leicht zu berechnen ist.

Mehr noch als die Bodenpreise sind die Baukosten zu berücksichtigen. Sie sind normalerweise außerordentlich hoch und machen ohne staatliche Hilfe für den weitaus größten Teil der Siedler die Häuser unerschwinglich. Nun ist aber die staatliche Hilfe die bekannte Wurst ohne Ende, letzten Endes kommt gar nichts dabei heraus, und es bleibt schließlich doch nichts übrig, als zu versuchen, billiger zu bauen.

Nun wollen wir natürlich angesichts der Mängel der alten die neuen Wohnungen besser bauen als vor dem Kriege, wenn wir aber aus diesem Bestreben heraus jeder Familie ein eigenes Haus geben, so bauen wir verschwenderisch, denn es wird erheblicher Raum für Treppen, Dachböden und Flure vergeudet, der unmittelbar gar nichts nutzt und außer den Kosten eine schwierigere Instandhaltung der Wohnung bedingt. Es ist unendlich viel mühsamer, ein Haus mit allen seinen Nebenräumen in Ordnung zu halten als die Stockwerkswohnung. In den meisten Fällen wird die Lebenshaltung erhöht, ohne daß der Schatten einer positiven Unterlage da wäre, der dazu berechtigt. Man sagt vielleicht: Ein Wechsel auf die Zukunft! Aber er wird nicht erst in jener besseren, schöneren Zeit präsentiert werden, in der — vielleicht — unsere Enkel leben werden, sondern viel früher. Was bleibt also im Grunde? Die großartige Geste! Wieviel sie wert ist, haben wir in der Vergangenheit hart am eigenen Leibe verspürt, aber die Gewöhnung ist offenbar der Erfahrung weit überlegen.

Unlösbar sind ferner mit der Flachsiedlung weitgehende Verkehrsfragen verknüpft. Wie weit die Fahrpreise der Straßenbahnen überall gestiegen sind, ist bekannt. Wie hoch werden sie sein, wenn neue Strecken angelegt werden müssen? Eine Siedlungsform, die die Bevölkerung weit verstreut wohnen läßt, kann sie nicht entbehren. Untergrundbahnen sind völlig unmöglich; so geht denn für den Einzelnen durch die ausgedehnte Straßenbahnfahrt außerdem Zeit verloren, und zwar auch in mittelgroßen Städten viel Zeit, und Zeit ist doppelt Geld in Wirtschaftsnöten, wie wir sie unabwendbar durchzumachen haben.

Legt man irgendwo einzelne kleinere Siedlungen an, so kann man schließlich allgemeine Bedenken der guten Sache zuliebe zurückstellen, die wirtschaftliche Belastung wird im allgemeinen nicht lebensgefährlich sein, auch die Verkehrsnöte nicht von ausschlaggebender Bedeutung. Sie werden es erst, wenn aus dieser Art der Siedlung ein Prinzip gemacht und alles andere als unmöglich und rückschrittlich verworfen wird. Aber die Not wird zwingen, von diesem Prinzip zu lassen. Dabei werden weniger die zu bedauern sein, die um ihr alleinseligmachendes Schema kommen, als jene, denen die Anfänge der Siedlung in unseren Tagen Erfüllung ihres Ideals waren.

Das Ideal ist in der Tat eine weitverzweigte Siedlung über das ganze Land, dem Geiste nach (nicht in Einzelheiten der Diagramme) etwa in der Weise, wie Howard[1]) sie geträumt hat, und in dieser Richtung kann auch gearbeitet werden. Ein Irrtum ist nur, daß man die jetzt entstandenen und entstehenden Siedlungen als den Beginn dazu ansieht.

Dieser Anfang müßte gemacht werden mit einer stärkeren systematischen Besiedlung des platten Landes mit Anwesen, die sich durch ihre Bewirtschaftung selbst erhalten können. Was bis jetzt entstanden ist, ist Stadtsiedlung, im wesentlichen eine Fortsetzung alter Ideen und für das eigentliche Siedlungssystem ohne große Bedeutung. Ist das Land einmal dichter besiedelt, so werden von selbst Verkehrsknotenpunkte entstehen, wie unsere heute vorhandenen Städte Verkehrsknotenpunkte sind. Und hier werden die Bedürfnisse und die Notwendigkeiten eine ganz andere Art der Wohnungen vorschreiben, als sie auf dem Lande vorteilhaft ist. So gut es ist, die Stadtbevölkerung wieder mit der Erde, mit der Natur in nähere Berührung zu bringen, so verhängnisvoll ist eine Vermengung der völlig verschiedenen Bedürfnisse des Ackerbauers und des Städters. Eine romantische Spielerei, nur weniger amüsant als die im 18. Jahrhundert.

Das Problem kann nicht sein, diese Knotenpunkte weiträumig zu bauen. Im Gegenteil. Diese Punkte sind Märkte, nach denen sich alles zusammendrängt, in denen weite Entfernungen der Natur der Sache nach zu vermeiden sind. Es ist nicht nötig, nach der anderen Seite zu übertreiben, eine organische Verbindung mit dem flach bebauten Lande ist notwendig und möglich. Eine systematische Bebauung aber im Flachbau ist ebenso unmöglich, eine unangebrachte Erschwerung und Verzettelung des Verkehrs würde die Folge sein.

Das Problem des Hochbaues wird für die Städte immer bestehen bleiben, auch dann, wenn etwa das Land dichter besiedelt und die Industrie zugunsten der Landwirtschaft eingeschränkt sein sollte. Im Grunde ist ja auch der Kleinsiedlungsgedanke aus der Sorge um dieses Problem entstanden. Er ist eine Reaktion auf die Mietkaserne. Eine starke Reaktion, denn die Mängel dieses Massenmiethauses waren erheblich. Nur ging man zu weit und nicht weit genug. Man bekämpfte das Miethaus überhaupt, anstatt dieses Miethaus zu bekämpfen und rückte so dem Problem nicht einen Schritt näher auf den Leib. Man wich ihm aus.

Was nottut, sind mehrräumige Wohnungen.

Nach Eberstadt[2]) ist z. B. in Berlin der Anteil am Hundert der Wohnungen mit einem bzw. keinem heizbaren Zimmer 48,98, mit zwei heizbaren Zimmern 30,4, zusammen also 79,38.

---

[1]) Howard, Gartenstädte in Sicht.

[2]) Handb. d. Wohnungswesens. 2. Aufl. S. 142.

Wie traurig diese Verhältnisse sind, kann man an einer anderen Tabelle[1]) desselben Buches ermessen. Danach werden in Berlin bewohnt

| von | 4 | 5 | 6 | 7 | 8 | Personen |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | 35 917 | 23 024 | 12 108 | 5 511 | 2 281 | Wohnungen |

mit 1 heizbaren Zimmer und Küche. Die Wohnungszahlen der ersten 3 Spalten sind also enorm hohe.

Aus diesen Mißständen ergibt sich im wesentlichen das Bauprogramm, das de Fries in seinem Buche „Wohnstädte der Zukunft“ auf Seite 25 aufgestellt hat. Hauptforderung: Der größte Teil der Wohnungen muß 3 Schlafräume und einen Aufenthaltsraum enthalten, der zugleich als Küche dienen kann. Weitere Programmpunkte ergeben sich aus den oft geschilderten Mängeln der heutigen Mietkaserne: Aborte für jede Wohnung, Querlüftung, helle Flure.

Unter Beachtung dieser Hauptpunkte sind bessere Lösungen von Miethäusern durchaus möglich. Wenn Howard[2]) sagt: „Palastähnliche Gebäude und schreckliche Spelunken sind die Begleiterscheinungen der modernen Städte,“ so stimmt das wohl für das, was entstanden ist. Aber es ist keine Notwendigkeit, die aus der Sache selbst sich ergibt. Der daraus gezogene Schluß, daß mit dem Miethause prinzipiell für alle Zeit gebrochen werden müsse, ist falsch. So angenehm es ist, im eigenen Hause zu wohnen, so wenig wird einem ziemlich großen Teil der Bevölkerung damit gedient sein. Es kann hier natürlich nur von Stadtbevölkerung die Rede sein. Das gesunde Bestreben, möglichst viel Städter aufs Land zu ziehen, unmittelbar der Landwirtschaft wieder zuzuführen, wird dadurch nicht berührt.

Die charakteristischen Eigenschaften des Miethauses sind (oder — zu Punkt 4 — können sein):

1. Möglichkeit der Freizügigkeit[3]), die für die meisten Arbeitnehmer Lebensbedürfnis ist,
2. Zeit- und Geldersparnis durch kürzeren Weg,
3. leichtere Instandhaltung der Wohnung,
4. geringere Miete als im Einzelhaus durch geringere Baukosten auf die Wohnung.

Zum ersten Punkt könnte man einwenden, daß es ja denkbar wäre, Siedlungshäuser in allen größeren Städten zu bauen, die dann getauscht werden könnten. Abgesehen von dem Nachteil der dazu erforderlichen größeren Organisation wäre das bis zum gewissen Grade möglich. Da aber die Zahlen sich niemals ganz ausgleichen werden, wäre man gezwungen, Häuser auf Vorrat zu bauen. Die Folge würden — normale Zeiten angenommen — leerstehende Häuser sein, die viel schwerer und kostspieliger zu verwalten sind als leerstehende Stockwerkswohnungen. Einzelhäuser können im allgemeinen nur von einer Gemeinde oder Genossenschaft verwaltet werden, die Stockwerkswohnung viel einfacher und leichter von dem jeweiligen Hausbesitzer. Bei nicht ganz sorgfältiger Beaufsichtigung und immerwährenden Aufwendungen für Reparaturen besteht die Gefahr des Wohnungsverfalls, des “Slum”[4]), der aus dem England der

Abb. 53.

Mitte des vorigen Jahrhunderts zur Genüge bekannt ist. Gerade in Zeiten wirtschaftlicher Not ist solche Gefahr besonders groß.

Abb. 54.

---

[1]) Handb. d. Wohnungswesens. 2. Aufl. S. 164.

[2]) Howard, Gartenstädte in Sicht.

[3]) Schumacher, Die Kleinwohnung S. 32.

[4]) Berlepsch-Valendas, Die Gartenstadtbewegung in England S. 28 ff. auch Anmerkung 18: Mit Slum bezeichnet der Sprachgebrauch die niedrigste Art von Wohnung, Häuser, an denen alle baulichen Teile in den äußersten Grad von Verlotterung geraten sind, die aber gleichzeitig das menschliche Elend und seine Begleiterscheinungen, Verbrechen, Prostitution usw. in krassester Form beherbergen, mithin Lasterhöhlen, Verbrecherschlupfwinkel der allerschlimmsten Art sind.

Für die augenblicklich vorhandene Mietkaserne trifft der Vorteil größerer Billigkeit gegenüber dem Einzelhause nicht zu. Mauerstärken, toter Raum und Straßenkosten heben alle Vorteile auf.

Größere Billigkeit muß aber und kann erreicht werden, wenn von der heute üblichen Bauweise abgegangen wird. Wir müssen erstens von diesem typischen Grundriß loskommen, von dem Eberstadt ganz richtig sagt, daß er nur auf die herrschaftlichen Vorderwohnungen zugeschnitten sei, zweitens aber von dem Schema des heutigen Bebauungsplanes.

Abbildung 53[1]) zeigt einen neueren Berliner Baublock an der Swinemünder Straße. Er ist typisch für die Art, wie wir heute wohnen. Abbildung 54[1]) bringt einen älteren Block an der Potsdamer Straße. So wohnten unsere Väter. Es ist leicht festzustellen, wie gering der Fortschritt ist, den wir bis heute gemacht haben. Auffallend ist die Unzahl der verzettelten Höfe und die unverhältnismäßig große Breite der Straßen. Während außen eine leidlich glatte Haut hergestellt ist, für die, wie wir wissen, oft enorme Mittel aufgewandt sind, bleibt innen alles zusammengewürfelte Zufälligkeit, die oft bis zum völligen Unsinn gesteigert ist. Die breite Straße, von Kulissen eingefaßt, täuscht Reichtum vor, der nicht vorhanden ist, und trägt durch ihre Kostspieligkeit nur dazu bei, das hinter den Attrappen vorhandene Elend zu vergrößern.

Das Problem der Zukunft ist die Beseitigung dieser Mißstände. Es kann niemals prinzipiell, d. h. im großen durch die weiträumige Flachsiedlung gelöst werden, die dem Wesen der Stadt, des Marktes, widerspricht und von den im vorhergehenden gezeigten schweren wirtschaftlichen Bedenken begleitet ist. Meines Wissens hat de Fries[2]) zum ersten Male ernstlich begonnen, dem Problem zu Leibe zu gehen.

Wenn ich meinerseits es im folgenden versuche, so möchte ich nur zur Klärung beitragen, ohne zu glauben, daß die Frage damit erschöpft wäre. Man wird bei einer Wohnungsreform von dem Umfange praktisch mit einem einzigen Typ und einzelnen Blockformen nichts anfangen können, und erst aus der Fülle der Vorschläge wird Praktisches und Brauchbares entstehen. Überhaupt ist bei allen Bebauungsplänen das Abgehen vom Schema dringend zu wünschen. Ich möchte gleich an dieser Stelle bemerken, daß die im folgenden gegebenen Bebauungsskizzen nur Unterlagen für rechnerische Nachweise sind und bei Ausarbeitung eines wirklichen Planes freier behandelt werden müssen. Das ist, ohne der Wirtschaftlichkeit Eintrag zu tun, leicht möglich, da es sich im wesentlichen um Reihenhäuser handelt, die ihrer Natur nach als Bebauungsform elastisch sind. Auf künstlerische Fragen kann ich im Rahmen dieses Aufsatzes nicht eingehen, der sich ausschließlich mit der wirtschaftlichen und der hygienischen Seite der Sache beschäftigt. Zudem ist es eine gefährliche Krankheit unserer Zeit, daß immer wieder vergessen wird, wie eng künstlerische Fragen mit der Praxis verknüpft sind. Das Wesentliche des Aufbaues kann nur aus Besonderheiten des Grundplanes sich ergeben, und es konnte daher nicht meine Aufgabe sein, in schematischen Frontaufrissen mehr als eine oberflächliche Andeutung des äußeren Bildes zu geben.

[1]) Aus Eberstadt, Handbuch des Wohnungswesens.

[2]) De Fries, Wohnstädte der Zukunft.

Wesentlich war lediglich das gegen die heutige Mietkaserne veränderte Verhältnis der Mauer- zur Fensterfläche. Ohne weiteres ist zu sehen, daß die künstlerische Behandlung dieser neuen Bebauungsformen weit reicher sein kann als früher, denn die Führung der Reihenhäuser kann viel weniger schematisch gehandhabt werden als die Einteilung der früheren Blöcke.

Die Fülle kann niemals der papierene Vorschlag geben, der notwendig bis zum gewissen Grade schematisch sein muß, sondern erst das wirkliche Leben. Das Miethaus wird das Einzelhaus nicht ausschließen, der eine Vorschlag zur Miethausreform nicht den anderen[1]). Notwendig ist nur, daß man endlich einmal mit dem wirklichen Bauen beginnt.

Bei der Aufstellung der Haustypen bin ich davon ausgegangen, den Wohnungen die ausreichende Zahl der Räume auf möglichst kleiner Grundfläche zu geben, die Zahl der Treppen und die Größe der Flure nach Möglichkeit zu beschränken, dunkle Räume zu vermeiden. Die Grundrisse der Typen I und II zeigen vier Wohnungen im Stockwerk an einer Treppe. Es ergibt sich eine Bebauung, die eine durchlaufende Hausreihe mit dazwischen gestellten Einzelhäusern zeigt. Durch die von einem Fenster erhellte Garderobe, an der das W. C. untergebracht ist, betritt man den Hauptwohnraum, der zugleich als Küche dient. Von ihm aus sind das Bad und die Schlafräume zugänglich. Sie sind aufs äußerste beschränkt, bieten Raum für zwei Betten und einen Schrank und gleichen im wesentlichen Schiffskojen. Zur besseren Entlüftung sind die Fensterbrüstungen hoch angelegt, der Fenstersturz unmittelbar unter der Decke. Die Beschränkung im Raum ist groß, aber möglich. Der Gewinn ist vor allem, daß in einem umbauten Raum, der einer heutigen Mietwohnung von Stube und Küche entspricht, sechs Personen unter menschenwürdigen Verhältnissen schlafen können. Außerdem ist ein ausreichend großer Aufenthaltsraum für die Familie da, der nicht durch Betten verstellt ist.

Da ungefähr die Hälfte der Stadtbevölkerung in Einzimmerwohnungen lebt, außerdem 12—25 % dieser Wohnungen mit sechs und mehr Personen belegt waren, zudem die wirtschaftlichen Verhältnisse eher schlechter als besser geworden sind, so wird man vorläufig kaum daran denken können, dem Einzelnen mehr Raum zur Verfügung zu stellen. Wohnungen in dieser Größe werden in erheblicher Anzahl gebaut werden müssen und werden zum großen Teil auch tatsächlich mit sechs Personen belegt werden. Das bedeutet eine enorme Anhäufung von Menschen auf kleiner Fläche.

Diesem Umstand wird man in Innenausstattung und Bebauungsform Rechnung tragen müssen.

Wenn es der Kosten wegen nicht möglich ist, Massivdecken herzustellen, wird man über der Balkenlage einen fugenlosen Steinholzfußboden, gefärbten Zementestrich oder ähnliches mit an der Wand heraufgezogener Kehle verlegen müssen, um jede Ritze für Ungeziefer zu vermeiden. Tapeten können nicht geklebt werden, schon wegen der Küchendämpfe nicht. Man hat die Wahl, die Wände entweder in einer starken Farbe zu streichen oder zu schablonieren. Sitzgelegenheit und Tisch im Erker der Wohnküche können fest angenommen werden. Will man im übrigen die Möbel nicht fest einbauen — was durchaus wünschenswert wäre —, so ist es zweckmäßig, Normalmöbel herstellen zu lassen,

[1]) Vgl. Schumacher, Die Kleinwohnung S. 32ff.

die in ihren Größenverhältnissen für die kleinen Räume geeignet sind. Man wird weniger durch die Form unterscheiden als durch die Farbe und kann damit nicht nur reizende Wirkungen erzielen, sondern auch unmittelbar auf die Psyche der Bewohner einwirken. Helle, leuchtende, vor allem reine Farben sind wünschenswert.

Daß Badewanne, Herd und Spültisch eingebaut werden, ist selbstverständlich. Die Anbringung von Gardinenstangen sollte so sehr wie möglich erschwert werden und durch Mustereinrichtungen darauf hingewirkt werden, daß nur helle, luftige Vorhänge die Fensterfläche rahmen, ohne sie zu verdecken, wenn es schon durchaus welche sein müssen. Das Ideal wäre, innere Fensterleibung und den anstoßenden Teil der Innenwand mit Holz zu verkleiden und so jeden Vorhang überflüssig zu machen.

Die Türen als Füllungstüren auf die einfachste Art. Profile, auf denen sich der Staub sammeln kann, sind zu vermeiden.

Diese Miethäuser sind dem Sinne nach als Kleinhäuser aneinandergereiht wie in der Flachsiedlung auch, nur entwickeln sich die Wohnungen nicht vertikal, sondern horizontal. Sie beschränken sich auf die Stockwerksfläche und erleichtern dadurch die Instandhaltung auf das äußerste.

Das Typenhaus I ist 6,94 · 8,26 m groß und ist als Doppelhaus der Hausreihe aus Typ II vorgestellt. Um ein befriedigendes Straßenbild zu erhalten, ist es notwendig, diese Häuser ein Stockwerk niedriger zu halten als die Hausreihe selbst. Die Skizze in Abbildung 52 gibt eine Andeutung davon.

Da die Wohnungen des Typs II — Typenhaus 8,70 · 6,30 m groß — an dem entgegengesetzten Ende der Treppe liegen, liegen bei diesem Typ die Fußböden der Stockwerke je 1/2 Etagenhöhe höher als die entsprechenden des Typs I. Die Hausreihe des Typs II endet also anderthalb Stockwerke höher als das Doppelhaus des Typs I. Dadurch wird einerseits vermieden, daß die einspringenden Ecken, zwischen denen die Treppe liegt, hofartig wirken, andererseits wird erreicht, daß der in diesem Falle auf den Häusern Typ I angenommene Dachgarten in mittlerer Höhe des ganzen Häuserkomplexes liegt und so von allen Wohnungen bequem erreichbar ist.

In der Ansicht Taf. 61b ist die Hausreihe mit einem flachen Dach gedeckt. Über den Wohnungen ist ein Dachbodenraum, darüber ein Sonnenbad angenommen, das durch die seitlich hochgeführten Mauern geschützt ist. Für ausreichende Entwässerung müßte in diesem Falle natürlich Sorge getragen werden. Erlaubt es die Wirtschaftlichkeit der Anlage nicht, das Sonnenbad anzulegen, oder glaubt man aus anderen Gründen darauf verzichten zu können, so ist die Abdeckung mit einem gewöhnlichen Ziegeldach ohne weiteres möglich. Dasselbe gilt für den Typ I. Immerhin sind bei derartigen Massenquartieren solche Anlagen hygienischer Natur recht wünschenswert.

In der Anlage der Grundrisse fällt gegenüber der heute üblichen Bauweise, besonders aber dem Kleinsiedlungsbau, auf, daß die Typen nicht mit der Breit-, sondern mit der Schmalseite sich aneinanderreihen. Das hat den Nachteil, daß die Wohnung sich schwerer beheizen läßt, jedoch den Vorteil größerer Lichtzuführung und einer intensiven Bestrahlung der Mauern mit Sonnenlicht. Ich glaube, daß dieser Vorteil den Nachteil reichlich aufwiegt, zumal in der Stadt und bei ihrer Beschränkung auf die Etage die Wohnungen nicht derart Wind und Wetter ausgesetzt sind wie die Häuser im freien Gelände. Bei uns hat niemals eine Bauordnung von der desinfizierenden Wirkung des Sonnenlichtes gesprochen. Berlepsch-Valendas erzählt, daß in England bereits im Jahre 1844 in einem Schreiben der Society for Improving the Conditions of the Labouring Classes gelegentlich eines Hausbaues für 324 Familien in Birkenhead von der Wirkung der Sonnenbestrahlung die Rede war und daß noch heute in England mit Recht der Vorwurf erhoben wird, die Deutschen hätten es wohl verstanden, Städte zu bauen wie man aber gute Wohnungen baue, käme dabei vielfach nicht in Betracht.

Je mehr man die Bevölkerung zusammendrängt, desto ernster wird natürlich das Problem, und mit ihm ist auch die Notwendigkeit einer ausreichenden Luftumspülung aufs engste verknüpft.

Man wird dem Problem nie ernstlich beikommen, solange man bei einer Bebauungsform bleibt, die die Straßen zwischen Baublöcken laufen läßt, die in ihrem Innern Höfe bergen.

Selbst wenn man die Verzettelung der Höfe in Abb. 1 und 2 vermeidet und statt der vielen kleinen nur einen großen Hof schafft, wie man dies in neuerer Zeit vielfach versucht hat, behält man doch einen Luftkubus, dessen Luft steht und sich längst nicht so schnell erneuert wie die Luft der Straße. Wer dies einmal an einem warmen Sommertag in der Großstadt praktisch beobachtet hat, wird es so leicht nicht vergessen. Selbst in einem sehr großen Hofe ist die Luft ungemein schwer und drückend. Ein Luftzug macht sich kaum bemerkbar, während die Straße vom leisesten Wind bestrichen wird.

In den sämtlichen folgenden Bebauungsschemata habe ich daher auf Höfe ganz verzichtet. Baublöcke im Sinne früherer Zeit gibt es nicht mehr. Die Straßen laufen zwischen Reihen von Häusern.

Taf. 62d zeigt die Einzelheiten der Anlage für eine Bebauung mit den Typhenhäusern I und II, also kleinsten Wohnungen. Es ist der Plan für ein Massenquartier.

Von einer 18 m breiten Geschäftsstraße gehen untereinander parallel laufende Wohnstraßen ab, die in einer Breite von 5 m gepflastert sind. Das genügt, um bei einiger Vorsicht zwei Wagen sich begegnen zu lassen, ein Fall, der bei vernünftiger Führung der Hauptstraßen selten vorkommen wird, da dann der Verkehr die Wohnstraßen von selbst vermeiden wird. Alle übrigen freibleibenden Flächen, also bei weitem der größte Teil des freien Raumes, sind Grünflächen, die erforderlichenfalls auch als Schrebergärten benutzt werden können.

Die Häuser des Typs I — dreistöckig, also etwa 9 m hoch — sind von Front zu Front 10 m voneinander entfernt. Dadurch ergibt sich ein Mittenabstand der Hausreihen von 46,42 m, ein Frontabstand von 40,12 m. Es wird dadurch erreicht, daß die Inhaber der Typenwohnungen II überall von den Fenstern ihres Wohnraumes aus Grünflächen in einer Ausdehnung von 40 m vor sich sehen, also weit günstiger wohnen als an der breitesten heute üblichen Straße. Für die Bewohner von Typ I ist die Aussicht in senkrechter Richtung vom Hause nicht ganz so günstig. Der Abstand beträgt hier rund 21 m. Sie sehen jedoch von ihrer Loggia aus, die man auch für den Winter verschließbar einrichten kann, den grünen Platz in derselben Größe vor sich liegen wie die Bewohner der Reihenhäuser.

Höfe sind ganz fortgefallen. Die Luft kann durch das ganze Stadtviertel zirkulieren.

In einer Entfernung von ca. 150 m von der Geschäftsstraße ist die Anlage durch ein System von Spielplätzen quer unterbrochen, das durch Bäume gerahmt sein kann. Der Bepflanzung ist auch in den Straßen einige Beachtung zu schenken, da sie ein wirksames Mittel ist, die Gleichartigkeit der Straßenbilder aufzuheben, falls man einmal in die Lage kommen sollte, mehrere Straßen desselben Typs, der gleichen Gebäudehöhe und der gleichen Anzahl Häuser nebeneinander anzuordnen. Da die Reihenhäuser den in Gruppen vorangestellten Häusern gegenüber um ein halbes Stockwerk erhöht sind, ergibt sich vor der Reihe eine Terrassenanschüttung, die als freundlicher Sitz im Freien für eine Anzahl Wohnungen dienen kann.

Für Taf. 62d ergibt die Aufrechnung der Häuser zwischen Geschäftsstraße und Spielplätzen

| | | | |
|---|---|---|---|
| 30 dreistöckige Häuser zu | 6 Wohnungen | = | 180 Wohnungen |
| 60 vierstöckige „ „ | 8 „ | = | 480 „ |
| | | | 660 Wohnungen |

Das ergibt, die Wohnung zu 6 Personen gerechnet, die darin untergebracht werden können, eine Bewohnerschaft von 3960 Personen. Sie wohnen auf einem Gelände von 139,20 · 175,68 m = 2,45 ha. Die Wohndichte beträgt also ca. 1610 Personen auf 1 ha.

Ich vergleiche damit die wirklichen Verhältnisse in Deutschland, und zwar sind nachstehend nur die höchsten Tabellenwerte angeführt.

Es wohnen auf 1 ha bebauter Fläche[1])

| | | |
|---|---|---|
| in Berlin | 723 | Personen |
| „ Schöneberg | 579 | „ |
| „ Charlottenburg | 460 | „ |
| „ Breslau | 414 | „ |
| „ Hamburg | 380 | „ |
| „ Posen | 347 | „ |
| „ Altona | 345 | „ |
| „ Köln | 318 | „ |

Dabei liegen Wohnungen

| | im 5. Stockwerk | und sind Hinterwohnungen[2]) |
|---|---|---|
| in Berlin | 19,32% | 47,66% |
| „ Charlottenburg | 15,06 „ | 46,40 „ |
| „ Breslau | 19,82 „ | fehlt Angabe |
| „ Posen | 6,16 „ | 31,61% |
| „ Altona | 3,35 „ | 13,60 „ |
| „ Köln | 0,61 „ | 4,49 „ |

In Magdeburg sind über ein Drittel der Wohnungen Hinterwohnungen, in Halle 20%.

Im vorliegenden Falle liegt keine Wohnung im 5. Stockwerk, ist keine Hinterwohnung da. Trotzdem sind in menschenwürdigen Wohnungen, die überall reichlichen Ausblick auf Grünflächen haben, mehr als doppelt soviel Menschen untergebracht als in der vollgestopftesten heutigen Großstadt, die dabei fast 50% Hinterwohnungen enthält.

Das soll nicht heißen, daß es notwendig ist, nun wirklich 1600 Menschen auf 1 ha unterzubringen, sondern soll nur beweisen, wie unwirtschaftlich, abgesehen von seinen ästhetischen und hygienischen Nachteilen, unser heutiges Großstadtbausystem ist.

[1]) Eberstadt, Handbuch des Wohnungswesens, Tabelle 10, S. 140.

[2]) Eberstadt, Handbuch des Wohnungswesens, Tabelle 9, S. 138.

Die Wohndichte verschiebt sich natürlich bei Annahme ganzer Stadtbebauungen. In welcher Weise, zeigt außer Taf. 62d die Abb. Taf. 62e.

Abb. Taf. 62e gibt das Schema der Anlage zwischen zwei in einer Entfernung von 870 m von Mitte zu Mitte parallel laufenden Geschäftsstraßen. Der Zug der Geschäftsstraßen enthält zwei Straßen an den Rändern, die die Straßen- und Untergrundbahnen aufzunehmen haben. Die Blöcke der Geschäftsstraßen umschließen Höfe, die zur Warenstapelung benutzt werden können, die vierte Blockseite wird von Fabriken gebildet, die den Rahmen für eine 20 m breite, das Ganze in der Mitte durchziehende Straße geben, auf der sich der ganze Fuhrwerksverkehr der Fabriken entwickelt, ohne mit dem reinen Handelsverkehr und dem kaufenden Publikum in Berührung zu kommen. Die Randstraßen enthalten so auf ihren inneren Seiten die durchlaufenden Ladenfronten, die äußeren Ränder werden durch die Stirnseiten der Wohnhäuser gebildet und durch Bäume und Rasenflächen eingefaßt. Von diesen Randstraßen aus gehen senkrecht die oben beschriebenen Wohnstraßen, je ca. 300 m lang, nur in der Mitte durch Spielplätze unterbrochen, und öffnen sich an ihrem anderen Ende auf eine ungefähr 260 m breite Grünfläche, die in Schrebergärten aufgeteilt ist. In dem Schema ist an den Rändern dieser Fläche je ein Kanal angenommen, der zur Bewässerung der Gärten dienen soll. Die Mitte durchschneidet eine 10 m breite Allee ohne Fahrdamm für Spaziergänger.

Die Gärten haben eine Größe von 100 qm.

Die Abbildung enthält bei 4 Stockwerke hohem Bau der Reihenhäuser auf jeder Seite der mittleren Grünfläche 180 Häuser mit 1320 Wohnungen, auf die 192 Gärten entfallen. Außerdem sind vorhanden 240 Sitzplätze auf den Terrassen vor den durchlaufenden Hausreihen, nochmals 240 Sitzplätze bei einer Vierteilung der Dachgartenfläche auf je einem Gruppenhaus. In jedem von diesen Häusern besitzen zudem noch 3 Wohnungen große Loggien, so daß 1032 Wohnungen ausreichende Sitzplätze im Freien haben. Es bleiben also noch 288 Wohnungen zu versorgen. Wenn das erforderlich sein sollte, könnte es leicht auf den Grünflächen in der unmittelbaren Umgebung der Spielplätze geschehen.

Aus diesem Schema ergibt sich die Stadtanlage der Abb. Taf. 62e. Der Zug der Geschäftsstraßen wird in einer Entfernung von 3 km von Mitte zu Mitte durch 650 m breite Parkgürtel unterbrochen, die von 50 m breiten Straßen eingefaßt sind. Für weitere Querverbindung sorgen in der Mitte der zwischen den Parkstreifen liegenden Wohnblöcke eine 50 m breite Straße, auf den Vierteln zwei 20 m breite Fahrstraßen. Die Straßen liegen so, daß die Spielplätze nicht gekreuzt werden.

In dieser Anlage ist ein Gebiet von 3000 · 2610 m = 783 ha, das alle zu seinen Wohnvierteln gehörigen Freiflächen enthält, auf seine Wohndichte zu untersuchen.

Aus der Wohnungs- und Bewohnerzahl von Abb. 6 ergeben sich 12 · 12 = 144 Quartiere zu 3960 Personen = 570240 Bewohner, d. h. auf 1 ha 728 Personen. Die Wohndichte hat sich also durch die eingestreuten Freiflächen der in Abb. 6 für die reine bebaute Fläche herausgerechneten Zahl von 1610 Personen gegenüber um mehr als die Hälfte verringert. Ein Vergleich mit der Eberstadtschen Tabelle zeigt, daß die Wohndichte auf 1 ha bebauter Fläche in Berlin mit 723 fast dieselbe Zahl aufweist.

Abb. 55.

Es ist also möglich, für fünfstöckige Bebauung freigegebenes Hochbaugelände in dieser Weise unter Anlegung sehr ausgiebiger Grünflächen mit drei- bis vierstöckigen Häusern ohne eine einzige Hofwohnung zu bebauen und doch nicht zu irgendwelchen wirtschaftlichen Eingriffen in bezug auf die Bodenpreise gezwungen zu sein.

Nimmt man die Wohndichte einer Mittelstadt, etwa Breslaus (415) oder Hamburgs (380), an, so wird das Verhältnis noch viel günstiger. Dann ist es möglich, die Wohnviertel nur zwei- und einstöckig zu bauen oder aber die Grünfläche um das Doppelte zu vergrößern. Im ersten Falle würde man eine Flachbebauung auf Hochbaublöcken erzielen. Im zweiten Falle würden die auf die einzelne Wohnung entfallenden Gärten so groß sein, daß sie einen recht nennenswerten Ertrag abwerfen könnten.

Man vergleiche damit die heutigen Wohnverhältnisse in diesen Städten.

Es wäre zu wünschen, daß diese Erwägungen eine Rolle nur spielten, wenn ein Gelände bebaut werden soll, das bereits unter der Voraussetzung einer fünfstöckigen Bebauung zu einem entsprechenden Preise erworben ist. Hier würden willkürliche Änderungen der Bodenpreise kaum zur Gesundung unseres Wirtschaftslebens führen. Zu wünschen wäre jedoch, daß in Zukunft weit mehr und viel weiter ausschauend als bisher die Gemeinden das Siedlungsgelände in ihrer Hand vereinigten und damit die Möglichkeit hätten, die Bodenpreise selbst und viel niedriger als bisher anzusetzen.

Es kam mir in der vorstehenden Berechnung natürlich nicht darauf an, zu zeigen, wie man das Gelände noch intensiver ausnutzen kann — und hier haben die Gemeinden es ja in der Hand. einen starken Riegel vorzuschieben —, sondern nachzuweisen, daß das Erzeugnis des Bauspekulanten, die heutige Mietkaserne, bei aller sonstigen Unvernunft nicht einmal eine äußerste wirtschaftliche Ausnutzung darstellt, und daß Dummheit, Unfähigkeit und Protzentum teuer bezahlt werden.

Vergleichshalber zeige ich zu diesem Plan in Abb. 55 einen Ausschnitt des Berliner Stadtbildes im selben Maßstab, in dem weniger die Unregelmäßigkeit der Straßenführung bemerkenswert ist als selbst in dem ganz regelmäßig nach einem Willen angelegten westlichen Teil der hohe Bedarf an breiten gepflasterten Straßen als Folge einer unzweckmäßigen Aufteilung der Baublöcke und des Mangels einer Unterscheidung von Wohn- und Geschäftsstraßen. Daß darüber keine Klarheit herrschte, dafür ist charakteristisch die unorganische Verbindung dieses neuen Teils mit der alten Stadt. Für die Notwendigkeit der vorausschauenden Festlegung des künftigen Verkehrs — wenigstens in großen Zügen — spricht die überaus traurige Verbindung des Potsdamer und des Alexanderplatzes.

Die Anwendung eines neuen Bauprinzips für Miethäuser braucht nicht schematisch zu sein. Eine möglichst große Abwechslung der Grundrißformen ist willkommen, wünschenswert jedoch, daß die Gestaltung wenigstens eines Straßenzuges einem Willen unterworfen ist. Die Nichterfüllung dieser Grundforderung ist eine der Hauptursachen des traurigen Aussehens unserer heutigen Stadt. Das Grundprinzip der neuen Bebauung ist der Fortfall der Höfe. Sie dürfen in einem modernen Stadtbild nicht wieder erscheinen. Davon abgesehen möge man alle nur möglichen Arten der Bebauung erlauben, alle nur denkbaren Grundrißformen, wenn sie nur lichtlose und nicht genügend besonnte Räume vermeiden.

Im folgenden gebe ich noch einige Lösungen, mit denen natürlich das Thema noch längst nicht erschöpft ist.

Typ III und IV geben größere Wohnungen der eben gezeigten Bebauungsform. Der umbaute Raum des Typs

Abb. 56. Typ V: Bebauungsform I.

III ist rund 272 cbm, der des Typs IV 230 cbm. Da die heutige Zweizimmerwohnung rund 200 cbm, die Dreizimmerwohnung 300 cbm umbauten Raum umfaßt, so sind diese neuen Wohnungen noch immer den kleinsten Wohnungen zuzurechnen. Sie geben jedoch anstatt zwei bzw. drei nutzbarer Wohn- und Schlafräume deren fünf, ohne daß die Küche zum Wohnzimmer geschlagen ist, und außerdem in dieser Grundfläche noch eine Loggia bzw. eine große Glasveranda. Die prinzipielle Gliederung des Grundrisses, der Hauptwohnraum, an den die Schlafkammern sich anschließen, ist geblieben. Das Mehr an

Abb. 57. Typ V: Bebauungsform II.

Fläche ist dazu benutzt, eine besondere Küche anzulegen und der Garderobe einen Vorraum anzugliedern, in dem Besucher empfangen werden, die nicht ins Wohnzimmer geführt werden sollen, der zugleich als Eßplatz dienen und immer aufgeräumt sein kann. Vom Wohnraum zugänglich ist eine Loggia bzw. Glasveranda, die Schlafkammern sind vergrößert.

Werden die Schränke zwischen Koje 1 und der Schlafkammer im Typ IV beweglich in lichter Stockwerkshöhe gebaut und durch am Fußboden und an der Decke angeschraubte Leisten befestigt, so ist es möglich, falls die Wohnung in anderer Form benutzt werden soll, die Schränke an die Wand zwischen Bad und Koje zu verschieben und aus beiden Räumen ein großes Zimmer zu machen.

Ebenso kann Typ II dadurch verändert werden, daß die Trennungswand zwischen 2 Kojen verschoben wird. Das kann leicht geschehen, wenn die Wand aus Brettern besteht und an Leisten befestigt wird. Der frei gewordene Schrank wird in der Wohnküche aufgestellt.

Der Mangel der vorhergehenden Bebauungsform, eine gewisse Starrheit (die allerdings durch einen Wechsel der Höhe und der Zahl der den Reihen vorgestellten Häuser sehr wesentlich gemildert werden kann) führt dazu, eine elastischere Bebauungsform zu suchen. Sie ist durch das Reihenhaus gegeben. Eine Wohnform dafür gibt Typ V in Abb. Taf. 63 f, g, h.

Die Idee des Grundrisses ist die der Typen I—IV, die Anordnung der Räume fast dieselbe. Der umbaute Raum hält sich mit 155,4 cbm im Rahmen der heutigen Mietwohnung von Stube und Küche. Die äußerste Wohndichte ist in Abb. 56 u. 57 gegeben. Form I der Bebauung sieht eine 8 m breite Straße vor, an der nur Schlafkammern liegen. Dadurch wird eine 32 m breite zusammenhängende Gartenfläche gewonnen, auf die hinaus die Fenster der Wohnräume sich öffnen. Die Aufteilung der Fläche ergibt bei vierstöckiger Bebauung für jede Wohnung einen 38 qm großen Garten. Die Bebauungsform II läßt zwischen den Hausreihen 20 m breite Streifen frei, durch die in der Mitte die 4 m breite gepflasterte Wohnstraße führt. Der übrigbleibende freie Raum ist für Gärten in derselben Zahl und Größe wie in Bebauung I verwandt.

Es wohnen auf einer Fläche von 9,9 · 52,6 m = 520,74 qm 48 Personen, d. h. auf 1 ha 921 Personen. Ein Vergleich mit der vorhergehend gezeigten Bebauung (1610 Personen auf 1 ha) lehrt, daß die Wohndichte in diesem Falle viel geringer ist. Berücksichtigt man nach dem oben gezeigten Beispiel die Freiflächen (Parkgürtel usw.), so wird 1 ha von etwa 450 Personen bewohnt werden. Das entspricht nach der Eberstadtschen Tabelle ungefähr der Wohndichte von Charlottenburg oder Breslau. Es ist diesen Städten gegenüber aber wiederum erreicht, daß, unter weitgehendster Berücksichtigung von Grün- und Parkflächen, keine Wohnung eine Hofwohnung ist, keine Wohnung im 5. Stock liegt und endlich keine Wohnung ohne einen kleinen Garten ist.

Der Wunsch, noch billiger zu bauen und verschieden große Wohnungen zu schaffen, führte zu dem Reihenhausgrundriß des Typs VI. Dieser in Abb. Taf. 64i. Es liegen nicht mehr wie beim Typ V zwei, sondern 8 Wohnungen im Stockwerk an einer Treppe, die Wohnungen sind diesmal für 4 bzw. 6 Personen eingerichtet und halten sich im umbauten Raum z. T. erheblich unter der heutigen

Einzimmerwohnung. Für Querlüftung ist gesorgt. Im übrigen ist alles Nötige aus den Grundrissen zu ersehen. Der Grundgedanke dabei war, die Zahl der Treppen nach Möglichkeit zu beschränken.

Es ist hier vielleicht der Ort, einen englischen Grundriß (Abb. 58) zu zeigen, den ich neulich fand[1]). Er geht auf dieselbe Idee zurück und hat an Stelle des geschlossenen Wohnganges eine offene Gallerie, die zu den einzelnen Wohnungen führt. In England hat man sich übrigens schon früh mit diesem Problem beschäftigt. Berlepsch-Valendas erzählt von einem vierstöckigen Miethaus, das 1850 in der Streathamstr. in London, Bloomsbury, vom Architekten Henry Roberts für die Society for Improving the Condition of the Labouring Classes gebaut wurde. Nach der Beschreibung baut der Grundriß auf demselben Prinzip sich auf und ist dem in Abb. 58 gezeigten ganz ähnlich.

Abb. 58.

Abb. Taf. 64k bringt eine schematische Bebauung mit Typ VI. Es ergibt sich fast dieselbe Wohndichte wie die der Bebauung mit Typ V. In Abb. Tafel 641 ist gezeigt, wie ein Straßenbild durch Umdrehen des Typs und durch Wechsel der Stockwerkszahlen belebt werden kann.

Aus Eberstadts Handb. d. Wohnungswesens, Tab. 8 auf S. 137, ergibt sich, daß von 1000 bewohnten Grundstücken enthielten

| | mehr als 10 Wohnungen | mehr als 15 Wohnungen | mehr als 30 Wohnungen |
|---|---|---|---|
| in Berlin | 723 | 560 | 209 |
| „ Charlottenburg | 607 | 413 | 97 |
| „ Breslau | 587 | 364 | 45 |
| „ Schöneberg | 802 | 616 | 142 |

d. h., da Geschäftsräume, Höfe und sehr viel toter Raum in die Bebauung eingerechnet werden müssen, ungefähr 50% der Grundstücke haben eine so erhebliche Ausdehnung, daß ihr Erwerb für den normal Bemittelten aus dem Mittelstand sehr erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht wird.

Die Zahl der Wohnungen in den hier gezeigten neuen Bebauungsformen schwankt zwischen 8 und 32 auf das Grundstück. Da es sich nur um kleine Wohnungen handelt, da toter Raum und Höfe nicht vorhanden sind, so sind die Grundstücke klein und können auch von Minderbemittelten erworben werden, wenn nicht von Anfang an vollständig, so doch nach und nach. Auf diese Weise wird die Bildung kleiner Kapitalien auf dem Wege rastloser Sparsamkeit begünstigt. Der Weg ist nicht aussichtslos, denn die Grundstücke sind klein, und wird deshalb von vielen betreten werden. Diese für das Alter geschaffene Rente wird nützlicher und wertvoller sein als alle Zwangsversicherungen, die das erarbeitete Geld in irgendeiner Organisation verschwinden lassen, um später — vielleicht — durch irgendeine Kasse ihre Verpflichtungen zu erfüllen. Die Freude an der Arbeit, am Ersparten wird durch dieses unpersönliche schematische Verfahren genommen. Das Haus aber, das sichtbare Zeichen, das Stück für Stück erworben wird, wird sie geben, die daraus gelöste Miete eine ganz andere Art von Geld sein als das von der Kasse gezahlte. Wir haben die kleinen Rentner Frankreichs verachtet und unsere soziale Gesetzgebung gepriesen, d. h. wir haben nie viel Unterscheidungsvermögen für äußeren Schein und inneren Wert der Dinge gehabt. Was wäre uns bitterer nötig, als Stück für Stück erworbene kleine Kapitalien, was wertvoller als eine Geschlecht, das in zäher Arbeit die Sorge für seinen Lebensabend und die Zukunft der Kinder mit eigener Hand übernommen hätte, das ein bescheidenes Ziel sich gesteckt, dieses Ziel aber wirklich erreicht hätte, anstatt uferlosen Projekten und Aussichten nachzujagen.

Ich wünschte, daß die gezeigten Grundrisse dazu beitragen möchten, dieses harte Geschlecht heranzuziehen, denn ich glaube an ihre umwälzende Bedeutung für die Allgemeinheit durch den von ihnen ausgeübten Zwang, auf geringster Fläche sich einrichten zu müssen und so die Lebenshaltung bescheidener zu machen.

Beschränkung braucht nicht gleichbedeutend zu sein mit Schmutz, Dunkelheit, Muffigkeit und Liederlichkeit, sie könnte zu Ordnung und Sauberkeit zwingen, zur Freude am Kleinen, zur Beachtung und Schätzung der sogenannten Nichtigkeiten des Lebens, die so wichtig sind, und auf diese Weise wieder der Menge Licht, Freude und Fülle geben, die zur Gesunderhaltung eines Volkes so notwendig sind.

Wir können Licht, Farbe und Freudigkeit nicht mit äußeren Dingen, etwa durch fremdartiges Material, in die Wohnungen zwingen, weil das Wichtige und Ausschlaggebende nicht die Wohnung, sondern der Mensch ist. Und wirkliche, lebensnotwendige Freude wird nicht durch Sehen, sondern durch Tun erzeugt. Die Beschränkung zwingt zu diesem Tun, nämlich zunächst Ordnung im Kleinen zu halten. Nur aus diesem Keim heraus kann das Glück und die Fülle geboren werden. (Alles übrige folgt daraus ganz von selbst.)

Bedingung aber ist, daß die Wohnung anreizt, diese Arbeit zu tun, und nicht von vornherein durch Dunkelheit, schlechte Luft und Unzweckmäßigkeit sie aussichtslos macht.

[1]) Flats, Urban Houses and Cottages-Homes, herausg. von W. Shaw.

Abb. 59.

# DAS PANKEFLIESS.

Von Regierungsbaumeister KRUCHEN, Buch.

## A. Einleitung.

Die Regulierung der Panke ist heute mehr denn je aus folgenden Gründen geboten:

1. Die ältesten Anwohner der Panke berichten, daß das Pankebett früher nahezu ausgetrocknet gewesen sei, und Pegelmeldungen geben an, daß späterhin von Jahr zu Jahr der Wasserstand zugenommen hat: Der Wasserstand der Panke nimmt zu nach Maßgabe der Zunahme der geklärten Wasser von den Rieselfeldern der Stadt Berlin, nnd ist große Gefahr im Verzuge, daß mit weiterer Zunahme dieser Wasser noch größerer Schaden entsteht. Nach Angabe des Verkehrsverbandes an der Stettiner Bahn läßt die alljährlich wiederkehrende Beobachtung im Frühjahr erkennen, daß das Bett der Panke nicht mehr ausreicht. Infolgedessen entständen regelmäßig in der Frühjahrszeit außerordentliche Wasserschäden, deren Schadensumme die etwaigen Zinsen für ein neu anzulegendes Regulierungskapital um ein Mehrfaches übersteigt.

2. Im Panketal werden auch jetzt öfter Lehmbauten und andere Ersatzbauten aufgeführt. Ein Haus aus Ziegelsteinen vermag schon einmal eine Überschwemmung zu ertragen, die Ersatzbauten aber nicht.

3. Es mehren sich von Tag zu Tag die Klagen der zahlreichen kleinen Laubenbesitzer über das Eingehen der Obstbäume. Bei zunehmendem Alter der Bäume und zunehmendem Wasserstand wird der Schaden immer größer.

4. Die Bewohner der nördlichen Vororte bitten jetzt in der Zeit größter Notlage um Abhilfe. Zudem sind sie im Vergleich zu den östlichen, westlichen und südlichen Teilen Berlins hinsichtlich der Erholungsmöglichkeiten etwas stiefmütterlich versorgt. Ähnlich wie in einem Hause, in dem sich Schwamm zeigt, gegen diesen sofort energisch vorgegangen werden muß, soll nicht das ganze Haus verfallen: so muß auch hier sofort ganze Arbeit geschehen.

5. Dem haben jetzt die beteiligten Verbände und Behörden Rechnung getragen: Der Verkehrsverband an der Stettiner Bahn e. V. (Pankow) hat die Angelegenheit mit großem Eifer jahrelang verfolgt. Die beteiligten Gemeinden, nämlich Blankenburg, Karow, Buch und Zepernick, haben jetzt einen Ausschuß mit dem Sitz in Karow gebildet. Auf ihre Veranlassung sind beifolgende Pläne gefertigt worden. Nachdem der Herr Regierungspräsident und der Herr Landrat des Kreises Niederbarnim die Angelegenheit eingehend geprüft und befürwortet haben, soll nunmehr der Reichsbehörde eine Vorlage unterbreitet werden, um die Ausführung der Arbeiten und die Mittel dazu als produktive Erwerbslosenfürsorge zu erlangen. Zur Begründung der Vorlage sollen die Pläne dienen.

## B. Neugestaltung des Pankefließes.

Das Pankebett schlängelt sich von Bernau bis Pankow in unzähligen Windungen durch die Feldmark. Das Wasser hat auf einer Länge von 18 km ein Gefälle von 21 m. Die Panke ist gewissermaßen ein reißender Fluß. Eine Begradigung der Ufer, wie eine Tieferlegung des Bettes ist also das dringendste Erfordernis. Hierdurch soll auch einem nachdrücklichen Ersuchen der Landesanstalt für Wasserhygiene entsprochen werden, um so der herrschenden Mückenplage Herr zu werden. Die vorliegenden Pläne nehmen ferner besondere Rücksicht auf die sonstige Verbesserung der Ufer und deren Verschönerung, während die wassertechnische Ausarbeitung Sache der zuständigen Be-

Abb. 60.

hörden sein dürfte. Der Forderung der Städtebauer auf weiteren Ausbau des Wald- und Wiesengürtels für Berlin entsprechend, soll in der Vorlage Anregung bzw. Grundlage nach Maßgabe der örtlichen Verhältnisse gegeben werden.

### I. Grundgedanke.

Der Grundgedanke ist ein doppelter: Einmal den Anwohnern der Gegend eine Grünfläche in größerem Umfange und einer für sie nutzbringenden Weise zu schaffen, und zum zweiten, den Berlinern eine wirkliche Erholung nach des Tages oder der Woche Last und Mühe zu geben. Wer je Gelegenheit gehabt hat, in einem über und über gefüllten Wagenabteil der Bernauer Strecke zu fahren, dem muß die Lust vergehen zu größeren Ausflügen und Spaziergängen. Hiergegen soll die Anlage Abhilfe schaffen: In Blankenburg (oder vielleicht noch näher bei Berlin gelegen) soll der Ausgangspunkt des Pankefließes sein, das von Blankenburg über die Triften von Französisch-Buchholz, Karow, Buch, Röntgental, Zepernick und Bernau durch Naturanlagen aller Art mit offenen und geschützten Wegen, wie Sitz- und Ruheplätzen, Spiel- und Erholungsplätzen ausgestattet werden soll.

### II. Beschreibung.

Wir werden zwei Hauptgruppen der Pankebesucher zu unterscheiden haben: einmal die Wandergruppe, die wohl meist aus Wandervögeln besteht, und dann die jüngeren und älteren Besucher, denen es weniger auf große Wanderungen, als hauptsächlich auf Ruhe und Erholung in der freien Natur ankommt. Die ersteren werden meist Sonnabend nachmittag ihren Marsch antreten, für den am Pankefließ in Blankenburg der Ausgangspunkt sein mag. Sie mögen wandern den obengenannten Ortschaften entlang vielleicht bis Zepernick, wo ein großes Nachtlager für sie geschaffen werden soll, um am anderen Tage über Bernau, Wandlitz usw. zurück etwa durch den Bernau-Bucher Wald nach Berlin. So führt sie der Weg durch Flur und Au und Wald, vorbei an den landschaftlich schönen Seen! Dem Rechnung tragend, waren in Blankenburg im Panketal Verkaufsstände gedacht, einfachster Art (in Naturtechnik ausgeführt, grundrißlich entsprechend etwa den Verkaufsständen an den Wandelhallen der Bäder), in denen die Wandervögel von den Kolonisten des Nordens ihr frisches Obst und Gemüse einkaufen können für unterwegs zum Essen und zum Abkochen bei ihren Mahlzeiten. In Blankenburg und den anderen Kolonien des Panketals werden die Laubenbesitzer und Anwohner froh sein, so Absatzgebiete für die sonst schwer abzusetzenden überzähligen Erzeugnisse ihrer Gärten zu erhalten. Karow hat noch eine andere Überraschung: Der rührige Gemeindevorsteher daselbst will die Wiesen des Panketals ausnutzen als Weide für eine Ziegenherde, deren Molke gegen ein Entgelt den

Abb. 61.

Abb. 62.

Wanderern abgegeben werden soll. Zepernick hat außer einer großen Freifläche, über deren Verwendung weiter unten die Rede ist, noch einen zweiten mit dieser zusammenhängenden, höher gelegenen Platz, auf dem die Ruhrast der Wandervögel in großem Stile angelegt werden soll. Die Anlage sei eine Art Biwakanlage im Halbkreise um ein großes Feuer. Die Unterkunft selbst soll in einer Art Unterständen oder Erdbaracken praktischster und billigster Art geschehen. Mehrere, vielleicht in engerer Beziehung stehende Wandervogelvereine erhalten einen bestimmten Geländeabschnitt, auf dem sie auf ihre Kosten nach allgemein gegebenen technischen und ästhetischen Gesichtspunkten und Lageplan ihre Erdbaracken sich selbst aufführen sollen: Diese Baracken sollen nach Vorschlag, also gruppenweise nach einheitlichen Gesichtspunkten von Wandervögeln gebaut, benutzt und unterhalten werden, wie etwa die Bauden im Riesengebirge oder die Unterkünfte des Deutsch-Österreichischen Alpenvereins.

Die zweite Gruppe der Fließbesucher ist die der beschaulichen, nicht so unternehmungslustigen Besucher. Diese werden den Besuch der Panke mehr auf die Nachmittage beschränken und dort durch Ruhe oder Spiele und Unterhaltung ihre Erholung suchen.

Die ganz Wegeunfertigen von ihnen werden in Blankenburg selbst sich ergehen: Den Ausgangspunkt bildet zunächst eine einfache, in Rundholz gehaltene Naturhalle, die zugleich mit kleineren Nebenbauten zum Aufenthalt bei schlechtem Wetter dienen soll. Eine Orientierungstafel in dieser Halle gibt einen Überblick für die ganze Wanderfahrt und eine Anzeigetafel für das in den einzelnen Orten an dem betreffenden Tage Gebotene. Mit Laub und Holz überdeckte Laubengänge schließen sich an diese Halle an und führen über ein Freibad mit Plantschwiese zu einem größeren Spiel- und Erholungsplatz mit Belustigungen aller Art. Dieser Platz in Blankenburg gewährt Unterhaltung gruppenweise je für die vier Lebenszeiten, der Kindheit, der Jugend, des Mannes- und des Greisenalters, aber nicht durch nervenbetäubende Belustigungen, sondern durch Spiele, bei denen außer dem Geist auch der Körper in geringem Maße tätig ist. Dahin gehören z. B. für die Jugend die Wurf- und Ballspiele verschiedenster Art, für die Erwachsenen eine Bogenschützenbude, Wurfhalle, Schießbude, Reitbahn und dergleichen mehr. Gekrönt wird diese Anlage beim Durchgange vom Jünglings- zum Mannesalter durch einen Erholungsplatz, der hauptsächlich dem geselligen Zusammensein in der Familie dienen soll, während beim Ausgangspunkte die Kindheit und das Alter sich wieder berühren, indem das Alter durch Verkehr mit der Jugend nach Hufeland neue Frische und umgekehrt die Jugend ihrerseits Anregung, Belehrung und Aufsicht durch das Alter erhält. Eine Originalität soll die durch natürliche Verhältnisse sich ergebende Pankeinsel bilden, welche, als Art Hain ausgebildet werden soll mit dem Motto „Natur, Ruhe und Lebensfreude". Die Insel soll eine idyllische Hainanlage sein, so recht ein „Dolcefarniente", etwa in dem Sinne, wie es Paul Keller so trefflich in seinem Romane „Ferien vom Ich" beschreibt. Ein Kahn führt den Besucher hinüber auf diesen schönen Fleck, wo er fernab von Post, Uhr und Zeitung die Nerven ausspannen und sich stärken soll in diesem Sanatorium der freien Natur.

War so Blankenburg mehr ein Ruhepunkt und Erholungsplatz für die weniger Wegefertigen, so bietet der erste nähere Ort Karow Volkskunst, Volkskraft und Volksbildung unter Gewähr der obenerwähnten leiblichen Genüsse. Volkskunst zunächst mit Naturtheater und Tanzplatz im Freien. Das Naturtheater ist etwa in der Weise gedacht wie das der Bernauer Hussitenfeier, mit dem Unterschiede, daß statt der dort als Staffage dienenden Stadt Bernau ein malerischer Teil der Panke in die Bühnenszenerie einbegriffen werden soll. Tiefgelegene Gleise dienen als Fahrschienen für je zwei Eisenbahnwagen nach beiden Seiten, deren einer je als Haus oder Innenraum und die beiden anderen als Ankleideraum verwendet werden sollen, also ein richtiggehender Thespiskarren. Seitlich von dem einen Ausziehgleise ist in gleicher Weise eine Musikkapelle untergebracht, welche sowohl für die Ausführungen der Bühne, wie für die Tänze im Freien den richtigen Auftakt geben soll; die Sitze der Zuschauer sind amphitheatralisch angeordnet. Auf dem Tanzplatze sollen die Bestrebungen zur Ausbildung des Körpers zugleich mit der

Abb. 63.

Pflege guter Tänze Hand in Hand gehen. **Volkskraft** in Karow soll gefordert werden nach den Bestrebungen von Licht, Luft, Leben im Sinne einer gesunden Nacktkultur; die Anlage von Ruderteichen nicht zu vergessen. **Volksbildung** endlich soll gewährt werden an Wochentagen durch Waldschule und Waldbibliothek, an Sonntagen durch gute Musik, sowie durch Vorträge und Unterhaltung im Freien. Endlich soll auch den Ausflüglern der Jugend hier Gelegenheit gegeben werden, botanische Gärten kennen zu lernen.

**Buch** ist bekannt als Krankenstadt und Ort der **Jugendspiele**. Ein groß angelegtes Sonnenbad mit Plantschwiese und Badeanstalt, wie Ausbau der Spielplätze sowohl im kleinen für einfache Bewegungsspiele, wie für größere Sport- und Spielplätze. Eine in einfachster Weise bestehende Rodelbahn soll weiter ausgebaut werden. Die Gemeinde Buch hat auch noch besondere Parkanlagen mit größeren und kleineren Ausflügen, die mit einer Schleife über Alpenberge, vorbei an den schönen Anlagen der Stadt Berlin und durch das idyllisch gelegene Dorf und den Schloßpark zurück zum Bahnhof führen.

**Röntgental** und **Zepernick** krönen das Werk in mancher Weise und geben einen Abschluß des Tages durch die obenerwähnte Wandervogelunterkunft. Waren in den Orten vorher Sportplätze und Spielplätze für Ausbildung vorgesehen, so ist hier in Zepernick Gelegenheit gegeben, den Ehrgeiz durch sportliche Veranstaltungen im größeren Stile, gewissermaßen im Naturstadion des Nordens zu fördern und den Zuschauern die Freude des Genusses zu machen. Eine große Freifläche ist zu dem Zwecke in Aussicht genommen mit einem großen Umgang für Läufe und Fahrten aller Art und mit Zwischenplätzen für Leicht-, Klein- und Schwerathletik, wie für Pentathlon und Turnspiele aller Art. Auf diesem großen Platze können auch Volksfeste, wie das Sonnenwendefest abgehalten werden. Das soll ein Platz für Volksfeste im großen Stile werden.

### III. Finanzplan.

Nach dieser beschreibenden Ausführung wird Mancher denken, daß diese im Zusammenhange gebrachten Vorschläge finanziell undurchführbar seien.

Folgender Finanzvorschlag wird aber die Ausführung wesentlich fördern, und zwar hinsichtlich

a) des **Geländes**: Die Erwerbung dieses muß und kann ohne größere Unkosten für die Gemeinden geschehen. Hier draußen bei der ländlichen Bebauung sind die Plätze, wie sie bislang in den alten Bebauungsplänen vorgesehen waren, zum Teil überflüssig. Wir können hier in den Vororten gar oft die Beobachtung machen, daß sie ungepflegt brach darniederliegen. Nach meinem Vorschlage soll nun dieses gute Baugelände ausgetauscht werden gegen zum Teil nicht bebauungsfähiges Gelände an der Panke. Dieses ist wohlfeiler wie das Bauland, etwa in Bewertung wie 1 : 3 bis 1 : 5. Für das Geld also, welches der Gemeinde durch den Tausch oder Verkauf dieser freien Bauplätze zufließt, könnte ein Mehrfaches an Land am Pankeufer erworben werden. Selbstverständlich müssen auch bei Aufschließung von neuen Terrains an der Panke Freiplätze an dieser abgetreten werden. Soweit mir bekannt ist, dürfte für die betreffenden Gemeinden die Erwerbung des notwendigen Geländes nicht auf allzu große Schwierigkeiten stoßen, vielleicht mit Ausnahme von Zepernick hinsichtlich der Erwerbung der beiden großen Plätze. Sollten diese nicht im ganzen Umfange erworben werden können, so müßte eine proportionale Einschränkung eintreten.

b) Ein allmählicher Ausbau von Jahr zu Jahr erleichtert die Finanzierung. Der Entwurf muß großzügig und einheitlich feststehen, aber die **Ausführung** soll sowohl der **Ausdehnung** nach wie der Art der **Ausführung** nach aus dem Kleinen heranwachsen, so daß sie erst allmählich entsteht. Als Beispiel diene ein Badeteich, der später meinetwegen zwei bis drei Morgen groß sein würde, jetzt aber in Größe von etwa einem Morgen vollauf genügt. Diese Fläche soll etwa von Arbeitslosen, vielleicht zur trockenen Jahreszeit, so weit ausgehoben werden, wie es der Wasserstand erlaubt. Und dann soll zur Badezeit durch Bereitstellung geeigneter Geräte den Badenden, welche Lust dazu haben, Gelegenheit gegeben sein, selbst im eigenen Interesse den See tiefer und weiter auszubauen. Ich kenne derartige Anlagen, wo mit dieser Arbeitsmethode gute Erfolge erzielt sind. Auch bei den Wege- und Parkanlagen kann der

allgemeine Laufpfad der Panke entlang in einfachster Weise zunächst hergestellt werden. Das Einebnen, Befestigen, Bepflanzen kann allmählich von Jahr zu Jahr gruppenweise von Interessenten, Grundbesitzervereinen, Gemeinden und Stiftern geschehen. So könnte ich mir sehr wohl denken, daß mancher Freund der Natur dieses und jenes Ruheplätzchen nach seiner Art und Weise stiften könnte (natürlich im Sinne der ganzen einheitlichen Anlage nach Genehmigung der Leitung.) Ich finde, der Reiz des ganzen Pankefließes und das Interesse an demselben wird dadurch bedeutend wachsen und viel origineller wirken, wenn alles erst allmählich gewissermaßen aus dem inneren Bedürfnis heraus sich entwickelt. Dann erst wird die Anlage praktisch und zweckmäßig sein.

c) Heranziehung von Interessentengruppen ist von größter finanzieller Bedeutung. Als das zerstörte Ostpreußen wieder neu aufgerichtet wurde, entstanden für die einzelnen Städte Patenstädte. In Ausführung dieses Gedankens würden einzelne Vereine Gruppen übernehmen, z. B. die Wandervogelgruppen den Ausbau des Platzes für das große Nachtlager in Zepernick, Sportvereine für die Anlage des großen Sportplatzes daselbst, die Schauspielervereinigungen für das Theater in Karow und dergleichen mehr. Einzelne dieser Gruppen haben bereits lebhaftes Interesse für das Projekt geäußert und erhoffen baldige Verwirklichung. Auch das Wohlfahrtsministerium würde für die Ausführung zu interessieren sein.

d) Für diese selbst sollen im großen Stile die Arbeitslosen herangezogen werden.

e) Einige Anlagen werden auch den betreffenden Gemeinden Geldeinnahmequellen sein: So dürften sich die Molkenanlagen in Karow, wie die Verkaufsstände in Blankenburg und die Badeanlagen selbst verzinst machen.

Als finanzielle Träger jedes Abschnitts müssen die einzelnen Gemeinden dienen.

### IV. Betrieb.

Der Betrieb ist so gedacht, daß von den Gemeinden oder von einzelnen Interessentengruppen einige Leute für die Unterhaltung, Aufsicht und Anleitung angestellt werden. So z. B. müßten die Wandervögel aus ihrer Gruppe Mitglieder bestimmen, welche die Unterhaltung und Platzanweisung der einzelnen Nachtquartiere übernehmen, der Ziegenhüter in Karow würde auch gleich den Verkauf der Molke vollziehen und dergleichen mehr. Der weitere Ausbau der Badeanlagen hätte nach Anleitung eines eifrigen Badebesuchers zu geschehen.

### V. Gärtnerische Anlagen.

In dieser Hinsicht liegt dem Plane der Gedanke zu Grunde, daß in Buch die erlenbestandene Panke als charakteristisches Leitmotiv beihehalten werden soll mit seinen Naturanlagen. Von Buch in Richtung nach Berlin, also zunächst in Karow, soll diese natürliche Anlage allmählich übergehen in mehr gärtnerisch behandelte Anlagen und mit Stauden, Sträuchern und Bäumen unter besonderer Berücksichtigung von geschlossenen Koniferenanlagen, da, wo sie sich natürlich im Anklang an die Umgebung ergeben oder durch die Bedürfnisse (bei Badeanlagen z. B.) sich als notwendig erweisen. In Blankenburg nahe Berlin würde sich die gärtnerische Ausbildung steigern und erhöhen. So könnten bei Ausflügen der Schüler auch wertvolles Material für den naturwissenschaftlichen Unterricht, wie auch den Kolonisten Anregung und Belehrung für ihre Anlagen geboten werden. Zwanglos könnten Blumen und Pflanzen für Bauern- und Kindergärten, Heil- und Duftkräuter, Schatten- und Sonnenpflanzen, Wasser und Alpinumpflanzen mit Solitären wechseln. Nördlich von Buch, also bei Röntgental und Zepernick, würde die Naturanlage übergehen in eine Parkanlage mit dem Abschluß in Zepernick bei dem Stadion des Nordens. Selbstverständlich sind nur solche Anlagen zu wählen, die möglichst geringe Unterhaltungskosten verlangen. Auch für gute Gartenmöbel, Brücken, Lauben und andere architektonische Gartenausstattungen würden gute Modelle sinngemäß Aufstellung finden können evtl. von bekannten Firmen gestiftet werden.

## C. Schluß.

Kommen diese und ähnliche Pläne zur Ausführung, so entsteht mit den Jahren dem Norden eine Anlage, die ihn bedeutend heben würde und ein beliebter Ausflugsort der Berliner ohne große Inanspruchnahme der Bahn wäre. Und noch ein Wichtiges: Die ganze Anlage gäbe ein großes Ziel für viele, würde ablenken von dem Bruderhaß und Parteizwist und sie einigen zu gemeinsamer Arbeit. Kleine Anfänge der Anlage haben das bereits gezeigt, indem Mitglieder aller Parteien sich zu gemeinsamer Arbeit zusammenfanden. Und das tut uns allen not: Jetzt, wo so vieles krank an Leib und Seele, kann dies allein der Weg sein in Gottes freier Natur, zu der ewig alten Wahrheit sich zurückfinden nach dem Wahlspruche:

Natura sanat!
und
Mens sana in corpore sano!

# CHRONIK.

**HERR OBERBAURAT PROFESSOR MUESMANN** hat von dem Gemeinderat in Stuttgart einen Urlaub auf zwei Jahre erhalten, um einem Rufe nach Düsseldorf als Baudirektor und Beigeordneter folgen zu können. Professor M. erhält in Düsseldorf die Leitung des Stadterweiterungsamtes, des Hochbauamtes, der Baupolizei und des gesamten Siedlungswesens. Baurat Muesmann kam im Jahre 1914 nach Stuttgart, und zwar von Bremen her. Er erhielt damals die Leitung des Stadterweiterungsamtes, das im Laufe der Zeit einen sehr bemerkenswerten Aufgabekreis zu bewältigen hatte. In Stuttgart war M. seit zwei Jahren auch Dozent an der Technischen Hochschule für Städtebau- und Siedlungswesen. Es ist sehr zu beachten, daß die rheinischen Städte in neuester Zeit bemüht sind, hervorragende Kräfte auf dem Gebiete des Städtebaues und des Siedlungswesens an sich zu ziehen. Von Bedeutung hierbei ist allerdings auch die Tatsache, daß die rheinische Städteverfassung den höchsten Baubeamten ganz andere Geltung einräumt, und daß ferner die Vereinigung aller Bauämter unter einer maßgebenden Leitung als vorbildlich angesehen werden muß.

**ZUR FÖRDERUNG DES WOHNUNGSBAUS.** Eine Eingabe der Baugewerkschaften. Die baugewerblichen Gewerkschaften haben an die Reichsregierung und den Reichstag das dringende Ersuchen gerichtet, ein Gesetz zur Förderung des Wohnungsbaues unverzüglich zu verabschieden, das die Reichsregierung ermächtigt, den Ländern vorschußweise 1,5 Milliarden M. gegen spätere Verrechnung zur

sofortigen Einleitung der Bautätigkeit zur Verfügung zu stellen, und das den Ländern und Gemeinden die Möglichkeit offenläßt, Mittel zur Deckung der verlorenen Baukostenzuschüsse in gleicher Höhe bereitzustellen. Fernerhin wird der Reichstag ersucht: 1. die Reichsregierung zu verpflichten, durchgreifende Maßnahmen zur Bekämpfung des Baustoffwuchers auf dem Verordnungswege zu treffen und zu diesem Zwecke, vorbehaltlich späterer Deckung, Mittel bis zum Betrage von 500 Mill. M. zu bewilligen; 2. der Reichsregierung Mittel im Betrage bis zu 300 Mill. M. zur Unterstützung wirtschaftlicher Maßnahmen zur Verfügung zu stellen, die geeignet sind, den Bau von Wohnungen zu verbilligen und zu beschleunigen; 3. die Reichsregierung zu ersuchen, dem Reichstag umgehend einen Gesetzentwurf vorzulegen, der die Finanzierung des Wohnungsbaues auf eine dauernd gesicherte Grundlage stellt; 4. die Reichsregierung zu ersuchen, auf die Länder dahin einzuwirken, daß die verlorenen Baukostenzuschüsse in erster Linie dem Bau von Wohnungen im Flachbau mit Gärten für die minderbemittelte Bevölkerung zugeführt werden; 5. die Reichsregierung zu ersuchen, unter Ausschaltung des bureaukratischen Instanzenweges für schleunigste Durchführung des diesjährigen Bauprogramms Sorge zu tragen. Mit besonderem Nachdruck ersuchen wir 6. die Reichsregierung, dem Reichstag umgehend einen Gesetzentwurf vorzulegen, der die Überführung des gesamten Bau- und Wohnungswesens in die Gemeinwirtschaft vorsieht. Die Eingabe enthält noch eine ausführliche Begründung der Forderungen.

**DAS WOHNHAUS DER ZUKUNFT.** In der deutschen Zeitung „Bohemia" vom 13. 2. schreibt der Prager Architekt Gustav Fritsch: Die geeignete Bauform für das Warenhaus wurde schon gefunden, diejenige des großen Bureauhauses soll ehestens geschaffen werden, nur für die durchgeistigte Neuzweckform des Wohnhauses wurde die geeignete bauliche Ausdrucksform noch nicht gefunden. Niemals ist die Bauform so beschaffen, daß sie bei geringsten Änderungen entweder als Wohnhaus, als Bureauhaus, Fabrik, Krankenhaus, Schule usw. oder kombiniert verwendet werden könnte. Wir vergeuden nach wie vor für ein starres, einseitiges Zweckbauen hohe Summen und verzögern damit überdies die rasche Fertigstellung und Benutzung. Im Gegensatz zu den beweglichen leichten Wänden des japanischen Hauses schaffen wir feste und schwere Wände und erreichen im günstigsten Falle nur einen Zweck, wo wir doch mehrere erreichen könnten. Wir bauen heute noch Keller mit vielem Mauerwerk, Dächer mit vielem Holz, schaffen teure Balkone in etagierten Wohnungen, ohne einen wahrhaft nutzbaren direkten Wohnungsaustritt für Kranke und Gesunde zu gewinnen. Weil die hygienischen Mängel im etagierten Kleinwohnungsbau durch die frühere Bauweise nicht beseitigt werden konnten, treiben wir heute trotz unserer geringen Mittel statt einer gesunden Kleinwohnungspolitik eine ungesunde Kleinhauspolitik. Wir sind daher am toten Punkt des Wohnungsbaues angelangt. Wo ist jetzt ein gangbarer Weg zu finden? Nur eine elastische definitive Wohnungs-, Haus- und Siedlungsform als durchgeistigte Neuzweckform kann uns zur hygienischen Kleinwohnung der Zukunft verhelfen. Sie allein kann uns endlich die langersehnte einheitliche Blockwand bringen und als niedrigste städtebauliche Einheit die einzelne Wohnung charakteristisch und monumental auch im Äußern widerspiegeln. Diese neue bauliche Ausdrucksform im Gestalten und Umgestalten von Bauten wird gegenüber der früheren starren Form zweckmäßiger, wirtschaftlicher und hygienischer sein, mehr verinnerlicht, mehr persönlich, mehr international sein. Die durchgeistigte Neuzweckform löst schließlich allein am leichtesten alle Fragen im Bauen des Reform-Etagenhauses. Sie ersetzt endlich zwecklose Enqueten durch die befreiende Tat. Saxa loquuntur!

**SOZIALISMUS IM ENGLISCHEN BAUGEWERBE.** Der „Daily Herald" berichtet über die Guild of Builders (London) Limited, daß diese Baugilde in dem Reichsverband der Bauarbeiter, dessen Londoner Kartell sich aus 12 verschiedenen Gewerkschaften mit zusammen 60 000 Mitgliedern zusammensetzt, wurzelt und eigentlich nur eine andere Firmierung derselben Organisation, die als Gewerkschaft sozialpolitische Aufgaben verfolgt, für wirtschaftsproduktive Zwecke bedeutet. Am Ausschuß der Guilde, die Häuser bauen will und als juristische Person nach dem Industrial and Providents Societies Acts eingetragen ist, sind alle Bauarbeitszweige vertreten: Maurer, Zimmerer, Maler, Gipser, Bauklempner usw. Durch Kooptation sind ferner auch außerhalb des Bauarbeiterverbandes stehende Vertreter der Bautechniker, der Architekten und Bauinspektoren auf Vorschlag ihrer Gruppen in den Ausschuß gewählt worden. Auch Gruppenbildungen von Zivilingenieuren, von Bildhauern und Dekorationsmalern sollen noch gebildet und im Ausschuß vertreten werden. Ferner sind örtliche Gildenausschüsse des Londoner Weichbildes durch Vertreter beteiligt. Wie die Gilde zu arbeiten gedenkt, zeigt der Vertrag mit dem Gemeindebetriebsrat der Stadt Walthamstow bei London: die Gilde übernimmt die eigentliche Bauarbeit für die von der Stadt ausgegebenen Bauaufträge. Die Großeinkaufsgenossenschaft liefert die Baustoffe, die Versicherungsgenossenschaft übernimmt die finanzielle Ausführungsbürgschaft in Höhe von einem Fünftel des Gesamtkostenpreises. Dieser Preis wird errechnet aus den tatsächlichen Selbstkosten für Baustoffe und Arbeitstariflöhnen zuzüglich 40 Lstr., die der Gilde ermöglichen sollen, jedem ihrer Arbeiter eine volle Arbeitswoche zu gewährleisten, und 6% der im Gildenangebot angesetzten Kosten, woraus die Kosten für Gerät und Verwaltung bestritten werden sollen. Zur Deckung ihrer vorläufigen Ausgaben gibt die Gilde unverzinsliche Anteilscheine von 5 und mehr Schilling aus, die die Gilde nach ihrem Ermessen und Einkommen jederzeit wieder zurückzahlen kann. Dividenden aus überschüssigen Einkommen darf die Gilde niemals verteilen, sondern sie muß alle Überschüsse zur Vervollkommnung ihres sozialen Unternehmens verwenden, sei es in technischer, wirtschaftlicher oder geistiger Hinsicht. Die Gilde will nämlich dahin gelangen, die besten Häuser zu den billigsten Preisen herzustellen. Aber über diesem technisch-wirtschaftlichen Leistungsziel steht ihr der sittlich-soziale Gedanke, die Arbeit ihrer Mitglieder aus einer, nach Angebot und Nachfrage gehandelten Ware zu einem Lebensgut zu erheben, das samt seinem Träger, dem Menschen, vor der Entwürdigung durch des Marktes Wechselfälle und durch Notfälle aller Art geschützt sein soll. Die Gilde strebt danach, so stark zu werden, daß sie ihren Mitgliedern ein ständiges Arbeitseinkommen mit Urlaub und Schonzeiten gewährleisten kann. Der englische Baugildensozialismus findet hoffentlich — so bemerkt die „Soziale Praxis", der wir diese Mitteilungen entnehmen — in der deutschen Bauhütten-Bewegung einen würdigen Partner.

**DER WIEDERAUFBAU IN REIMS UND ARRAS.** Der bekannte amerikanische Städtearchitekt M. Ford, dem die Franzosen den Plan des Aufbaues der Reimser Kathedrale anvertraut hatten, ist plötzlich in seine Heimat zurückgekehrt, infolge nationalistischer Treibereien, und sein Nachfolger wurde der französische Architekt Abeler. Ford galt als das Haupt des sogenannten „Urbanismus", der modernen rationellen Stadtbaukunst amerikanischen Gepräges, und wurde als solches bekämpft. Während dieser Urbanismus die zerstörten Siedelungen der Norddepartements nach modernen Grundsätzen aufbauen wollte, ohne damit die historischen Züge der alten Städte zu zerstören, haben sich die sogenannten Passéisten mit den Archäologen verbündet und fordern eine stilgerechte Wiederherstellung des historischen status quo. Sie scheinen nun zu siegen. Wie schnell der Wiederaufbau vor sich geht, sieht man aus der Mitteilung, daß Arras, das vor dem Kriege 26 000 Einwohner hatte, jetzt 50 000 zählt, und daß die Fassaden der „grande place" und „petite place" wiederhergestellt sind, ebenso wie die Kathedrale.

Anmerkung der Schriftleitung. Das nächste Doppelheft des „Städtebau" enthält Tafelabbildungen der Zerstörungen in Reims, des obenerwähnten amerikanischen Projektes, dazu eine eingehende Besprechung des Wiederaufbauproblems der zerstörten Gebiete.

**DAS KULTURMANIFEST DER 93.** Das bekannte Manifest vom 11 Oktober 1914 der 93 deutschen Künstler und Gelehrten hat in der ganzen Welt großes Aufsehen erregt. Noch im vorigen Jahr hat sich Clemenceau in einer großen Senatsrede dagegen gewandt. Vor kurzem hat Dr. Hans Wehberg die noch lebenden 93 Unterzeichner des Aufrufs um ihre jetzige Stellungnahme zu jenen Problemen gefragt. Die Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte veröffentlicht unter dem Titel: „Wider den Aufruf der 93, Das Ergebnis einer Rundfrage an die 93 Intellektuellen über die Kriegsschuld" soeben die eingelaufenen Antworten. Namentlich die Briefe von Peter Behrens und Carl Hauptmann sind von besonderem Interesse. Insgesamt kann festgestellt werden, daß die meisten Unterzeichner des damaligen Aufrufs nicht noch einmal unterschreiben würden.

**DIE FINANZIERUNG DER NEUBAUTEN.** Daß die Neubautätigkeit der einzige Ausweg aus der Wohnungsnot ist, wird allgemein anerkannt. Selbst durch die schärfste Handhabung der Zwangseinquartierung wird nur ein geringer Prozentsatz der Wohnungsuchenden untergebracht werden können. Neben anderen Momenten (Arbeitsintensität, Vorhandensein von Kohle usw.) ist die Finanzierung das wichtigste Problem der ganzen Frage. Während des ganzen Sommers ist so gut wie nichts gebaut worden, weil man nicht wußte, woher die staatlichen Zuschüsse kommen sollten; denn ohne sie kann niemand rentabel bauen. Eine Zwei- bis Dreizimmerwohnung zu bauen kostet, niedrig geschätzt, augenblicklich etwa 80000 M. Die sehr interessanten und bemerkenswerten Vorschläge der bedeutendsten Sachverständigen auf diesem Gebiete, Kampfmeyer-Wagner (Heimstättenverbände) und Heyer (Hausschaften), laufen bei aller Verschiedenheit im einzelnen auf eine Ausgabe von Pfandbriefen in Höhe der gesteigerten Bauwerte hinaus. Diese Werte sollen zur Neubautätigkeit diskontiert werden und durch sie sollen, zusammen mit starker Verminderung der Verwaltungskosten, billigen Reparaturen der Häuser, die Mittel zur Neubautätigkeit ohne erhebliche Mietssteigerungen gewonnen werden. Da aber diese Reformen noch umständliche Neuorganisationen und einen erheblichen Apparat (wenn auch von Selbstverwaltungskörpern) erfordern, so kommen sie für die sofort notwendige Geldbeschaffung nicht in Frage.

Es bleibt als einzige, noch anzuzapfende Steuerquelle der Mietzins, der infolge behördlicher Maßnahmen bis jetzt nur um 30—40% gegenüber den Friedenswerten gesteigert worden ist. Das neue Gesetz wird jetzt unter dem schönen Namen „Erhebung einer Abgabe zur Förderung der Wohnungsnot" vom Reichsrat bebrütet. Ganz abgesehen von der schwierigen steuertechnischen Durchführung des Gesetzes können meines Erachtens auch hier nicht ausreichende Mittel gewonnen werden. Was nicht durch Verwaltungskosten verschlungen wird, reicht nicht aus, um nur einen bescheidenen Teil des Bedarfs zu decken. Zum Beweise mögen einige Zahlen aufmarschieren. Der Bedarf an neuen Wohnungen im Reiche betrug vor dem Kriege jährlich 200000. Da unser Reichsgebiet um 15% verkleinert, die Bevölkerungsziffer durch Kriegsverluste und Hungerblockade stark vermindert ist, so wollen wir für die Zukunft den Jahresbedarf sehr gering nur mit 150000 Wohnungen einschätzen, dabei aber nicht vergessen, daß augenblicklich rund eine Million Wohnungen fehlen; denn seit Kriegsbeginn ist so gut wie nichts gebaut worden. Allein im vergangenen Jahr 1919 sind von Reich und Staat weit über eine Milliarde Mark Bauzuschüsse, also geschenkte Gelder, geleistet worden, um 30000 Wohnungen zu schaffen, die dabei noch bedeutend billiger herzustellen waren, als es jetzt möglich wäre. Die Mietwerte aller Wohnungen im Reich betrugen etwa sechs Milliarden Mark. Um also für den alten normalen Jahresbedarf von 200000 Wohnungen die Baukostenbeihilfen zu beschaffen, würden 6,5 Milliarden erforderlich sein. (Bei einem Jahresbedarf von 150000 Wohnungen fünf Milliarden.) Das heißt also, eine etwa 75—100%ige Mietsteigerung müßte voll und ganz als Steuer abgeschöpft werden, um den Bedarf zu decken. Jeder Wohnungsinhaber hätte dann mit einer Mietsteigerung von 130—150% (100% Steuern, 30—50% Höchstmieten) zu rechnen. Die Zahlen genügen, um die Unmöglichkeit zu beweisen.

Will man aber entsprechend den Vorschlägen des Gesetzentwurfs eine diskutable 10—15%ige Steuer erheben, so sind die Beträge wieder nicht groß genug, um bemerkenswerte Hilfe zu bringen, ganz abgesehen davon, daß die Hausbesitzer mit der 30%igen Mietsteigerung gegenüber allen übrigen Preissteigerungen nicht auskommen können. Dr.-Ing. Lesser berechnet in Nr. 505 des „Berliner Tageblatts", daß man bei einer 10%igen Mieterabgabe etwa 6000 Wohnungen erhalten kann. Also 9000 Wohnungen bei 15%. Was bedeutet diese Zahl gegenüber dem Fehlbetrag von einer Million und dem jährlichen Neubedarf von 150000!? Also auch dieser Weg ist technisch ungangbar, und die meisten Parteien werden ihn auch ablehnen.

Ein kühnes, aber genial einfaches Mittel ist noch denkbar, um sofort die private Initiative zur Neubautätigkeit in Gang zu setzen, ohne die es nun einmal nicht geht. In einer kleinen Broschüre „Columbuseier", wird dieser Vorschlag von einem Pseudonymus U. Lysses gemacht. Der Verfasser berechnet die Finanzierung von 200000 Wohnungen zu etwa 7 Milliarden (also 1 Million Wohnungen ca. 35 Milliarden M.), das Geld soll gewonnen werden durch Ausgabe eines neuen Papiergeldes mit Zwangskurs, sogenannten Reichshypothekenbanknoten, die nur mit ¾% verzinst werden (zur Deckung der Verwaltungskosten und Amortisation). Jeder Baulustige erhält bis zu 80% der zu erstellenden Bauwerte diese Noten in bar oder den entsprechenden Betrag in Reichskassenscheinen, während der gleiche Betrag in Noten bei der Reichsbank zur Verwendung für Auslandszahlungen hinterlegt wird. Wenn schon nach einem bekannten Wort die bisherige Inflation uns vor dem Staatsbankerott gerettet hat, so hat diese neue Inflation das Gute, daß sie zwangsläufig einen der wichtigsten Produktionszweige, die Bautätigkeit, in Bewegung setzt und somit in reale Güter umgesetzt wird, die durch die erststellige hypothekarische Belastung in Höhe der ausgezahlten Noten zugleich im Gegensatz zu unserer bisherigen fiktiven, weil nicht mehr auf realen Werten basierten Währung durchaus gute Deckung besitzen. Alle gewiß sehr gewichtigen Bedenken (zweierlei Papiergeld, Erzeugung von Scheinwerten der beliehenen Häuser, bei einer augenblicklichen Beleihung von 80% usw.) können gegenüber dem großen Vorteil der sofortigen Belebung der privaten Bautätigkeit und der leichten technischen Durchführbarkeit hintenangestellt werden. Nötig sind weder eine neue große Organisation noch besondere Einrichtungen. Eine Staatsbank oder nur eine Unterabteilung der Reichsbank müßte die Gesamtausgabe regeln, die Beleihung fände im übrigen durch die privaten Hypothekenbanken statt, die den ganzen Apparat fertig dastehen haben. Notwendig wären nur ein kleines neues Reichsgesetz (wir haben ja so schon so viel, daß es auf eins mehr nicht ankommt) und gewisse Abmachungen mit den großen Konzernen der Bauindustrie. Diese müßten sich unter Kontrolle der Betriebsräte verpflichten, außer den Selbstkosten (für Baumaterialien, Löhne usw.) sich mit einem bestimmt begrenzten Nutzen zu begnügen, um nicht durch die günstige Beleihung Anreiz zu Schwindelpreisen zu geben. Ebenso ist die strenge Typisierung und Normalisierung der Bauten erforderlich nach dem sehr guten Vorbild der englischen Vickers-Werke, um jeden Bauschwindel unmöglich zu machen. Mit 4—5 Typen, die bis zum Gartenzaun ausgearbeitet sind, läßt sich jedes Bedürfnis befriedigen.

## MITTEILUNGEN DER SCHRIFTLEITUNG.

In Heft 7/8 brachte der „Städtebau" eine Zuschrift zum Abdruck, die anläßlich der Tatsache, daß der Geheime Baurat Stübben den Posten als Abteilungsvorsteher der Akademie des Bauwesens und zugleich Berlin verließ, das Endergebnis seiner beruflichen Tätigkeit zwar scharf, aber in fachlichen Grenzen kritisch behandelte. Unter anderem wurde betont, daß Herr Stübben als Kind seiner Zeit gewertet werden müsse. Nach einem Anlauf von über 4 Wochen unternahm ein Berliner Architektenausschuß, dessen Vorsitzender Herr Stübben früher war, eine Entrüstungsaktion, die in einer Resolution ihren Niederschlag fand.

Da im „Städtebau" eine persönliche Kränkung des Herrn Stübben weder beabsichtigt noch vorgenommen wurde, drucke ich diese langatmige, unsachliche und zuletzt sehr überflüssige Deklamation ebensowenig ab, wie Briefe des Herrn Stübben, die den vermeintlichen Urheber jener Zuschrift in einer tief bedauerlichen Form persönlich angreifen. Ich drucke auch nicht die ausführliche Notiz einer großen rheinischen Zeitung vom 15. Januar ab, die von anderem Ausgangspunkt aus bezüglich der fachlichen Bewertung des Herrn Stübben zu ganz ähnlichen Folgerungen kommt wie jene Zuschrift aus Heft 7/8.

Aus dem sehr großen Leserkreis des „Städtebau" ist mir auch nicht eine einzige Zeile zugegangen, die sich mit jener Zuschrift befaßt hätte. Der Umfang und die Intensität dieses Schweigens machen es der Schriftleitung zur Pflicht, nachdrücklichst abzulehnen, seine Leser und Freunde mit den Auswüchsen einer überaus bedauerlichen persönlichen Prestigepolitik im Bauwesen zu behelligen, zu einer Zeit, in der die großen und noch ungelösten sozialen und formalen Aufgaben der Baukunst von Stunde zu Stunde schwerer wiegen. H. de Fries.

In diesem Hefte findet sich die Ausschreibung des Wettbewerbes „Groß-Breslau" durch Inserat, worauf wir unsere Leser besonders hinweisen. Den vorläufigen Unterlagen nach handelt es sich in erster Linie um verkehrstechnische Aufgaben. Nähere Angaben werden folgen.

Schriftleitung.

Verantwortlich für die Schriftleitung: H. de Fries, Berlin. — Verlag von Ernst Wasmuth A.-G., Berlin W., Markgrafenstraße 31. — Inseratenannahme Ernst Wasmuth A.-G., Berlin W., Markgrafenstr. 31. — Gedruckt bei Herrosé & Ziemsen, G. m. b. H., Wittenberg.

# LITERATUR-BERICHT No. [7] 8

## Sonderbeilage zur Monatsschrift „DER STÄDTEBAU“

Herausgegeben von H. DE FRIES, Berlin · Verlag von ERNST WASMUTH A.-G., Berlin

## NEUE LITERATUR.

Bearbeitet von Regierungsrat GRETZSCHEL, Berlin.

Die Verhältnisse von 534 stadthannoverschen kinderreichen Kriegerfamilien, von Mathilde Thiele und Wilh. Schickenberg (Schulzes Buchhandlung, 1 Mk.). Das Thema ist vor dem Kriege vielfach erörtert worden, die sozialen und bevölkerungspolitischen Momente, die hierbei in Betracht kommen, fanden allgemeine Anerkennung. Man war sich auch darin einig, daß insbesondere die Wohnungsfürsorge für kinderreiche Familien ein dringendes Erfordernis sei. Tatsächliches ist in dieser Richtung aber nur wenig geschehen, hier und da, z. B. in Rheinland, Westfalen, Hessen traten besondere Organisationen ins Leben, die der Wohnungsnot der kinderreichen Familien abhelfen wollten, aber beim Mangel an Mitteln entspricht ihre Tätigkeit natürlich nicht entfernt dem Bedürfnisse. Seit der Zeit nach dem Kriege ist aber die Bevölkerungspolitik ganz in den Hintergrund getreten. Der staatliche Umsturz hat den kinderreichen Familien wirksame Erleichterung nicht gebracht. Da ist es recht willkommen, wenn durch eine Schrift, wie die vorliegende, die öffentliche Aufmerksamkeit erneut auf diese Frage hingelenkt wird. Es sind zum Teil erschütternde Bilder, die die Verfasser vorführen, und insbesondere sind es die Wohnungsverhältnisse, die das Elend dieser Familien kennzeichnen. Zum Wiederaufbau unseres Volkskörpers ist unbedingt eine weitgehende Fürsorge für die kinderreichen Familien notwendig, auf ihnen beruht, sofern der Nachwuchs gesund ist, die Regeneration des Volkes. Verfasser machen auch einige beachtenswerte Vorschläge darüber, wie diese Fürsorge zu gestalten wäre, wobei sie betonen, daß letztere bei der Wohnung einzusetzen habe.

Wohnungsgesetzgebung in Preußen (mit ergänzenden Bestimmungen und dem Wohnungsnotrecht) von Geh. Oberregierungsrat Dr. Stölzel. Zweite wesentlich vermehrte Auflage. Karl Heymanns Verlag. 494 S. 50 Mk.

Das Buch gibt viel mehr, als der Titel besagt. Wir finden nicht nur eine lückenlose Zusammenstellung der Wohnungs- und Siedlungsgesetzgebung, sowie der auf dem Gebiete des Wohnungsnotrechts in Preußen ergangenen Gesetze und Verordnungen, sondern auch die Wiedergabe der reichsgesetzlichen Bestimmungen, deren in neuerer Zeit ziemlich viele und umfangreiche entstanden sind, so u. a. das Reichssiedlungsgesetz, das Reichsheimstättengesetz, die Kleingartenordnung usw. Der Schwerpunkt der Stölzelschen Arbeit liegt in der Erläuterung des preußischen Wohnungsgesetzes und der dazu ergangenen Ausführungsvorschriften; er hatte bereits in der ersten Auflage seines Buches in dieser Beziehung eine wertvolle Bereicherung der Wohnungsliteratur geschaffen. Der Verfasser ist als Mitbearbeiter des preußischen Wohnungsgesetzes einer der zuständigsten Interpreten des Gesetzes, seine erläuternden Ausführungen lassen die völlige Beherrschung des Stoffes erkennen, sie geben nicht nur volle Klarheit über die Absichten des Gesetzgebers, sie sind auch getragen von sozialem Geiste und von der Erkenntnis der tiefgehenden Bedeutung der Wohnungsfrage für die Weiterentwicklung unseres Volkslebens überhaupt.

Was Stölzel in seinem neuen Werke darbietet, muß nicht nur jedem Fachmann hochwillkommen sein, sondern jedermann, der in irgendeiner Hinsicht an der Frage des Wohnungs- und Siedlungswesens interessiert ist, kann sich an Hand dieses Werkes unterrichten. Die Gesetzgebung und die verwaltungsrechtlichen Vorschriften auf dem gedachten Gebiete sind inzwischen so vielgestaltig und so umfangreich geworden, daß es selbst dem Fachmanne schwer fällt, sich immer zurechtzufinden. Da kommt denn eine solche übersichtliche Zusammenfassung gerade zur rechten Zeit, sie fehlt uns schon lange und dem Verfasser dieses ist bei seinen Vorträgen von seinen Hörern noch jedesmal der Wunsch nach einer solchen Darstellung des gesamten Stoffes geäußert worden. Es handelt sich um eine geradezu monumentale Bereicherung der Literatur im Wohnungs- und Siedlungswesen. Für den Praktiker sowohl als auch für den Theoretiker ist Stölzels Arbeit unentbehrlich.

„Wollen — Können“ ist die Schrift betitelt, die der Allgemeine Bauverein in Essen, A.-G., herausgegeben hat. Eigener Verlag, 17,50 Mk. Schon die Tatsache, daß zwei rühmlichst bekannte Fachleute — Beig., jetzt Verbandsdirektor Dr. Schmidt und Architekt Jos. Rings in Essen die Verfasser sind, bürgt dafür, daß wir hier eine besonders wertvolle Arbeit in der Hand haben. Das Studium der Schrift bestätigt dies in vollem Maße. Die „Leitgedanken“, die Schmidt für die Tätigkeit der Gesellschaft aufstellt, ihre Entwicklung und Ziele, die nüchterne Betrachtung des Erreichbaren, sprechen für sich selbst. Der Schwerpunkt der Arbeit liegt in den Ringsschen Darlegungen, denen er die Überschrift „Hauseinheiten“ gibt, damit Kern und Zweck seiner Ausführungen kurz und treffend kennzeichnend. Rings, der als künstlerischer Beirat der Gesellschaft fungiert, ist ein Mann mit großen Erfahrungen im Kleinwohnungsbau, begabt mit schöpferischen Ideen, der auch den Mut hat, alten verrosteten Anschauungen mit neuen Gedanken entgegenzutreten. Er bietet in der Schrift eine Fülle ausgereifter Arbeit; die zahlreichen zeichnerischen

Darstellungen und die dazu gegebenen kurzen Erläuterungen lassen ohne weiteres den erfahrenen Praktiker erkennen. Er weiß jeden Raum bis aufs äußerste auszunutzen, alles Überflüssige zu vermeiden und erzielt damit Grundrisse, die bei aller Knappheit des Raumes gute Wohnungsmöglichkeiten bieten, wie auch seine Fassadengestaltung des künstlerischen Ausdrucks nicht entbehren. Die Schrift wird jedem Interessenten reiche Belehrung und Anregung bieten.

Kartothek für Wohnungspflege, Wohnungsaufsicht, Schlafstellenkontrolle und Wohnungsnachweis. Im Auftrag des Rheinischen Vereins für Kleinwohnungswesen bearbeitet von Margarethe von Gottberg.

Die Verfasserin hat sich eingehend und sorgfältig mit der Materie beschäftigt, und es ist ihr infolgedessen trotz der großen Schwierigkeiten der Aufgabe gelungen, etwas wirklich Gutes und Brauchbares zu schaffen. Jedes Wohnungsamt, und wenn es noch so klein ist, bedarf einer übersichtlichen Registrierung der ihrer Bearbeitung und Aufsicht unterstellten Gebäude und Wohnungen; besitzt es eine solche nicht, so wird ihm die Arbeit erschwert und nahezu unmöglich gemacht, jedenfalls ist sie ohne eine solche Registrierung nicht mit wünschenswerter Gründlichkeit und Sorgfalt zu leisten.

Leider stehen heute viele Wohnungsämter auf dem Standpunkte, daß Wohnungspflege und Wohnungsaufsicht unter den gegenwärtigen Verhältnissen gar nicht durchführbar seien, sehr mit Unrecht, sie sind heute nötiger als je, um in der allgemeinen Unordnung doch noch wenigstens einigermaßen Ordnung in den Wohnungen zu halten, damit hier nicht schließlich alles drüber und drunter geht, um endlich auch das Bestehende nach Möglichkeit zu schützen und zu erhalten. Der Rheinische Verein ist eine derjenigen Organisationen, die das schon längst eingesehen haben, und er ist demgemäß schon immer in Wort und Schrift für schärfere Handhabung von Wohnungspflege usw. eingetreten. Es ist ihm als ein Verdienst anzurechnen, daß er trotz der hohen Herstellungskosten bei seinen beschränkten Mitteln die vorliegende Schrift herausgegeben, und daß er für dieselbe eine so vortreffliche Bearbeiterin gefunden hat. Unter den vielen literarischen Neuerscheinungen auf dem Gebiete des Wohnungswesens ist dies wieder einmal eine der Praxis gewidmete Arbeit, die eine entsprechende Würdigung infolge ihrer Brauchbarkeit durchaus verdient. Ihre Anschaffung sei allen Interessenten, insbesondere den Wohnungsämtern, aufs beste empfohlen.

Ponfick-Glaß. Das Reichssiedlungsgesetz nebst den Ausführungsbestimmungen (Heymanns Verlag, 8 Mk. und Aufschläge).

Die beiden Verfasser, von welchen ersterer im Reichsarbeitsministerium das ländliche Siedlungswesen, letzterer das städtische Wohnungswesen bearbeitet, kann man als die berufensten Erklärer des wichtigen und für die Entwicklung unseres Siedlungswesens bedeutungsvollen Siedlungsgesetzes bezeichnen. Die Neuheit des Gesetzes bringt es mit sich, daß über dasselbe noch sehr viel Unklarheit und große Meinungsverschiedenheiten bestehen. Der vorliegende Kommentar wird deshalb allen Behörden und Personen, die sich mit dem Gesetze befassen, ein willkommener Führer sein.

Sozialisierung des Bau- und Wohnungswesens. Von A. Ellinger, Hamburg. Verlag Fritz Paeplow.

Die Schrift stellt keine Utopien auf, wie sie in den Köpfen mancher Leute mit Sozialisierungsplänen spuken. Rein nüchtern wird die Frage behandelt, und der Verfasser, der zur Sozialdemokratischen Partei gehört, schont bei seinen kritischen Betrachtungen auch keineswegs die eigenen Parteigenossen. Er gibt zu, daß die Sozialdemokratie auf die Überführung ihrer Ziele in die Praxis nicht vorbereitet war und daß auch jetzt die Ansichten darüber, worin die Sozialisierung zu bestehen habe, sehr verschieden sind. Einen großzügigen Sozialisierungsplan kann auch er nicht entwickeln, ein politischer Umsturz lasse sich wohl in kurzer Zeit vollziehen, aber die Überführung der Wirtschaft in ein anderes System, eben das sozialistische, könne nur allmählich erfolgen und müsse langsam aus der bisherigen Wirtschaftsweise herauswachsen. Die Schwierigkeiten, die einer Sozialisierung des Baugewerbes im besonderen entgegenstehen, werden von dem Verfasser durchaus richtig gewürdigt. Zwar sucht er die aus langer Erfahrung herausgewachsene Einsicht, daß Staat und Gemeinden in der Regel erheblich teurer bauen, als das Privatunternehmertum, zu widerlegen, indem er darauf hinweist, daß hierbei bisher zu sehr bureaukratisiert worden sei und das kaufmännische Organisationstalent gefehlt habe. Indessen wirken seine diesbezüglichen Ausführungen keineswegs überzeugend, und sie können das auch nicht, weil man sich auch bei den Behörden bisher schon immer sehr bemüht hat, in den staatlichen und gemeindlichen Betrieben möglichst wirtschaftlich zu arbeiten. Die jetzige Schwäche in der Durchführung einer rationellen Bautätigkeit liegt zu einem erheblichen Teile an dem Rückgange der Arbeitsleistung, und alle Bestrebungen, die eine Gesundung im Baugewerbe zum Ziele haben, müssen auf eine Änderung in dieser Beziehung gerichtet sein. Das betont auch Ellinger, und er weist dabei hin auf das Beispiel Sowjetrußlands, dessen Führer sich sogar genötigt sahen, die Akkordarbeit wieder einzuführen.

Der Verfasser bespricht in zustimmendem Sinne die Vorschläge von Kampffmeyer, die nicht nur eine Sozialisierung des Bauwesens, sondern auch eine solche des gesamten Hausbesitzes erstreben und diejenigen von Wagner, der sich auf die Sozialisierung des Baubetriebes beschränkt. Sodann kommt er zu einer Darstellung der bereits vorhandenen vergesellschafteten Baubetriebe, wie die „Bauhütte" in Berlin und die verschiedenen Betriebs- und Arbeitsgenossenschaften. Alle diese Unternehmungen sind noch neu, so daß irgendwelche Erfahrungen, die ein Urteil über ihren praktischen Wert ermöglichen, noch nicht vorliegen. Immerhin dürfte Ellinger recht haben, wenn er diese Gründungen als den ersten wichtigen Schritt zu einer Umformung des Baubetriebes zu einem zweckmäßigen und für die Gesamtheit nützlichen Wirtschaftszweig ansieht. Das wird auch von solchen Leuten zugegeben werden können, die einen anderen politischen Standpunkt vertreten als Ellinger. Die Schrift verdient die Aufmerksamkeit aller Kreise, die sich ernsthaft mit dem Problem einer gesunden Umgestaltung unserer Bauwirtschaft befassen.

In den gleichen Gedanken bewegt sich Ellingers zweite Schrift „Sozialisierungsströmungen im Baugewerbe", Heft VI der Veröffentlichungen der sächsischen Landesstelle für Gemeinwirtschaft (Verlag von Lukas Jaensch, Dresden, 1920. 3 Mk.).

Er bekräftigt wiederum den Standpunkt, daß die Verstaatlichung oder Kommunalisierung des Baubetriebes so

große Bedenken hat, daß besser davon abgesehen wird. Neu und interessant sind in dieser Schrift seine Darstellungen der bereits vorhandenen Anfänge einer Sozialisierung des Baubetriebs (Produktivgenossenschaften, Arbeitsgenossenschaften, Bau- und Betriebsgenossenschaften usw.). Als typisch bezeichnet er einen Vertrag, der zwischen der Gemeinnützigen Arbeits- und Siedlungsgenossenschaft in Senftenberg und der „Ilse" Bergbau-Aktiengesellschaft geschlossen ist. Wegen der Einzelheiten muß auf die Schrift selbst verwiesen werden. Einzelne dieser Genossenschaften erstrecken ihre Aufgaben sehr weit. So bezweckt z. B. die Gemeinnützige Bau- und Betriebsgenossenschaft für Groß-Berlin neben der Ausführung jeder Bauarbeit und der Erbauung von Häusern zum Vermieten oder zum Verkauf auch die „Übernahme industrieller Betriebe und deren Inbetriebnahme". Man möchte vor solchen weitgreifenden Plänen warnen, der gesunde Kern der ganzen Bestrebungen könnte beim Fehlschlagen derartiger Unternehmungen leicht verkümmern. Interessant ist noch die Mitteilung, daß in Bauarbeiterkreisen die Frage erwogen wird, ob nicht die Finanzierung aller dieser Genossenschaften durch die Arbeiterschaft selbst, etwa durch die Erhebung von besonderen Sozialisierungsbeiträgen oder durch die Ausgabe von Anteilscheinen an hunderttausende Bauarbeiter, geregelt werden könnte.

Die kleine Schrift von Stadtbaurat Fauth, Leiter der Lehr- und Versuchsstelle für Naturbauweisen in Sorau (Niederlausitz), „Das Lehmschindel-Dach", gibt Aufklärung über Herstellung und Bewährung dieser Dachform. Es gewährt sowohl genügend Schutz gegen Regen und Schnee, gegen Hitze und Kälte, als auch gegen Feuer. Bildliche Darstellungen über die Herstellung des Baustoffes und die Konstruktion des Daches ergänzen die Ausführungen.

Vorträge auf der ersten Tagung für Wohnungsbauwesen, Dresden 1919. Verlag Landesverein Sächsischer Heimatschutz. 200 S. mit 50 Abb.; 5 Mk.

Es handelt sich um eine Reihe von Vorträgen hervorragender Fachleute, unter anderen Genzmer, Gehler, Rusch, Kruschwitz, Gärtner. Ihre Ausführungen verdienen volle Beachtung. Es wurden behandelt Siedlungspläne, Bauvorschriften, Bauerleichterungen, Tiefbaufragen im Siedlungswesen, Einheitsformen im Hausbau, sparsame Bauausführung, Wohnung und Hausrat, die Baustoffbeschaffung, die wirtschaftliche Organisation des Kleinwohnungsbaues, Baukostenzuschüsse und Beleihungsfragen, Siedlungshygiene. Seit der Abhaltung der Tagung hat sich das Wohnungs- und Siedlungswesen weiter entwickelt, aber es muß gesagt werden, daß manche der von den Vortragenden gegebenen Anregungen ganz oder zum Teil Verwirklichung gefunden haben. Es gilt das z. B. von den trefflichen Ausführungen des Hofzimmermeisters Noack über sparsame Bauausführung. Die Schrift hat für alle am Wohnungs- und Siedlungswesen Beteiligten großes Interesse, sie darf als eine der wenigen literarischen Erscheinungen auf diesem Gebiete angesehen werden, die für die Praxis wirklich Brauchbares bieten.

Zur Praxis der Stadterweiterungen. Dissertation von Bernhard Wehl. Verlag Glausch, Leipzig-Reudnitz. Eine tiefgründige bauwissenschaftliche Arbeit. Verfasser untersucht die Wirtschaftlichkeit geringerer Überbauungen, diejenige der Berliner Bauordnung und geringerer Geschoßhöhen. Seine Schlußfolgerungen belegt er an Hand exakter Berechnungen unter Beifügung erklärender Skizzen. Auf Einzelheiten kann an dieser Stelle nicht eingegangen werden, da das beigebrachte Zahlenmaterial nur als ein zusammenhängendes Ganzes gewürdigt werden kann. Aus der Arbeit sei mitgeteilt, daß in Berlin 25,5% der bewohnten Grundstücke mehr als 100 Einwohner, 53,2% mehr als 15 Wohnungen hatten. Die Arbeit hat Wert für jeden an der Entwicklung des Wohnungswesen Interessierten, besonders natürlich für den Städtebauer und für die Architektenschaft.

Wohnstätten für Menschen, heute und morgen, betitelt sich eine kleine Schrift, die verfaßt ist von Franz Kaym und Alfons Hetmanek. Verlag Tal & Co., Leipzig und Wien. Mit vier Kunstbeilagen, 3 Mk. Eigentlich Neues ist in der Schrift nicht enthalten, deren Ausführungen etwas sehr ins phrasenhafte gehen. Manche der beigegebenen Zeichnungen erscheinen als Vorbilder durchaus nicht geeignet. Das Bestreben der Verfasser, Einfachheit und Echtheit im Aufbau und in der Grundrißgestaltung zu betonen, ist gut, aber das sind Ziele, die schon längst bekannt sind und von nahezu allen Interessenten am Wohnungsbau verfochten werden.

Neues Bauen, Grundlagen zur praktischen Siedlungstätigkeit. Von Dr. Erwin Gutkind. Verlag der Bauwelt; 25 Mk.

Der Verfasser hat es verstanden, eine größere Anzahl erfahrener Fachleute zur Mitarbeit an seinem Werke zu gewinnen, das dadurch einen ganz besonderen Wert erlangt hat. Die Frage, wie heute unter den gegebenen schwierigen Verhältnissen die Bautätigkeit entwickelt werden kann, ist von allen Seiten eingehend beleuchtet; sowohl die wirtschaftlichen und technischen als auch die künstlerischen Grundlagen werden erörtert. Die Beschaffung des Landes, der Baustoffe, des Kapitals, Organisationsfragen, Bebauungsplan, der technisch-wirtschaftliche Baubetrieb und vieles andere sind Gegenstand fachmännischer Besprechung. Der Verfasser hat sich mit der Herausgabe des Buches ein großes Verdienst erworben. Die literarischen Erscheinungen auf dem Gebiete des Wohnungswesens, die eine derartige Fülle von wertvollem Material für die Beurteilung der Frage bringen, wie das vorliegende Buch, sind selten.

Ersatzbauweisen. Druckschrift 2 des Reichs- und Preußischen Staatskommissars für das Wohnungswesen (mit 70 Textabbildungen). Verlag Ernst & Sohn, Berlin. Geh. 1,50 Mk.

Die Schrift ist auf den praktischen Gebrauch eingestellt, sie will auf eine Verbilligung des Bauens und auf eine Verwendung von Baustoffen hinwirken, deren Herstellung mit möglichst wenig Kohle oder ganz ohne Verwendung von Brennstoffen geschehen kann. Auf den beigegebenen Tafeln werden Herstellung und Verwendung der einzelnen Bauteile näher erläutert, ferner werden die Firmen, welche die Materialien herstellen oder die Bauten aufführen, bezeichnet, unter Beigabe von Beschreibungen und Mitteilungen über die bei den einzelnen Produktionsarten gemachten Erfahrungen und über die Regeln der Technik. Das Heft ist für die Entwicklung des Siedlungswesens von erheblicher Bedeutung.

Wohnungsnot oder Siedlungswirtschaft von Rob. Adolph. Verlag Deutsche Warte.

Es handelt sich um eine Einführung in G. Heyers ge-

setzgeberische Vorschläge zum Deutschen Siedlungsrecht. Diese Vorschläge stellen den in gesetzmäßige Form gebrachten Niederschlag der Gedanken dar, die Heyer in seinem bekannten Buche zum Ausdruck gebracht hat. Adolph übernimmt es, die Heyersche Arbeit zu erläutern, und es ist ihm dies durch klare und bestimmte Ausdrucksweise auch gut gelungen. Ein sachliches Eingehen auf die Adolphsche Schrift ist nicht erforderlich, vielmehr ist eine weitere Erörterung bis nach dem Erscheinen des neuen Heyerschen Buches aufzuschieben.

Mein Gartenbuch, von Arthur Glogau, Garteninspektor und Lehrer an der Staatlichen Lehranstalt für Wein-, Obst- und Gartenbau in Geisenheim. Verlag Heinrich Killinger, Leipzig.

Die wirtschaftliche Bedeutung der Gartenkultur kann heute gar nicht genug hervorgehoben werden. Große Teile der Bevölkerung sehnen sich nach einem Garten oder sonst einem Stück Land, um darauf ihren Bedarf an Gemüse und womöglich auch Obst, wenn auch nur teilweise, zu decken. Aber freilich, auch die Gartenkultur will gelernt sein, sie erfordert gute Kenntnisse im Gemüse- und Obstbau, fleißige und geschickte Arbeit, sowie genaue Beobachtung von Pflanzen und Bäumen. Ein Buch, wie das vorliegende, das in erschöpfender Weise Anleitung im Gartenbau gibt, muß deshalb jedem Interessenten hochwillkommen sein. Es kommt hinzu, daß der Verfasser ein praktisch erfahrener Fachmann ist, und daß das gleiche auch von seinen Mitarbeitern gilt. Die einzelnen Abschnitte des Buches, in denen zunächst die Kleinsiedlung behandelt wird, sodann „Der Garten als Kunstwerk", der sich namentlich mit der Blumenpflege befaßt, ferner der zweite Teil des Buches, der dem Nutzwerte des Gartens gewidmet ist, und sich gliedert in eine größere Zahl Abschnitte, von denen nur diejenigen über den Gemüsegarten, den Obstgarten und der Arbeitskalender für den Garten erwähnt seien, lassen die Reichhaltigkeit der in dem Buch gegebenen Belehrung leicht erkennen. Die beigegebenen 222 Abbildungen tragen zum Verständnis wesentlich bei.

Auch die Schrift von Harry Maaß, Lübeck, „Heimstätten und ihre Gärten", Verlag Laube, Dresden, 5,50 Mk. einschließlich Teuerungszuschlag, ist der Ausgestaltung des Gartens gewidmet. Hier gibt ein erfahrener Praktiker reiche Lehren, in einer klaren und leicht verständlichen Darstellungsweise. Die zahlreich beigefügten Pläne und Skizzen sind in einfachster Darstellung gezeichnet, um den Siedler, der an die Arbeit geht, das Lesen zu erleichtern. Der Verfasser behandelt alles, was mit dem Garten in Beziehung steht, nicht nur seine Anlage und Bepflanzung, sondern auch die Einrichtung und praktischste Form der Gartenmöbel und der Laube. Die Wirtschaftlichkeit der Pflanzung steht heute im Vordergrund und der Verfasser zeigt uns in überzeugender Weise, welche Fülle von Gelegenheiten sich hierzu in einem Garten bietet, wie Obstbäume und Fruchtsträucher neben dem Gemüsebau gezogen werden können. Die Zwergobstbäume, in Wahrheit die dankbarsten Fruchtträger, müssen in Zukunft die Obsterzeuger des kleinen Gartens sein. In den Plänen ist die Art der Pflanzung und ihre Verteilung durch die schematischen Pflanzungszeichen zum besseren Verständnis kenntlich gemacht. Die begeisterte Sprache, mit der der Verfasser Schönheit und Lebenswert des Gartens schildert, weckt und erhöht die Sehnsucht nach dem Besitz eines Gartens und die Lust an seiner Pflege. Möge die sehr beachtenswerte Schrift ihren Zweck erfüllen.

Ein ebenfalls aus der praktischen Erfahrung heraus gewachsenes Buch ist dasjenige von Wilhelm Lübbert, jetzigem Direktor des „Heimstätte" für die Provinz Schleswig, betitelt: „Die Kleinhaussiedlung auf dem Lande". Verlag der Ostpreußischen Heimstätte, Preis 12 Mk.

Der Verfasser ist ein bekannter Siedlungsfachmann, den Ausführungen in seiner Schrift kann im allgemeinen zugestimmt werden. Auf Grund seiner Beobachtungen betont er, daß alle Ausführungsarten, die sich an die von alters her überlieferten Bauarten, den Lehmbau, den Staakbau und den Vollholzbau anlehnten, gute, dauerhafte, warme und trockene Wohnräume ergaben, während neuartige Bauweisen in mancher Hinsicht versagten. Als erstrebenswerte Mindestraumzahl für die Kleinwohnung nennt er vier bis fünf Räume, eine Forderung, die unter den heutigen Verhältnissen zwar weitgehend erscheint, die aber trotzdem gerechtfertigt ist. Denn wenn man nur Kleinwohnungen mit geringsten Abmessungen nach Raumzahl und Raumgröße herstellt, so würde man — wie Lübbert es richtig nennt — nur „Arme-Leut-Quartiere" schaffen, d. h. eine unerwünschte soziale Schichtung im Wohnwesen hervorrufen. Für den Fachmann sind noch von besonderem Interesse die Darstellungen des Verfassers über Sparsamkeit bei der Gestaltung der bautechnischen Einzelheiten des Hauses, sie zeugen von guter Erfahrung und gründlicher Durcharbeitung des Stoffes, hier wird jeder, der sich mit der Schaffung von Wohnungsbauten befaßt, zahlreiche Winke finden, wie im einzelnen Ersparnisse erzielt werden können. Dem Lehmbau (Lehmstampfbau, Lehmquaderbau, Lehmpatzenbau sowie einer Anzahl anderer Bauweisen, wie Vollholzbau und Torfsteinbau), sind besondere Abschnitte gewidmet. Sehr beherzigenswert sind die Ausführungen über sparsamen Arbeitsbetrieb auf der Arbeitsstelle und über das Architektenhonorar, in welch letzterer Beziehung der Verfasser mit Recht darauf hinweist, daß zu den Siedlungsbauten naturnotwendig die Architektenschaft heranzuziehen ist, daß letztere sich aber auch bewußt sein muß, daß das Kleinhaus nicht so hohe Architektenhonorare tragen kann wie das Großhaus oder Luxusbauten. Eine Reihe Zeichnungen, die unter anderem Beispiel und Gegenbeispiel, ferner die Konstruktion einzelner Bauteile darstellen, lassen ebenfalls in dem Verfasser den erfahrenen Praktiker erkennen.

Badetechnik der Gegenwart. Bau, Einrichtung und Betrieb neuzeitlicher Badeanstalten mit 26 Abbildungen von Ing. R. Pöthe, 6 Mk. und 10% Teuerungszuschlag. Verlag von Gustav Wolf, Dresden-A. I.

Der Verfasser hat sich zur Aufgabe gemacht, unter besonderer Berücksichtigung aller Neuerungen die wirtschaftlichen und technischen Fragen des Badewesens vergleichend zu besprechen. Einträglichkeit und Wirtschaftlichkeit nehmen einen breiten Raum ein. Für jeden Besitzer sowie Verwaltungs- und Aufsichtsbeamten von Badeanstalten, Kur- und Heilanstalten ist es ein guter Führer und Ratgeber. Auch der Badefachmann, der Architekt und Ingenieur wird manche zweckmäßige und neuzeitliche Anregung darin finden.

Eine für die Kunstgeschichtsforscher recht interessante Arbeit ist die von Dr. Edmund Weigand: Vorgeschichte des Korinthischen Kapitells,

Würzburg, C. J. Becker, mit 27 Abbildungen. Die Arbeit ist von der philosophischen Fakultät der Universität Würzburg als Habilitationsarbeit angenommen.

Die mittlere Ostmark und ihre Hauptstadt Frankfurt (Oder), von Stadtrat Dr. Müller und Assessor Schuster. Verlag Trowitzsch & Sohn in Frankfurt (Oder). Die Schrift will Wege zeigen, wie deutsche Kultur, deutscher Handel nach Verlust einiger Provinzen auch jetzt noch im Osten hochgehalten und weiter entwickelt werden können. Dabei müsse Frankfurt (Oder) der Mittelpunkt, Träger und Förderer der großen Aufgaben deutscher Ostpolitik werden. Es sind gute Gedanken, die in dem Buche niedergelegt sind, in ihrer wirtschaftlichen und politischen Bedeutung verdienen sie besondere Beachtung. Möge es den Anregungen des Buches gelingen, die Bemühungen aller an der Erhaltung ihres Volkstums interessierten Deutschen zu vereinen und wirksam werden zu lassen.

„Der Erdbau" von Ingenieur A. Liebmann, 128 S. mit Abbildungen, 2. Aufl., kart. 4,20 Mk. zuzüglich 50% Teuerungszuschlag. Verlag Degener, Leipzig. Das Buch soll ein Hilfsbuch sein für den Selbstunterricht und die Praxis. Es erfüllt diesen Zweck in bester Weise. In der neuen Auflage ist es vollständig durchgearbeitet und den gegenwärtigen Verhältnissen angepaßt. Neu hinzugekommen sind die Ausführungen über „Dammschüttungen in Mooren" und eine Anzahl von Übungsaufgaben.

Die Schrift von Arthur Winkler, „Kleinhaus und Gemeinde", Verlag Hugo Bermühler, Berlin-Lichterfelde, schildert in beweglichen Worten die Schwierigkeiten, die insbesondere die Landgemeinden der Errichtung von Kleinsiedlungen entgegensetzen. Es sind dies alte Erfahrungen, die man nicht etwa nur in der Umgebung von Groß-Berlin, sondern überall im Reiche machen kann. Sie werden jetzt wohl infolge der politischen Neuorientierung in der Regel nicht mehr so ungeniert zur Geltung gebracht wie früher, aber sie sind noch da und das preußische Ansiedlungsgesetz bietet die willkommene Handhabe. Die Ausdrucksweise des Verfassers ist manchmal ziemlich drastisch, auch schießt er hierbei dann und wann über das Ziel hinaus. Das Buch ist noch neu, und es wäre also nur gerecht gewesen, wenn er die gegenwärtigen Bestrebungen der Staatsbehörden und -beamten einer vorurteilsfreien Würdigung unterzogen hätte, denn daß von dieser Seite alles getan wird, um die Ansiedlung möglichst zu erleichtern und zu fördern, wird der Verfasser wohl anerkennen müssen. Am Schlusse seiner Betrachtungen macht er noch eine Anzahl Reformvorschläge, die er als „Reformminimum" für die bereits bestehenden kleinen Siedlungen im Berliner Vorort-Bereich bezeichnet.

Hinein in die Sphäre der edlen hohen Kunst führt uns das Werk von Prof. Hans Much „Norddeutsche gotische Plastik" (mit 71 Bildtafeln), Verlag Westermann. Es ist der Heimatbücher zweiter Band, ein gutausgestattetes Werk in Großquartformat, Preis 50 Mk. Der erste Band der Heimatbücher behandelt die Backsteingotik. Auch der neue Band ist eine tiefdurchgeistigte Arbeit. Der Verfasser erklärt den weiteren umfassenden Sinn der Heimatkunst. Die Welt der Erscheinungen ist nicht die wahre Wirklichkeit, die wahre Wirklichkeitskunst sucht nach dem letzten Sinn, der hinter der Erscheinung liegt; die wahre Heimatkunst greift weit hinaus über die Bezirke der irdischen Heimat nach dem größten Menschheitsziele, nach dem wahren Wesen in seiner Unergründlichkeit. Sie tut das mit den Mitteln der Heimat, weil sie darin heimisch ist. Die Gotik ist unsere wahre Heimatkunst. Unter allen bildenden Künsten kommt die Baukunst der hohen Aufgabe, von der Gebundenheit an die Erscheinungswelt zu lösen, am nächsten. Die Erscheinungswelt ist ewiges Werden, ewige Bewegung. Die Ruhe als Gegensatz zur Bewegung ist ein wundervolles Ausdrucksmittel für den überweltlichen Zustand. Die erhabene Ruhe buddhistischer und ägyptischer Standbilder ist viel zu wenig verstanden worden. Der Sinn der niederdeutschen Backsteingotik ist Besonnenheit. Die sinnvolle Besonnenheit und sinnengezügelte Beschränkung zeigt auch die ganz unbekannte niederdeutsche gotische Plastik. Die Kunstwerke in vielen niederdeutschen Kirchen, die Verfasser näher bezeichnet, bilden hierfür Beweis. Die großen Schnitzaltäre zeigen am ehesten, und zwar schon im Aufbau, den Unterschied zwischen nord- und süddeutschem Empfinden. Aus allem spricht der niederdeutsche Geist, die überlegene Herrschaft des Gedankens. — Jeder Kunstfreund und jedermann, der nach der Erkenntnis wahrer Kunst strebt, wird aus Muchs Werk Belehrung und Befriedigung schöpfen. Ein kurzer Wanderführer durch die gotische Plastik im Backsteingebiet erleichtert das Auffinden jener Kunstwerke, von denen in dem Buche auf 71 ganzseitigen Bildbeigaben auf Kunstdruckpapier mit erläuterndem Text prächtige Beispiele vorgeführt werden.

Auf gleicher Höhe wie die ebenbezeichnete Schrift steht die Arbeit von Dr.-Ing. Eugen Ehmann, „Der moderne Baustil", Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart. 5 Mk. Der Verfasser sucht an Hand der bedeutendsten Bauwerke der letzten 25 Jahre diejenigen baukünstlerischen Bestrebungen klarzustellen, die zu einer stilistischen Formkultur führen. Das Streben nach völliger Originalität der Architekturformen erklärt er mit Recht als ein Unding. Die Neuschöpfung ist niemals ein Von-vorn-Anfangen, sondern eine Weiterentwicklung, eine Umformung der traditionellen Form durch die schöpferische Begeisterung des Künstlers, während allerdings ein allzueifriges Nachbeten dieser Form allem neuen schöpferischen Leben den Tod bringt. Wenn der Verfasser in seinen Darlegungen über die jetzt herrschende Baugesinnung darüber klagt, daß bei denjenigen, die heute allein große Bauaufgaben vergeben können (Großindustrie, Großhandel, Geldaristokratie), der Zweckmäßigkeitsstandpunkt zu sehr vorherrsche, der das freie künstlerische Schaffen beeinträchtige, so ist das in dieser Allgemeinheit doch wohl zu weitgehend, denn es kann doch nicht geleugnet werden, daß eine große Anzahl von Bauwerken für jene Kreise geschaffen worden ist, wo der Künstler völlig freie Hand gehabt hat. Früher war es namentlich die Kirche, die mit ihren großen Mitteln und für ihre Zwecke der Kunst große und schöne Aufgaben stellte, während es ihr heute an innerer und äußerer Kraft, an Mitteln und Gesinnung fehlt, um die besten künstlerischen Kräfte im Wettbewerb zu sammeln. Mit Recht klagt Verfasser über den mangelnden Kunstsinn im Volke, über den überwuchernden Materialismus, und betont den dringenden Wunsch, die allgemeine Erziehung wieder mehr auf das Schöne und Wahre, auf die höheren geistigen Interessen einzustellen. Das Buch wird zur Klärung und Schärfung des Stilgefühls wesentlich beitragen.

Der Wiederaufbau Ostpreußens 1914/19, von Dr. Ludwig Goldstein. Verlag Hartungsche Zeitungs- und Verlagsdruckerei Königsberg (Preußen). Das Buch bietet einen schönen Beweis von deutscher Tatkraft und Um-

sicht. Kaum waren die Russen, die das Land grausam allen Kriegsregeln spottend zerstört hatten, vertrieben, da ging man auch schon an den Wiederaufbau. Verfasser zeigt, wie hierbei moderne städtebauliche Grundsätze zur Geltung gekommen sind und auf 29 beigegebenen Bildern ist erkennbar, wie auch künstlerischer Geschmack bei aller Einfachheit und Schlichtheit der Architektur Ausdruck gefunden hat. Bei allem Jammer und Weh bedeutet das in Ostpreußen Geschaffene einen Lichtblick und wird dazu beitragen, die schöne Provinz enger an das deutsche Vaterland zu ketten.

Das Erbbaurecht. Verordnung vom 15. Januar 1919, unter Benutzung des amtlichen Materials, bearbeitet von Staatssekretär Scheidt und Geh. Regierungsrat Glaß. Carl Heymanns Verlag. 15 Mk., geb. 20 Mk. Das Buch bildet einen sehr ausführlichen Kommentar der bezeichneten Verordnung, der als maßgebend angesehen werden muß, da er auf amtlichen Materialien beruht. Es kommt hinzu, daß die beiden Verfasser als hervorragende Fachleute auf dem Gebiete des Wohnungs- und Siedlungswesens gelten. Das Erbbaurecht ist zwar ein schon älteres Rechtsinstitut, es ist aber durch die Verordnung, die eine wesentliche Erweiterung der im BGB. gegebenen Vorschriften über das Erbbaurecht darstellt, auf eine völlig neue Grundlage gestellt, wobei den vielen aus der Erfahrung heraus erwachsenen Wünschen zum größten Teil Rechnung getragen ist. Es bietet aber in seiner rechtlichen und wirtschaftlichen Wirkung sowohl als bei der praktischen Handhabung gerade infolge der Neuheit der Verordnung sehr häufig Anlaß zu Zweifeln. Dabei ist es ein Rechtsgebiet, auf dem sehr leicht Fehler und eine irrige Auslegung möglich sind, die den Interessenten unter Umständen außerordentlichen Schaden sowohl in finanzieller als auch in sozialer Beziehung zufügen können. Eine authentische Auslegung des Rechts war deshalb dringend notwendig. Die ausführlichen und klaren Darlegungen der Verfasser geben die zur richtigen Anwendung des Rechts notwendige Grundlage, die auch der weiteren Fortentwicklung des noch sehr ausdehnungsfähigen Rechtsinstituts zugute kommen werden. Wer sich theoretisch oder praktisch mit demselben befassen will oder muß, wird gut tun, sich dieser reichen Quelle der Aufklärung zu bedienen. Als Anhang sind unter anderem beigegeben, eine Darstellung der grundbuchlichen Eintragungen über das Erbbaurecht sowie einige Muster zu Erbbauverträgen.

Muthesius, Herm. Kann ich auch jetzt noch mein Haus bauen? 170 Seiten Preis geb. 10 Mk., München. F. Bruckmann, Akt.-Ges. Das Buch befaßt sich mit der Erbauung bürgerlicher Landhäuser, es zeichnet sich ebenso, wie andere Schriften des Verfassers, durch klare und sachliche, auf großer praktischer Erfahrung beruhender Darstellungsweise aus. Die gegenwärtig herrschende außerordentliche Teuerung auf dem Baumarkt und die Lage der wirtschaftlichen Verhältnisse beschränkt den Kreis der Interessenten, die heute in der Lage sind, sich ein Landhaus zu bauen, allerdings erheblich, so daß die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat, nicht leicht war. Er hat sie aber in den Grenzen des Möglichen gut gelöst. Eine Anzahl Abbildungen zeigen in Grundrissen und Ansichten praktische Beispiele ausgeführter und zur Ausführung bestimmter Bauten.

Wohnungsmangel. Seine Bekämpfung in Theorie und Praxis mit Kommentar zum Reichs-Wohnungsmangelgesetz und Nebenverordnungen. Für die Praxis dargestellt und kommentiert von Magistratsassessor G. Brumby, Erster Vorsitzender des Einigungsamts Neukölln. — 1920. Preis fest gebunden 16 Mk. Industrieverlag Spaeth & Linde, Berlin C 2.

Verfasser ist der Erste Vorsitzende des Einigungsamts Neukölln. Die Erfahrungen, die er in diesem Amte gemacht hat, lassen ihn zur Auslegung und kritischen Beleuchtung der auf die Bekämpfung des Wohnungsmangels und Mietwuchers gerichteten Vorschriften gesetzlicher und verwaltungsrechtlicher Natur besonders geeignet erscheinen. Die Aufgabe, die er sich gestellt, hat er sehr gut gelöst. Er beleuchtet die Materie sowohl vom rechtlichen, als auch vom sozialen Standpunkte aus in erschöpfender Weise. Die Arbeit dürfte auf dem Gebiete des Wohnungsmangelrechts für jedermann eine willkommene Grundlage zur Unterrichtung bieten, sie dürfte auch die Vorschriften gesetzlicher und verwaltungsrechtlicher Art lückenlos umfassen. Das einschlägige Nebenrecht (preuß. Wohnungsgesetz, Mietwucher- und Flüchtlingsverordnung, Siedlungs-, Heimstätten-, Sozialisierungsgesetz usw.) ist mitverarbeitet und der praktische Wert des Buches durch Muster und Beispiele erhöht. Nebenher werden die sozialpolitischen und sozialwirtschaftlichen Probleme und die Reformvorschläge der bekannten Wohnungspolitiker bzw. -theoretiker in gedrängter Form dargestellt.

Naturbauweisen. Ein Ratgeber für Siedler und Baulustige von Alfons Anker. Deutsche Landbuchhandlung, Berlin SW 11. 7,50 Mk.

Die Schrift ist im Auftrage des Reichsverbandes zur Förderung sparsamer Bauweise und in Verbindung mit dem Deutschen Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege bearbeitet. Sie ist vollständig auf den praktischen Gebrauch eingestellt, ihr Wert hat damit wesentlich gewonnen. Es werden alle Möglichkeiten der Sparsamkeit beim Kleinwohnungsbau erörtert, die Naturbauweisen sowie die Sparbauweisen und Sparbaustoffe werden im einzelnen durchsprochen. Dem Lehmbau in seinen verschiedenen Verwendungsarten wird eine besonders eingehende Darstellung gewidmet. Auch die Fragen der rechtlichen Vorbereitung der Bauten (Baupolizei), der grundbuchlichen Angelegenheiten, der Geldbeschaffung, Rentabilität und die Kostenfrage werden behandelt. Zahlreich eingestreute Zeichnungen vervollständigen die technischen Textausführungen.

Die Schrift „Altbewährte heimatliche Bauweisen“, herausgegeben von Dr.-Ing. Lindner unter Mitarbeit von Dr.-Ing. Mäkelt, Reg.-Baumeister Jobst und Architekt Steinmetz (Deutsche Landbuchhandlung, Berlin. 7,50 Mk.) beschäftigt sich ebenfalls mit den Ersatzbauweisen, allerdings in mehr theoretischer Art. Auch hier liegt der Schwerpunkt in einer Besprechung des Lehmbaues, daneben wird noch der Kalksandstampfbau behandelt und die Bedachung mit Ersatzstoffen. Beigegeben sind eine Anzahl bildlicher Darstellungen, u. a. Beispiele heimatlicher Bauweisen in älterer Zeit. Jobst bringt noch einen Plan zu einem in Lehm auszuführenden Wohnhause nebst Stall. Im Anhang sind eine Anzahl Gutachten über Lehmhäuser in gesundheitlicher Beziehung mitgeteilt, die zwar im allgemeinen den Lehmbau als einwandfrei bezeichnen, in einigen Fällen aber gewisse Vorbehalte, namentlich hinsichtlich der Fähigkeit der Lehmwände zur langen Festhaltung von Feuchtigkeit machen.

HERROSÉ & ZIEMSEN G. M. B. H., WITTENBERG

New York.

„Die Klippen“

(Nach einer Radierung von Joseph Pemell.)



Verlegt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

Plan der Stadt München.



Verlegt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

a)

Ausbau des historischen Stadtmuseums und des St. Jacobsplatzes in München.

b)

Ausbau des historischen Stadtmuseums und des St. Jacobsplatzes in München.

STADT-ARCHIV
MUSEUMS-HOF
BILD-WERKE
STADT. GEMÄLDE-SAMMLUNG
STADT. KULTUR-GESCHICHTLICHE SAMMLUNGEN

## München.

**Ausbau des historischen Stadtmuseums und des St. Jakobsplatzes nach dem Entwurf von Prof. Dr.-Ing. H. Grässel, München.**

**a) Vogelperspektive. b) Lageplan und Grundriß.**

a)

b)

München.

Ausbau des Angerviertels
nach dem Entwurf von Prof. Dr.-Ing. H. Grässel, München.

a) Vogelperspektive. b) Lageplan.

 Verlegt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

a)

b)

München.

a) Ansicht der städtischen Anwesen St. Jakobsplatz 1 und 2: Historisches Stadtmuseum und Stadtmarstall. Nach einer Aufnahme vom Februar 1920.

b) Nordseite des St. Jakobsplatzes nach dem Sandnerschen Stadtmodell aus dem Jahre 1572.

 Verlegt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

Anzuchtsfelder und Studiengärten als Glieder unserer Grünanlagen.

a) Die Lage des Staudenanzuchtsgartens im Schutze der Wallanlagen.

b) Grünanlagen-System aus Kleingärten, Spielplatz, Anzuchts- und Blumengärten.

Entwürfe: Harry Maaß, Lübeck.

a) ANZUCHTSGARTEN FÜR ROSEN UND SOMMERBLUMEN NEBST MUSTERGÄRTEN.

b) SCHULGARTEN

## Anzuchtsfelder und Studiengärten als Glieder unserer Grünanlagen.

a) Die Gliederung des Sommerblumen-Anzuchtsgartens mit seinen Versuchsabteilungen.

b) Die Einteilung des geplanten Schulgartens.

Entwürfe: Harry Maaß, Lübeck.



Verlegt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

a)

b)

Anzuchtsfelder und Studiengärten als Glieder unserer Grünanlagen.

a) Teile aus dem Staudenanzuchtsgarten.

Es ist vor allem die Sachlichkeit der Linienführung im Gegensatz zur freien Entwicklung der Umgebung, welche überrascht.

b) Blumenanzuchtsquartiere im Rahmen des Laubendurchganges.

Wege sind mit niederen Hecken, die Anzuchtsfelder dagegen mit höheren Hecken zu deren Schutz umgeben.

Entwurf und Ausführung: Harry Maaß, Lübeck.



Verlegt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

a)

b)

## Anzuchtsfelder und Studiengärten als Glieder unserer Grünanlagen.

a) Teile aus dem Staudenanzuchtsgarten.

Es ist vor allem die Sachlichkeit der Linienführung im Gegensatz zur freien Entwicklung, welche überrascht.

b) Vogelschaubild des Sommerblumenanzuchtsgartens.

Wir müssen sachlich gliedern, wenn wir wirtschaftlich arbeiten wollen. Das trifft vor allem zu bei unseren Nutz- und Gemüsegärten, für deren Aufteilung diese Anlage ein Musterbeispiel bildet.

Entwurf und Ausführung: Harry Maaß, Lübeck.

Abb. 1. Skizze zu einem monumentalen Gebäude.

Abb. 2. Ideenskizze.

Von Wilhelm Schulten, Düsseldorf.



Verlegt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

Abb. 3. Andante.

Abb. 4. Ideenskizze.

Von K. Paul Andrae, Dresden.

Abb. 5.

Landhaus.
(Vorhof.)

Abb. 6.

Krieger - Gedächtniskirche.
(Innenraum.)

Von J. D. Peters, Architekt,
D. W. B. Hamburg.



Verlegt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

PLAN ÖVER MUNKSNÄS OCH HAGA

MUNKKINIEMEN JA HAAGAN ASEMAKAAVA

**Helsingfors.**

Bebauungsplan für das Stadtgebiet „Munksnäs-Haga“.

Architekt: Eliel Saarinen, Helsingfors.



Verlegt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

b)

d)

Helsingfors.

Schaubilder zu dem Bebauungsplan für das Stadtgebiet „Munksnäs-Haga“.
a) Teil von Munksnäs. Übergang von der Villensiedlung zur Siedlung nach geschlossenem System.
b) Der „Munksnäsplatz“ und ein Teil der „Großen Allee“. c) Der Zentralberg von Munksnäs. Gruppe von öffentlichen Gebäuden.
d) „Hagabacken“. Im Stadtteil, der für Bebauung mit niedrigeren Häusern bestimmt ist, wird die Anhöhe von hohen Häusern gekrönt.
Architekt: Eliel Saarinnen, Helsingfors.



Verlegt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

e)

f)

Helsingfors.

Schaubilder zu dem Bebauungsplan für das Stadtgebiet „Munksnäs-Haga“.

e) Aussicht über Munksnäs.

f) Der Zentralplatz und die „Zentralanlagen“ von Munksnäs.

Architekt: Eliel Saarinen, Helsingfors.

g)

h)

## Helsingfors.

Schaubilder zu dem Bebauungsplan für das Stadtgebiet „Munksnäs-Haga".

g) Aussicht über Haga. „Västercirkeln" (Westring) und „Västeranläggningarna" (Westanlagen).
h) Munksnäs. Villensiedlung längs dem Bredviken.

i)

k)

Helsingfors.

Schaubilder zu dem Bebauungsplan für das Stadtgebiet „Munksnäs-Haga".

i) Haga. Die Göran Boije-Höhe. k) Villensiedlung in Haga. Der Kyrkobacken (Kirchhügel) und der Hagapark.

Architekt: Eliel Saarinen, Helsingfors.

l)

m)

## Helsingfors.

Schaubilder zu dem Bebauungsplan für das Stadtgebiet „Munksnäs-Haga".

l) Villensiedlung in Haga. Ein Teil des Hagaringes.

m) Siedlung in Haga. Anfang der Baggböleallee.

Architekt: Eliel Saarinen, Helsingfors.

Mannheim.
Bebauungsplan für das Baugebiet Schafweide und Altwasser.
Vogelschaubild.
Von Architekt Heinrich Voll, Berlin.



Verlegt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

a)

b)

Agra-Tadj.

a) Fernansicht. b) Ansicht vom Giebel des Torbaus.



Verlegt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

c)

d)

Agra-Tadj.

c) Vorderansicht. d) Teil des inneren Screen.



Verlegt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

Wien vor Anlage der Ringstraße, etwa 1844



Verlegt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

PLAN
der
STADT COELN
und der
Umgebung.

Angefertigt zum Zwecke der Stadterweiterung.
Cöln, im Mai 1876.

PLAN
der
STADT COELN
und der
Umgebung.

Angefertigt zum Zwecke der Stadterweiterung.
Cöln, im Mai 1876.

MELATEN
LINDENHÖHE
SÜLZ
WEISSEHAUS
Zollstock
Raderberg
ARNOLDSHÖHE
BAYENTHAL
EHRENFELD
NIPPES
RIEHL
DEUTZ
GEMEINDE DEUTZ
GEMEINDE POLL
RHEIN STROM
Fort I.
Fort II.
Fort III.
Fort IV.
Fort V.
Fort VI.
Fort VII.
Fort VIII.
Fort X.
Fort XI.
FLUR A.
FLUR B.
FLUR D.
FLUR T.
FLUR 32.
FLUR 34.
FLUR 37.
Güter-Bahnhof der Rheinischen Eisenbahn

Köln im Jahre 1876



Verlegt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

Köln

## Vorschlag für die Bebauung des Umlegungsgebietes im inneren Festungsrayon der Stadt

**Idealplan für die Entwicklung Kölns, ausgehend vom Bestand des Jahres 1880**

**Von Professor Paul Bonatz, Stuttgart**



Verlegt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

# Umlegungsgebiet im inneren Festungsrayon der Stadt Köln.

- Bestehende Gebäude
- Öffentliche "
- 4 Stockwerke
- 3 "
- 2 "
- Hauptkanal
- Grenze des Umlegungsgebiets

West · Nord · Süd · Ost

Rhein-Strom

Köln

Voranschlag für die Bebauung des Umlegegebietes im inneren Festungsrayon der Stadt

Gegenvorschlag zum Entwurf von Fritz Schumacher, Hamburg

Von Professor Paul Bonatz, Stuttgart



Verlegt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

Köln

Vorschlag für die Bebauung des Umlegungsgebietes im inneren Festungsrayon der Stadt

Vogelschaubild

Von Professor Paul Bonatz, Stuttgart



Verlegt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

a)

b)

Die Bedeutung des Luftbildes für die Erschließung der Landschaft.

Havellandschaft zwischen Kaiser Wilhelm Turm und Freibad Wannsee.

Von Alfred Abendroth, Berlin.



Verlegt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

1. Reichseisenbahnministerium.
2. Reichseisenbahndirektion.
3. Reichspostministerium.
4. Reichswirtschaftsministerium.
5. Reichsarbeitsministerium.
6. Reichsmarineministerium.
7. Reichswehrministerium.
8. Reichsjustizministerium.
9. Reichsfinanzministerium.
10. Reichsschatzministerium.

11., 14. Reichsministerium des Äußeren.

12., 15. Reichsministerium des Inneren.

13. Staats- oder Bundesrats- und Reichskanzlei.

16., 17., 18. Preußische Staatsbehörden und Volksvertretungen.

19. Bebauungsplan für das Potsdamer Bahnhofsgelände.
20. Bebauungsplan für das Anhalter Bahnhofsgelände.
21. Platz für eine Staatsoper.
22. Gesandtschaftsviertel.

Skizze zu dem Aufsatz: Detail aus dem Bebauungsplan Groß-Berlin.

Von Martin Mächler, Berlin.



Verlegt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

F. O. Koch, phot.

Osaka.

Aus dem Lotosgarten Sumiyoski.

Wohnungsnot und Wohnungssiedlung

Schaubild zu Tafel 34.

Von Architekt Johannes Geist, Berlin



Verlegt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

a)

b)

c)

Maßstab 1 : 125

d)

e)

f)

g)

h)

## Wohnungsnot und Wohnungssiedlung

a—c) Vierfamilienhaus; d) Variante zum Vierfamilienhaus;
e—g) Einfamilienhaus; h) Variante zum Einfamilienhaus

Von Architekt Johannes Geist, Berlin



Verlegt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

# Berlin-Schöneberg

**Erweiterung des zweiten Städtischen Friedhofes**

**Von Gartenarchitekt Leberecht Migge, Worpswede**

Verlegt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

Berlin-Schöneberg

Erweiterung des zweiten Städtischen Friedhofes

Von Gartenarchitekt Leberecht Migge, Worpswede



Verlegt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

## Berlin-Schöneberg

**Erweiterung des zweiten Städtischen Friedhofes**

**Von Gartenarchitekt Leberecht Migge, Worpswede**



Verlegt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

Berlin-Schöneberg

Erweiterung des zweiten Städtischen Friedhofes

Ehrenfriedhot

Von Gartenarchitekt Leberecht Migge, Worpswede



Verlegt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

Berlin-Schöneberg

**Erweiterung des zweiten Städtischen Friedhofes**

**Ehrenfriedhof**

**Von Gartenarchitekt Leberecht Migge, Worpswede**

a)

c)

d)

e)

b)

## Lübecker Siedlungen

a) und c) Siedlung an der Gärtnergasse; b) Kleinsiedlung beim Krempelsdorfer Volkspark; d) Kleinsiedlung am Kücknitzer Mühlenteich; e) Übersichtsplan der Kleinsiedlungen. Maßstab: a) b) d) 1 : 7500; e) 1 : 15000

Von Baurat Friedrich Virck, Lübeck



Verlegt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin

a)

b)

## Marktplatz und Kirche

a) Marktplatz in Coesfeld (Westfalen). b) Marktplatz in Dülmen (Westfalen)

Von K. Riemann, Düsseldorf



Verlegt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

a)

b)

a) Plan Hamburgs aus dem 16. Jahrhundert.

b) Älteste Karte von Kopenhagen. Zeigt die Größe des ältesten Hafens.
(Aus Möllers Publikation.)

Die großen Kopenhagener Hafenpläne

Von Bauinspektor W. Jakstein, Altona



Verlegt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

Die großen Kopenhagener Hafenpläne

Von Bauinspektor W. Jakstein, Altona

Plan A aus Möllers Publikation



Verlegt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

KOPENHAGEN
ÖRE-SUND
KONGEDYB
SEELAND
BRONSHOJ
FREDERIKSBERG
VALBY
CHRISTIANSHAVN
FREIHAFEN
KASTRUP
KALVEBOD-STRAND
DRAGÖR
KÖGEBUCHT
AMAGER

Strasse
Eisenbahn alt
Eisenbahn neu
bebaut
Einzelgebäude
proj. Hafen

nach H.C.V. Möllers Projekt

Die großen Kopenhagener Hafenpläne

Von Bauinspektor W. Jakstein, Altona

Plan A aus Möllers Publikation schematisch dargestellt



Verlegt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

Die großen Kopenhagener Hafenanlagen

Von Bauinspektor W. Jakstein, Altona

Jaksteins Ideenskizze für die neuen Hafenanlagen Kopenhagens sowie für eine städtebauliche Aufteilung des Geländes unter Zuschüttung eines Teiles des Kalvebodstrandes



Verlegt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

a)

b)

c)

d)

## Alte Stadtbaukunst in Oberschlesien

Von Stadtarchitekt Richard Konwiarz, Breslau

a) Ober-Glogau, Marktplatz mit Rathaus (1608). b) Pleß, Haus am Ring.
c) Ratibor, Matka-Bósa-Kirche (1727). d) Ober-Glogau, Schloß

e)

f)

g)

h)

Alte Stadtbaukunst in Oberschlesien

Von Stadtarchitekt Richard Konwiarz, Breslau

e) Ober-Glogau, Schloßkapelle. f) Ober-Glogau, Schloßtor mit Durchblick nach dem Rathaus. g) Kreuzburg, Haus am Ring. h) Tost, Bergfried der Burg



Verlegt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

i)

k)

l)

m)

## Alte Stadtbaukunst in Oberschlesien

Von Stadtarchitekt Richard Konwiarz, Breslau

i) Cosel, Ratsturm. k) Cosel, Garnisonkirche (1787). l) Ottmachau, Rathaus mit Ratsturm von 1618. m) Ottmachau, Sperlingsturm

n)

o)

p)

q)

## Alte Stadtbaukunst in Oberschlesien

Von Stadtarchitekt Richard Konwiarz, Breslau

n) Neustadt, Brunnen auf dem Ringe (1696). o) Neustadt, Heiligenstandbild auf dem Ringe. p) Ratibor, Ringbild mit Mariensäule von 1723. q) Oppeln, Ringecke mit evangelischer Pfarrkirche (früher Minoritenkirche)

r)

s)

t)

u)

## Alte Stadtbaukunst in Oberschlesien

Von Stadtarchitekt Richard Konwiarz, Breslau

r) Ratibor, Neumarkt mit Nepomukfigur. s) Ober-Glogau, Ring.
t) Oppeln, Herberge (um 1800). u) Pleß, Schlößchen Ludwigswunsch (um 1800)



Verlegt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

Agra-Sicandra

Grabdenkmal Akbars aus der Ferne gesehen

Agra

Futtehpore Sikri

zum STADTWALD (analog Tafel 52)

# Entwurf zur Entschließung des Rayons in Köln

Architekt Professor Dr.-Ing. Hermann Jansen, Berlin



Verlegt bei Ernst Wasmuth, A.-G., Berlin.

# CÓLN a/RH.

## RAYONERSCHLIESSUNG

ENTWURF: HERMANN JANSEN

BERLIN. W. 35. 1919 PROF. Dr.ing.e.h.

Hermann Jansen Berlin Nov. 1919



Entwurf zur Entschließung des Rayons in Köln

Architekt Professor Dr.-Ing. Hermann Jansen, Berlin

Verlegt bei Ernst Wasmuth, A.-G., Berlin.

Rhein-Strom

Hermann Jansen, Dez. 1919.

547



Entwurf zur Entschließung des Rayons in Köln

Architekt Professor Dr.-Ing. Hermann Jansen, Berlin

Verlegt bei Ernst Wasmuth, A.-G., Berlin.

## Erschließung des Rayons der Stadt Köln

**Architekt Prof. Dr.-Ing. Hermann Jansen, Berlin**

Platzanlage an der Aachener Straße — Gegenvorschläge
(Typ einer Vereinigung von Architektur- und Grünplatz)

CÖLN a/RH. RAYON-ERSCHLIESSUNG
PLATZGESTALTUNG a. d. AACHENER-ST.
GEGENVORSCHLAG 3

Dürener Str.
Bachemer Str.
Aachener Str.
Norden
Hermann Jansen. Nov. 1919
549

CÖLN a/RH. RAYON-ERSCHLIESSUNG
PLATZGESTALTUNG a. d. AACHENER-STR.
GEGENVORSCHLAG 4

Dürener Str.
Bachemer Str.
Aachener Str.
Norden
Hermann Jansen. Nov. 1919
552

## Erschließung des Rayons der Stadt Köln

Architekt Prof. Dr.-Ing. Hermann Jansen, Berlin

Platzanlage an der Aachener Straße — Gegenvorschläge
(Typ einer Vereinigung von Architektur- und Grünplatz)



Verlegt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

Tafel 61.

b)

a)

c)

## Neue Kleinmiethaus-Bebauungen

Adolf Rading, Breslau



a) Typ I u. II. b) Hausreihe der Wohnungstypen I u. II. c) Typ III u. IV.

Verlegt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

d)

e)

## Neue Kleinmiethaus-Bebauungen

Adolf Rading, Breslau

d) Schema eines Wohnquartiers aus Häusern der Typen I u. II
e) Schema eines Stadtteiles aus Häusern der Typen I u. II

 Verlegt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

f)

g)

h)

Neue Kleinmiethaus-Bebauungen

Adolf Rading, Breslau

f) Typ V. g) Wohnküchenfront, Typ V. h) Treppenhausfront, Typ V



Verlegt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

i)

k)

l)

Neue Kleinmiethaus-Bebauungen

Adolf Rading, Breslau

i) Typ VI. k) Bebauungsschema mit Häusern, Typ VI
l) Straßenbild mit Häusern, Typ VI.



Verlegt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.